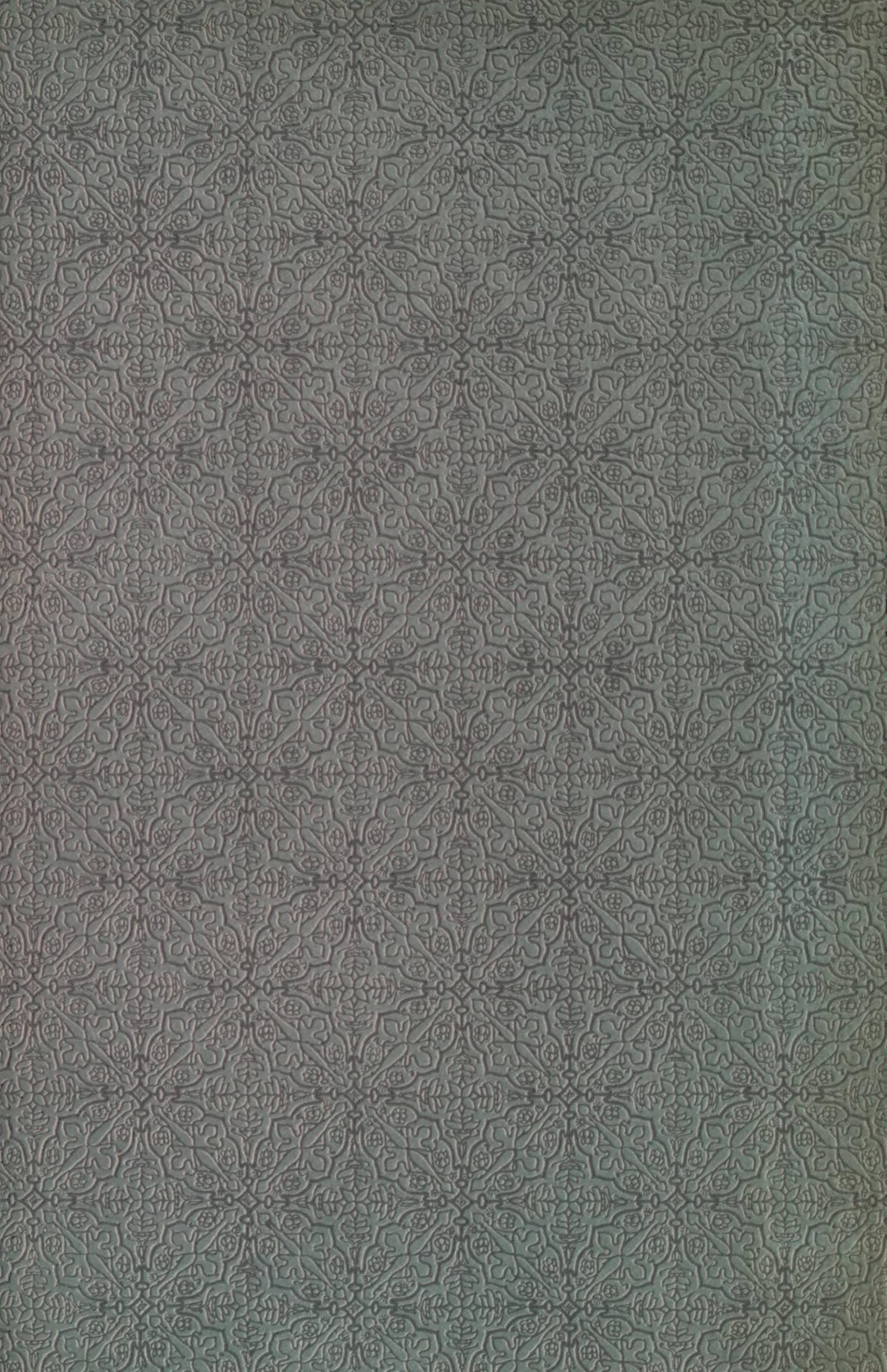
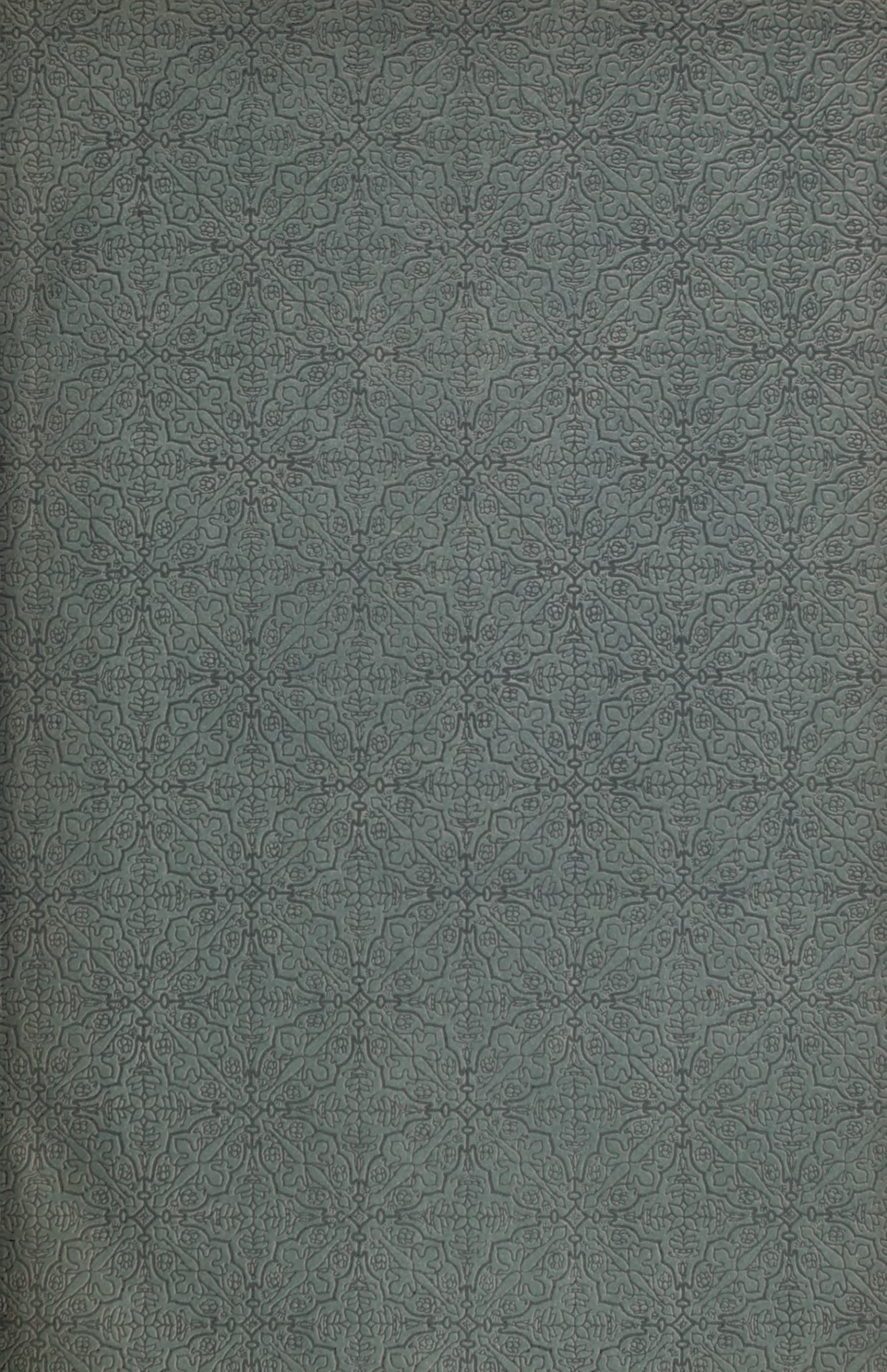
GOETHE und SCHILLER



UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY





Goethe und Schiller.

Im Werden der Kraft.

(1.—5. Tausend.)

LG
G599
.Ybur

Goethe und Schiller.

Im Werden der Kraft.

Von

Julius Burggraf.

Nun glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt.
Goethe über Schiller.



60627
17/9/03

Stuttgart
Verlag von Carl Krabbe
1902.

Das Recht der Uebersetzung wird vorbehalten.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Herrn Schulrat Dr. Wilhelm Ausfeld,

dem Leiter der Erziehungsanstalt Schnepfenthal i. Thür.,

und in ihm allen Freunden dort, Männern und Frauen,

in treuer Verbundenheit

gewidmet vom

Verfasser.

Bremen, im Januar 1902.

Inhaltsverzeichnis.

II.

Die Jugendwelt in den Dichtungen.

Einleitung.

Wo am Ende des Thüringer Hügellandes des Wanderers Blicke noch einmal zurückschweifen über die sonnige Weite, und er nun, angelockt von dem blau dämmernden Schimmer der Berge, erwartungsvoll die Waldespracht Friedrichrodas betritt, an diesem Platze, der das Gemüt anheimelt wie ein Gedicht von genossenem Kindheitsglück und grüßender Jugendhoffnung, hat einst der berühmte Philanthropist Salzmann als Pflanzstätte tüchtiger Manneskraft sein Schnepfenthal gegründet. Ein frischer gesunder Odem weht durch diese schlichten Räume, von deren Portale der Wahlspruch des Stifters, in drei Buchstaben angedeutet, herniederschaut:

D.
D. H.
Denke! Dulde! Handle!

Diese Inschrift ist das Samenkorn des vorliegenden Buches. Unzähligemal hat der Verfasser sie vor Augen gehabt, wenn er früher von der nahe gelegenen Stätte seiner Wirksamkeit als Gast einkehrte in Schnepfenthals traulichem Pfarrhause, und dann später, als die eigenen Söhne fern vom Getriebe der Großstadt hier in der Anstalt stille und doch so reiche Jahre aufstrebender Jugend verlebten.

Das Wort redete ihm von dem weisen Erzieher, der, allem Schablonenwesen abgeneigt, eines jeden Eigenart zu verstehen, die in der Natur liegenden Mängel freundlich zu

tragen, aber aus dem in der individuellen Anlage Gegebenen Lebenswerte zu gestalten bemüht ist. Es zeigte ihm zugleich das Ziel, auf das des Jünglings Charakter hinzuführen ist, die harmonische Vereinigung von geistklärendem Freisinn und seelenläuterndem Glauben, von demütigem Gottvertrauen und fest zugreifender Willensstärke, von hohem Herzensidealismus und praktischer Brauchbarkeit. Vor allem aber erschien es ihm als eine an die Jugend selbst gerichtete Mahnung: nicht aus dem oberflächlichen Kopfe, sondern aus gründlicher Bildung und dem daraus entstehenden eigenen Gedankenschatze; nicht aus der eitlen und störrischen Selbstgefälligkeit, sondern aus dem Selbstgefühl, das sich jedem guten Einfluß fügsam offenhält; nicht aus müßiger Sinnenlust, nicht aus zerfahrenem Sichgehenlassen, sondern aus pflichtenfroher Gewissenhaftigkeit erwächst hier des Mannes herrliches Vollbringen. Siehe da, das Werden der Kraft! — so stand's mir über der Pforte von Schnepfenthal.

Die Buchstaben der Inschrift hatten Leben angenommen, aber entspricht dieses Leben dem Sinne des heutigen jungen Deutschland? Geht nicht durch die moderne Geisteswelt, unsere gebildeten Jünglinge tausendfach berückend, eine Richtung, die solche Erziehungsgrundsätze als Ausdruck einer Lebensanschauung betrachtet, die nur marklose und unselbständige Seelen und ganz und gar keine starken Menschen zu erzeugen vermöge? Zu meinen Ohren drang ein wildes Lied in grellen Tönen von eines wirren Herzens verstimmten Saiten. Das sang von den Glutaugen des Trotzes, der keine Zucht mehr dulden will, der Leidenschaft, die keinen Beruf zu segensvollem Wirken in der Welt anerkennt, des genialen Dünkels, der alles verachtet, was der kultivierten Menschheit bisher heilig gewesen ist. Weg mit der Religion, ein aufgeklärter Mensch kann nur noch Atheist sein! Weg mit dem Moralgesetz, dem kategorischen Imperativ, für die unverfälschte Natur giebt's nur ein Jenseits von Gut und Böse! Weg mit dem Ideal, wir schwören auf des Staubes und des Sumpfes Realismus! Wir wissen nichts von einer Versöhnung in dem Leben um uns und streben

nach keiner Harmonie in uns. Wir sagen uns los von der Liebe, dieser Sittlichkeit der Sklavenexistenzen, diesem Wahngebilde der Schwächlinge. Als die großen freien Zukunftsmenschen huldigen wir dem geistigen Nihilismus, dem schönen üppigen Selbstsuchtsgefühle, der unbändigen, auf den Trümmern der christlichen Welt aufjauchzenden Kraft des Uebermenschen! Also sprach der Philosoph des Tages, und in Poesie und Prosa summt jetzt der Chor der jugendlich unklaren, ihrer Selbstvernichtung frohen Geister es ihm nach.

Und was wollen wir machen, wir Freunde und Anhänger der alten Ideale? Wollen wir unter Zarathustras Liede vom Werden der Kraft uns wirklich als die armseligen und abgelebten Schwächlinge vorkommen und auslöschen jene Worte unserer Lebensanschauung? Nein, wir wollen glauben an unsere Heiligtümer, wie der Fels glaubt an seine granitene Brust. Wir wollen glauben an den guten Kern unserer deutschen Jugend, wie die Frühlingssonne an Blumen glaubt. Und wir wollen unserer Jugend die Geister zeigen, die in jenem alten Schnepfenthäler Zeichen leben.

Daraus steigen vor unserem inneren Auge Don Karlos auf und Marquis Posa, die Schöpfungen des Jahres 1784, da Salzmann sein jugendfreundliches Werk begann; und zugleich tauchen Wilhelm Meisters und Mignons Schatten auf, die Zeugen der gleichen Tage. Dort die Heldenseelen aus Schillers gewaltigem Befreiungsdrama, das nie aufhören wird, in jedem unverdorbenen jugendlichen Herzen heiße Flammen der Begeisterung zu entfachen. Hier die Romangestalten aus Goethes Irrgarten der Illusionen, für den man sich im frühen Alter allerdings noch nicht zu erwärmen vermag, der sich erst von dem gereiften Leben recht verstehen und würdigen läßt, der aber ebenso wie jene Tragödie das Sichentwickeln der Jugendkraft zum Thema hat. Und was diese beiden Dichtungen von des Jünglings Erziehung unter der Leitung treuer Freundeshand nun enthalten, was sie als Grund und Weg und Ziel seiner Vollendung zeichnen, was ist das anderes als ein großartiges poetisches Bekenntnis zu der Wahrheit obiger Inschrift?

Wer hört nicht aus jedem Auftritt des Dramas, aus jedem Kapitel des Romans diesen Dreiklang heraus? Nur in des Gedankens und der Ideale reinen Regionen, in der Gedankenfreiheit, die Ehrfurcht vor dem ewig Guten, Schönen und Wahren ist und dem Göttlichen lebt mit heiligem Herzensdrang, nur in diesem Hochflug des Geistes erwacht der Seele edle Kraft; in des Lebens strenger Zucht, unter schmerzlichen Erfahrungen, zu willensstarkem Selbstverzicht und großer Gesinnung muß sie geübt, geläutert werden; in der Liebe opferfreudig sich hingebender That erweist sie sich und findet Glück spendend und Leben wirkend ihr eigenes Lebensglück — das sind die Grundtöne des klassischen Humanismus, wie hier, so fast in all seinen Jugendbildern, — das ist der Wiederklang aus dem eigenen Sein und Werden unserer Dichter. Ja, aus dem „Denke! Dulde! Handle!" des bedeutenden pädagogischen Zeitgenossen unserer Klassiker erhebt sich das reiche schöne Jugendleben, das ihre Poesie uns in unvergänglichen Gestalten vor die Augen gestellt hat, und daraus erheben sie selbst sich in ihrer Jugenderscheinung, die lichten, großen Seelen, vor denen die Uebermenschen unserer Tage sich doch recht klein ausnehmen.

Was so mein Geist von der erlebten wie von der gedichteten Jugendwelt Goethes und Schillers erschaut hat, das sucht dieses Buch zur Darstellung zu bringen. Nicht giebt es sich als ein starres und mürrisches Gesetz, das mit dem Fingerzeig auf die Klassiker dem Denken und Streben der Gegenwart die selbständige Bewegung unterbinden möchte. In inniger Fühlung mit dem jugendlichen Sinne unserer Geisteshervoen freut sich der Verfasser vielmehr des regen drängenden Lebens, des Suchens und Ringens nach dem Neuen, der starken und freiheitlichen Triebe, die das heutige Geschlecht beseelen, und er hofft, daß dasselbe, besonders in den Partien über Goethes Brausezeit, sich nicht nur im Stoffe selbst, sondern auch in der Art, wie dieser aufgefaßt ist, von einem verwandten Wesen berührt sehen wird. Aber in die gärende Erregung unserer jungen Geister will das vorliegende Buch hineintreten als ein

Gemälde von unverbildeter und gesunder Jugendkraft, das ihnen in ihrer suchenden Entwicklung auf die rechte Spur verhelfen und sie bewahren möchte vor jener öden Negation, die so wenig Verständnis hat für das Ewige, Unantastbare in der Menschenseele, dessen Verletzung sich doch immer aufs bitterste rächt. Es wollen diese Blätter dem jungen Deutschland die oculi truces zeigen, die einst Tacitus an den Germanen bewunderte, die Feueraugen voll Trotz, vor denen die alte Welt sich fürchtete und die mit imponierender Gewalt durch die neue Welt flammen: wie die aber nicht nach heute vielfach beliebter Deutung das leidenschaftlich verzehrende Sprühen der „blonden Bestie" sind, nicht das unheimliche Gefunkel einer wüsten Naturkraft, sondern das segenspendende und immer reiner sich aufhellende Geistesleuchten jenes Idealismus, der allem Niedrigen und Unwürdigen, allen Aengsten und Anfechtungen des Lebens, allem, was in uns und um uns die freie Seele knechten will, unbeugsam Trutz bietet.

Der Verfasser übergiebt das Buch dem großen Publikum der Gebildeten, die Verehrer unserer Klassiker sind und Herz und Interesse haben für die aufstrebende Generation; in erster Linie dieser selbst. Wie seine Veröffentlichung über „Schillers Frauengestalten", so möchten auch diese Ausführungen in recht viele weibliche Hände gelangen. Es ist allerlei darin, was unmittelbar das Frauenherz angeht, und im übrigen gilt ja auch dem weiblichen Geschlechte unserer Tage mehr denn je Schillers Zuruf:

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn;
Mußt ins Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

Besonders aber ist das Werk für die junge Männerwelt bestimmt. Es fordert Leser, die, erfüllt von dem Verlangen, an ihren Dichtern sich zu bilden, gewillt und befähigt sind, einem Geistesleben nachzugehen, das über die Sphäre des Alltäglichen hinausführt. Doch ist das Bemühen darauf gerichtet gewesen, daß das Buch von dem Gereifteren auch schon in jüngeren Jahren mit Interesse und Gewinn gelesen werden kann. Sollte er aber dann beim späteren Wiederaufschlagen der Blätter finden, daß sich ihm darin nun neue Tiefen aufthun, und daß das Buch inzwischen mit ihm gewachsen ist, so wäre die Absicht des Schriftstellers erreicht. Denn er gedachte etwas zu schaffen, was dem Jüngling in den Stunden aufgeschlossenster Seelenempfindung sich anbiete, was mit ihm hindurchgehe durch die Jahre des Sturmes und Dranges, was auf der Universität, oder wo sonst sich seine Lebensauffassung ausgestalten mag, ihm wertvoll bleibe und zu ihm reden dürfe bis an die Schwelle der vollen Lebensreife.

In die übergroße Goethe- und Schiller-Litteratur fügt sich die vorliegende, auf Vergleich und Ergänzung angelegte Behandlung der beiderseitigen Jugendentwicklung und der beiderseitigen Jugendzeichnung als ein in dieser zwiefachen Zusammenfassung noch nicht Vorhandenes ein, als Versuch einer klassischen Jugendmonographie, von der sich wohl manche neue Einblicke erwarten lassen. Es würde den Verfasser freuen, wenn auch diese aus langjährigen Studien hervorgegangene Arbeit als ein einigermaßen beachtenswertes Glied der litteraturgeschichtlichen Forschung aufgenommen würde. Aber am meisten würde es ihn doch beglücken, wenn ihm im Laufe der Zeit aus dem Publikum Stimmen entgegenklängen, die es ihm bezeugten, daß das Werk ihnen ein treuer Freund gewesen ist

im Werden der Kraft!

I. Teil.

Goethes und Schillers Jugendentwicklung.

Erstes Kapitel.

Konfirmation.

Der Knospe im Taue vergleicht der junge Weimarer Goethe in „Hans Sachsens poetischer Sendung" seines Sängers Seele. Wenn nun der erste Teil unseres Buches sich die Aufgabe stellt, an dem Lebensgange unserer Dichterfürsten bis hin zum mannesreifen Erfassen ihrer poetischen Sendung ein großes Doppelbild jugendlicher Herzens- und Charakterentwicklung zu zeichnen; wenn da vor unseren Augen sich allmählich die reiche Welt alles dessen aufthun wird, was nur immer in hochbeanlagter Jünglingsbrust an schönen, tiefen Empfindungen, an kühnen Gedanken und drängender Kraft sich regen mag, so soll dieser einleitende Abschnitt uns erst einmal vor ihr leise aufbrechendes Knospenleben führen und zwar vor die Knospen im Tau: Goethe und Schiller in der Zeit ihrer religiösen Jugendweihe.

Unwillkürlich tauchen da in dem Leser wohl eigene Lebenserinnerungen auf, ein Gedenken jenes wunderbaren Jugendtages, da alles in ihm Hoffnung, alles frohe Erwartung war. Feierlich läuteten die Glocken, und die Stimmen vom Turm hielten Zwiegespräch mit den Geistern im Innern. Das war die Rede, aus Tönen der Luft und des Herzens gewoben: Ueber der Kindheit enge Grenzen geht's nun hinein in die Lebensfülle! Das Träumen in des Hauses Bereich, nun wird's ein Tummeln werden auf Auen groß und weit! In manches rätselvolle Waldesdunkel werden die scheuen Schritte dringen, und erklimmen dürfen sie jetzt die Berge dort, die fernen im Sonnengolde, um draußen das Glück zu suchen! Hinaus in der Menschen buntes Getriebe, hin zu neuen Freuden!

So der Erdglocke Gruß. Aber über ihr schwebte die große,

die Himmelsglocke. Mit dumpfem Klange deutete sie des Tages tieferen Sinn. Ein Außerordentliches kündete sie an, eine That göttlicher Berührung, einen unvergeßlichen Augenblick: zur Einsegnung lud sie das junge Christenherz, — komm! erfahre, was Leben ist! Die Orgel ertönte, eine Melodie so sanft, so freundlich und wohlthuend. Rasch aber wuchs sie aus zu der Pfingsten Sturmesbrausen, ein Lied voll Kraft und Drang, voll Kampf und Mut. Dann wieder wie aus den Höhen herab heimgegangener Liebe seliges Triumphieren. Nun ein leis verklingender Friedenshauch. Was das junge Leben bisher von sorgender Elternhand empfangen hatte, was ihm im Straucheln an Geduld und Treue zu teil geworden war; des Kindessinnes Freude am Danken und Dienen, wie seine Neigung zu Vertrauen und inniger Hingabe; sein reines Wollen und seines Innern noch ungeschwächtes Vermögen, die Ehrfurcht, die vor dem Heiligen sich willig beugt — das alles sammelte sich in lichtem Chor um die lauschende Seele.

Mit erhobenem Gefühl schaute dieselbe hinein in das Reich jener Liebe, die aus Schmerz, Sünde und Sehnen des Menschen Heil bereitet. Zu ihr drang etwas von der Klage der Geister, die kein Genüge finden können im Erdgewühl; ein Seufzen nach Freiheit in entnervender Weltumklammerung, nach Errettung aus Unkraft und des Staubes Verödung. Ja, ein Nichts ist der Mensch in seiner Selbstheit irrendem Schweifen, aus Fleisch und Blut kommt ihm kein Leben. Aber dem immer strebend sich Bemühenden fließt der Gnade Born, und hohe Zucht führt ihn zur Geisterwürde. Auch du bist berufen, in ihr dich selbst zu finden und durch sie reich und herrlich zu werden! Sie will dir heben helfen die Schätze, die du jetzt noch schlummernd in dir trägst! Sie will in dir und einst durch dich schaffend bilden, was schön und groß und göttlich ist! — da jauchzte das Herz.

Und vor sich sah es seines Geschlechtes erhabenen Genius, der Wahrheit menschgewordenes Geisteswort. Aus der Erde leidensschwerem Kampfe erstanden, ein Bild des Friedens, sein Wesen Hoheit und Güte, in seinen Zügen weltüberwin-

dende Heldenstärke. Kraft des Lebens ging von ihm aus und heilige Weihe. Ergriffen von einem mächtigen Zuge, drängte alles Sehnen zu ihm hin, um in ihm gut und rein, treu und wahr zu werden. Und mit den Genossen geschart um des Altares Stufen, spürte man, wie eine Hand sich segnend ausstreckte: dem Staube entrückt empfand es das junge Gemüt, daß die Rebe nur Frucht bringen kann an ihrem Weinstock, und mit des Glaubens grünenden Ranken umschlang es des Meisters verklärte Gestalt.

Haben wir uns nun auch den jugendlichen Goethe, den jungen Schiller in solcher Hochstimmung zu denken, als sie gemäß der damaligen Sitte in ihrem dreizehnten Lebensjahre konfirmiert wurden? Wir staunen über diesen frühen Termin. Heute hält man darauf, daß die Einsegnung, wenn irgend möglich, nicht vor vollendetem sechzehnten Jahre stattfinde. Da es sich hier aber um zwei junge Geister von außerordentlich früh entwickeltem Empfindungsleben handelt, so konnte bei ihnen die verständnisvolle Aufnahmefähigkeit für den Unterricht der Kirche immerhin schon vorhanden gewesen sein, um so mehr, da sie von klein auf unter solchen Einflüssen gestanden hatten. Im schwäbischen Elternhause besaß die Religion die unbedingte Vorherrschaft, im frankfurter Hause galt sie wenigstens sehr viel, und in beiden war es eine mit Weisheit und Freiheit gepaarte ehrliche Ueberzeugung, die wohl geeignet war, die Herzen der Knaben für sich zu gewinnen. Schillers Vater vertrat in der Familie den Glauben sogar mit produktiv anregender Kraft; Goethes Vater stand demselben mehr mit freundlichem Gewährenlassen gegenüber. Die Frauen aber waren tiefinnerliche Naturen, die ernstgerichtete und bürgerlich einfache sowohl wie die schöngeistige und lustig sprudelnde. Bei jener, der Mutter Schillers, war der Christensinn der verborgene Quell, aus dem all ihr Leben und Streben hervorging. Bei der Frau Rat war er des Herzens Stern inmitten des Blütenkranzes vieler Interessen. Gleich sehr waren sie beide davon durchdrungen, daß alles Bedeutende der Menschenseele,

sittliche wie geistige Tüchtigkeit, jegliches wertvolle Schaffen, nur in der Hinwendung zu ihrem göttlichen Ursprunge entstehen könne; deshalb hielten sie es für ihre dringendste Aufgabe, die Herzen ihrer Kinder demselben zuzukehren. Goethe hat zeitlebens eine Vorliebe gehabt für das alte lateinische Kirchenlied, das den heiligen Geist als den Schöpfer alles großen Denkens und Fühlens preist. Nun die treue Mutterliebe wurde hier wie dort solch ein beständig die Söhne umwaltendes **Veni creator spiritus**!

Dazu kam bei ihnen je eine Gestalt, durch die ihre Kindheit einen geistlichen Hintergrund gewann. Bei Schiller war es der Pfarrer Moser in Lorch, einst dort sein Lateinlehrer und ein oft besuchter, oft auch im Elternhause als Gast gesehener Freund des Vaters, dessen Bild dem Knaben auch in Ludwigsburg lebendig blieb, das Bild der strengen Wahrheit und des verkörperten Gewissens; ein Mann, der durch den Zauber einer reinen, Gotteskräfte in sich bergenden Persönlichkeit hohe Würde um sich breitete und trotz seinem herben Wesen die Geister zu bezwingen verstand. So hat der Dichter ihn hernach in seinen „Räubern" verewigt. Bei Goethe dagegen war es eine edle Frauengestalt, Susanne von Klettenberg, die Verwandte und ältere Freundin der Mutter. Ihr dichterisches Denkmal sind „Die Bekenntnisse einer schönen Seele" in „Wilhelm Meisters Lehrjahren." Zwar erst während seiner Studienzeit trat die fromme Herrnhuterin dem Jüngling in segensvollster Berührung persönlich nahe, aber schon der Knabe hat in ihrer Erscheinung etwas wie den Odem aus einer höheren Welt verspürt. In dieser Sphäre lebte ihr ganzer Sinn. Durch die Erdenwelt nur den Aufstieg dorthin nehmend, ging sie einher in der ruhigen Sicherheit des Geistes, der alles, was hier den Menschen erregt, überwunden hat und der mit des Glaubens aufgeschlagenen Blicken selig schon jetzt des Himmels Frieden trinkt. Dabei war die geistvolle Frau aber über alle Engherzigkeit und Einseitigkeit des Pietismus durchaus erhaben. In solchem Wesen der Weh und Freud Entrückten und der dem Herrn Verlobten, was bei ihrer Denkweise eine rein ideale

Empfindung war, lag für die Mitmenschen ein unendlicher Reichtum von Güte, von milder Beurteilung und sanft zum Ewigen hinziehender Herzensgewalt.

Derartige Einwirkungen von seiten der Eltern und ihrer Freunde haben das Seelenleben der beiden Knaben aufs tiefste beeinflußt. So sehen wir den kleinen Schiller ungerufen von jedem Spiele wegeilen, sobald der Vater das selbstverfaßte Gebetbuch aufschlug, oder wenn die Mutter aus dem Evangelium vorlas. „Dann war es ein erfreuender Anblick, schreibt seine ältere Schwester, den Ausdruck der Andacht auf seinem jugendlichen Gesichte zu sehen. Seine frommen blauen Augen zum Himmel gerichtet, das rötlich gelbe Haar, das seine feine Stirn ummalte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen." Bekannt ist seine durch die ganze Kindheit sich hinziehende Neigung zum geistlichen Berufe. Hat er doch selbst noch auf der Karlsschule den Kameraden heimliche Erbauungsstunden gehalten. Aber auch schon im siebenten Jahre versuchte er sich gar ernsthaft als Prediger.

Im gleichen Alter findet sich bei Goethe jener merkwürdige, am Schluß des ersten Buches von „Dichtung und Wahrheit" so hübsch geschilderte priesterliche Zug. Wahrlich ein seltenes Kind, das so früh den Drang verspürt, mit dem Unsichtbaren in der Schöpfung in ein engeres Verhältnis zu treten; das an die lodernde Flamme als Sinnbild für sein aufsehnendes Gemüt denkt, schließlich aber in dem gelinden Verdampfen eines Räucherkerzchens seine mystischen Gefühle noch besser ausgedrückt findet. Man könnte geneigt sein, den Knaben, wie er vor seinem Altare des ersten Sonnenstrahls harrt und dann unter Himmelsglanz und Opferrauch die höchste Herzensandacht genießt, mehr für Dichtung als für Wahrheit zu nehmen, wenn nicht doch die Art, sich das Erforderliche zu verschaffen, und die ganze Inscenierung der Sache etwas so durchaus Jungenhaftes hätte.

Aus dem Altare der Anbetung wurde einige Jahre später der Tisch, auf dem die Bibel einen Ehrenplatz hatte, um täglich gelesen und, so gut es ging, durchforscht zu werden. Selbst

Kommentare wußte das junge Menschenkind sich zu verschaffen. Vor allem zog ihn damals die Patriarchengeschichte an und darin vornehmlich die auch zu den ersten dichterischen Versuchen ihn lebhaft anregende Josephgestalt. Wenn Sallet in seinem Laien-Evangelium singt:

O Morgenland! wie ein Erinnern schallend,
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menschheit in der Wiege lallend
Und langte spielend nach des Himmels Sternen —

so ist damit das in der Bibel gezeichnet, was wohl auch über Goethes und Schillers Kindheit zunächst seinen Zauber ausübte. Es war die Poesie des von geheimnisvollem Duft umwobenen Jugendlandes. Im weiteren dann überhaupt die Poesie der biblischen Darstellung, sowohl die sinnige in ihren schlichten, anschaulichen Erzählungen, wie die gewaltige in ihren prophetischen Reden und ihren apokalyptischen Zukunftsbildern. Besonders diese Sprachart klingt uns aus ihren ersten dichterischen Versuchen entgegen.

Aber in dem Phantasievollen trat zugleich das Biblisch-Religiöse an ihr junges Leben heran und zwar nicht etwa als das nebenbei Hingenommene, sondern als das geistesmächtig ihr Herz erfassende Element. Die Knaben lebten und webten in den Glaubensgedanken, in den Empfindungen und Vorstellungen dieses Buches. Gottvertrauen und der Seele Gemeinschaft mit Gott — das wohl vor allem beim jungen Goethe, Christusverehrung und das Gefühl der Christusnähe — letzteres besonders beim jugendlichen Schiller, und die Auffassung des Lebens als Gehorsamsleistung und Liebeshingabe war die Welt ihres Innern. Darin sich zu bestärken, war der Hauptzweck ihrer biblischen Lektüre. Noch im Alter gedachte Goethe mit Dankbarkeit dieser frühen Versenkung in die Heilige Schrift. Da schrieb er in die Schilderung seiner Jugendtage das Bekenntnis hinein: „Fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig.“ Es ist eine der Großthaten der Bibel, daß unsere Klassiker das beste Teil ihres menschlichen Wertes und einen bedeutenden Anteil ihres dichterischen Vermögens auf

sie zurückführen mußten. Dafür lohnten die beiden dem Buche der Bücher aber auch mit einer Treue, die noch unentwegt zu ihm stand, als sie den Inspirationsglauben der Kindheit schon längst aufgegeben hatten. In seiner Vorrede zu den „Räubern" entrüstet sich der Jüngling über jene faden Witzköpfe, welche „die edle Einfalt der Schrift mißhandeln und ins Lächerliche verzerren;" und Goethe konnte, wie er erzählt, als Student in Wut geraten, wenn jemand in seinem Beisein über eine biblische Stelle zu spotten anfing, denn „ich hatte zu viel Gemüt an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen."

Die Bibel aber führte sie zur Kirche. Schon früh hatten sie eine Freude daran, am Gottesdienste teilzunehmen. Der junge Fridolin, der in Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" an einem zur Andacht geöffneten Gotteshause nicht vorübergehen kann, ohne in dasselbe einzutreten, ist ein Bild seines eigenen Knabensinnes. Hingegen ist das Kind, das in Goethes Gedicht „Die wandelnde Glocke" immer Ausreden hatte, wenn die Mutter es zur Kirche schicken wollte, keineswegs er selbst gewesen. Goethe kannte als Knabe schon die meisten Prediger Frankfurts. In seinem zehnten und elften Lebensjahre, als die französische Einquartierung in der Stadt lag, und er die fremde Sprache schon genügend verstand, scheute er nicht den sonntägigen Weg hinaus nach Bockenheim. Es drängte ihn, den französischen reformierten Geistlichen zu hören, der ihm damals für seine Bedürfnisse das Zutreffendste bot. In jene Zeit darf man wohl den Seelenzustand versetzen, dessen Erinnerung er später durch den Mund seines Faust mit so einzig schönen Worten ausgesprochen hat:

Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
Auf mich herab in ernster Sabbatstille.
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.

Ein Seitenstück dazu ist jener Osterspaziergang, auf dem der junge Schiller so ergriffen wurde von der Emmauserzählung der Mutter, daß er auf freiem Felde zum Gebete niedersank. Bei solcher innigen Frömmigkeit, die sich also bei Schiller mehr als enthusiastisches Wesen, bei Goethe als stille Beschaulichkeit äußerte, umfaßten sie dann in Begeisterung den Dichter, der mit dem Tiefblick des Seraphs und mit der Leier des Psalmisten in ihr inneres Leben eintrat. Klopstock wurde ihr Sänger und mehr als das, ihr Prophet. Sein Werk, das ihnen im Glanze erhabenster Poesie die Herrlichkeit des Messias offenbarte, wurde viel mehr als Andachtsbuch, denn als Kunstwerk aufgenommen. Wenn dasselbe Goethes, besonders aber Schillers Dichteranfänge so stark beeinflußt hat, so lag das daran, daß es eben ihr religiöses Empfinden so tief erregt hatte. Unter solcher Herzensbeschäftigung mit Klopstocks Glaubenswelt erwachte nun, was Eltern und Freunde und was der Geist der Schrift in die empfänglichen Seelen ausgestreut hatte, zum vollen Leben. So jung sie auch noch waren, sie waren für den Konfirmandenunterricht aufs reichste zubereitet und nach ihrer ganzen Sinnesart müssen sie demselben mit Verlangen und neigungsvoller Stimmung entgegengesehen haben.

Doch ehe wir sie dahinein begleiten, haben wir wenigstens in Bezug auf Goethe noch etwas nachzuholen. Die oben citierte Fauststelle zeigt nämlich nur die eine Seite seines religiösen Jugendsinnes. Derselben standen aber nach dem Bekenntnis im 7. Buche seiner Lebensbeschreibung die seltsamsten Zweifel gegenüber. Es war schon ein Zwiespalt in ihm. Und der rührte daher, daß sich unter der von seinem Gemüt und einer mystischen Neigung seiner Natur gehegten orthodoxen Glaubensüberlieferung bereits sehr früh der seinem Wesen ebenfalls eingeborene Trieb zu verstandesklarer und lebenswahrer Anschauung zu regen begonnen hatte. Während Schiller, in dessen Natur dieser rationale Erkenntnisdrang eigentlich doch viel stärker angelegt war, sich damals noch ganz unbefangen in dem naiven Vorstellungskreise seiner

Umgebung bewegte, weil noch nichts ihn daraus aufgestört hatte, war Goethe schon in seinem sechsten Jahre durch einen ihn tief erschütternden Eindruck auf das prüfende Nachdenken in Glaubensfragen geleitet worden. Es war das furchtbare Erdbeben in Lissabon mit seinem Untergang von 30 000 Menschen, das seine überkommenen Gottesbegriffe ins Wanken gebracht hatte. Hier drängten sich seinem Vorsehungsglauben Rätsel auf, die von der Vernunft, freilich in dem Kinde vergeblich, eine Lösung forderten. Später traten bei dem großen Bekanntenkreise seines Hauses dazu kritische Einflüsse seines Verkehrs. Da war ein alter Hofrat Hüsgen, ein hervorragender Jurist, in seinen Lebensgewohnheiten ein Sonderling, dabei von abstoßender Häßlichkeit. Er galt als ein bissiger Menschenverächter und Pessimist und in Glaubenssachen als ein Skeptiker. Ohne gerade ein Freigeist zu sein, hatte derselbe doch seine Lust daran, „auch an Gott Fehler zu entdecken," an dem Gott des kirchlichen Dogmas. Wolfgang interessierte dieser Widerspruchsgeist. Er suchte den gescheiten Mann, der ihn, den wißbegierigen Jungen, wie seinen Sohn liebte, gern auf, um im Disputieren gegen dessen Meinungen anzustreiten. Dabei wurde er aber selbst an mancher seiner Ueberzeugungen irre. Teilweise wußte er den logisch oft ganz richtigen Gedankengängen nichts entgegenzusetzen und er erkannte, daß in dem ererbten Glauben allerlei sei, was wenigstens so, wie man es sich dachte, nicht das Wahre sein könne. Andererseits sah er selbst sich, um Hüsgen zu widerlegen, in Opposition gegen die kirchliche Glaubenslehre gedrängt, z. B. wenn er gegen dessen finstere Beurteilung menschlichen Wesens, die auf den übertriebenen Sündenbegriff der lutherischen Orthodoxie hinauskam, mit immer zunehmendem Feuereifer für das Gute in des Menschen Natur eintrat.

Auch die Heilige Schrift machte ihm nicht wenig Schwierigkeiten, weil er darin viel fand, was mit dem Wirklichen und Möglichen sich nicht vertrug. Dazu stieß er nicht selten auf Widersprüche untereinander, und mancher Spruch, auf den das Dogma als Beweisstelle viel Gewicht legte, forderte beim

genauen Hinsehen eine ganz andere, der Kirchenlehre ungünstige Deutung. Schweren Anstoß nahm er an dem Wort, daß wer das Abendmahl unwürdig genieße, sich selber das Gericht esse und trinke. In der hergebrachten Beleuchtung las er daraus die abergläubisch grausigsten Drohungen, die seine Seele mit Angst vor der Feier erfüllten. Dabei ahnte er wohl einen evangelisch sittlichen Gehalt dieses Paulusgedankens, der sich dem Knaben aber nicht aufthun wollte. Viel trug zu seiner Verwirrung auch der Widerstreit der kirchlichen Richtungen in Frankfurt bei. Da hörte er gegen das offizielle Kirchentum der Bekenntnisschriften den Vorwurf erheben, es sei innerlich leblos, geistverlassen, trocken und kalt. Das geschah von seiten des Pietismus, zu dem sich die Mutter mit ihrem Anhange hingezogen fühlte. Eine herzenswärmere und, weil dort von geistvollen Menschen vertreten, auch eine anregendere Mitteilung der Religion sollte diesen auszeichnen. Aber die Herzensfrömmigkeit des Pietismus mußte sich doch wieder von der nur erst in Laienkreisen verbreiteten deistisch-rationalistischen Aufklärung, die an Goethes Vater einen gewissen Halt hatte, sagen lassen, daß es ihrem Glauben gerade so wie dem der orthodoxen Dogmenkirche an Vernunftberechtigung gebreche. Hinwiederum wurde diesen Freunden des gesunden Menschenverstandes vorgehalten, ihr Christentum sei nichts anderes wie eine recht nüchterne Moral ohne höhere Seelenerhebung. Von diesem nur im stillen ausgefochtenen Kampfe vernahm der junge Goethe doch so viel im Für und Wider, daß er sich auch nach einem Klarwerden hierüber sehnte, was denn nun wohl das Wahre sei?

Auf alle diese Fragen, Bedenken und Zweifel sollte sein Konfirmandenunterricht ihm Antwort geben, — so hatte er es sich vorgestellt. Wenn der Professor, bei dem er hebräische Stunden nahm, auf die Aeußerung einiger seiner religiösen Anstöße ihn nur kopfschüttelnd ausgelacht hatte, so würde doch sein Seelsorger gewiß alles thun, um ihn zur Erkenntnis und zum Verständnis zu führen und ihm die heiß ersehnte

Sicherheit des Glaubens zu verschaffen, — so hatte er es mit Bestimmtheit erwartet. Wo sollte er nun aber den Unterricht empfangen? Der Geistliche des Textorschen Hauses, der Familie seiner Mutter, war der bedeutende Senior Fresenius von der Barfüßerkirche gewesen, der ihn selbst einst getauft hatte. Der war aber eben in bester Manneskraft gestorben, und es galt jetzt, sich für einen anderen Pastor zu entscheiden. Die Frau Rat hätte am liebsten ihren Gesinnungsgenossen, den edlen Claus genommen; der Knabe selbst begehrte wohl den Nachfolger des Fresenius, den gelehrten und vor kurzem vom Universitätskatheder berufenen Plitt, dessen Predigten er jetzt eifrig besuchte und zu Hause ausarbeitete. Der Vater aber wählte den Seelsorger seines früheren Elternhauses, den Pfarrer Georg Schmidt von der Hospitalkirche, einen Mann von etwa siebzig Jahren.

Im Sitzungszimmer des Frankfurter Konsistoriums, zu dessen Räten Schmidt in langer, alle überdauernder Amtszeit emporstieg, hängt heute noch sein Porträt. Aus einem mächtigen Kragen und einer weißen Lockenperücke herausschauend, ist es eine gar würdige Erscheinung mit breitem, in rundlichem Kinn behäbig sich abschließendem Wohlstandsgesicht. So recht das Aussehen eines Mannes, der sich in Besitz und Ehren häuslich eingerichtet und zur Ruhe gesetzt hat, ja der innere und äußere Aufregungen wohl auch nie geliebt hat. Der Blick ist mild und gutmütig, er zeigt keine Spur von Eifergeist und priesterlicher Herrschsucht, aber es liegt überhaupt nichts darin. Dieser Geist kannte offenbar nichts von dem Ringen mit der Welt. Menschen und Verhältnisse einem Ideale unterwerfen zu wollen, lag ihm fern. Um seine Ueberzeugung hat er sich schwerlich je abgemüht. Sein Glaube, treu und ehrlich, war überkommenes Gut; das hat er ungeprüft angenommen und unbearbeitet weitergegeben. Dieser phlegmatische Biedermann nun der Führer eines jungen Riesengeistes, der aus Grübeln und Zweifeln zur Klarheit durchdringen wollte! Der begeisterungslose Alltagsmensch dazu erkoren, einem Jünger Klopstocks die christliche Lebensanschauung in ihrer Größe,

Freiheit und Schönheit darzuthun und die Seele eines Goethe mit Himmelsglut anzuhauchen!

In keines deutschen Dichters Werken findet sich soviel Material zur Beantwortung der Frage, von welcher Art ein rechter evangelischer Geistlicher sein müsse, wie in Goethes poetischen und prosaischen Schriften.*) Nicht selten hört man die ganz bestimmte Wendung der Frage heraus: Was giebt dem Diener der Kirche den gewünschten Einfluß auf die Jugend, besonders auf den jungen Mannessinn? Natürlich vor allem religiöse Wahrhaftigkeit, Charaktertüchtigkeit und ein menschenfreundliches Herz. Aber das genügt Goethe bei weitem nicht. Er fordert einen reich und vielseitig gebildeten, einen interessenvoll im Zeitleben stehenden Geist, der, nicht von der Tradition befangen, mit dem aufstrebenden Geschlechte fortzuschreiten und die Aufgaben der Zukunft ihm zu deuten und zu beleuchten vermag. Einen Mann, der Verständnis hat für die Wirrungen und Bedrängnisse, für das Sinnen und Sehnen in der jungen Brust und der das Gute und Berechtigte auch im Verkehrten zu würdigen vermag. Und dazu als unerläßlich, das Allerwichtigste, um der männlichen Jugend zu imponieren, ein selbständiges Gedankenleben und ein ureigenes Seelenleben, eine geistvolle Persönlichkeit voll schöpferischer Kraft und anregender Lebendigkeit.

Es sind die dereinstigen Entbehrungen des Konfirmanden, die darin zum Ausdruck kommen. Noch in seinem Alter konnte der Dichter bitter werden, wenn er an den argen Mißgriff in der Wahl seines Religionslehrers dachte und sich den „trockenen, geistlosen Schlendrian“ seines Unterrichts vergegenwärtigte. Manches charakteristische Wort im Zwiegespräch des Faust mit Wagner ist ihm vermutlich schon damals aufgedämmert angesichts des Pfarrers, der, über seine alten Papiere gebeugt, so ganz und gar nichts Eigenes, von Herzen

*) Von dem Verfasser zusammengestellt und bearbeitet in der Artikelserie „Das Bild des Geistlichen bei Goethe“; Monatsblätter für deutsche Litteratur von Warneke, August—Oktober 1899.

Kommendes und zu Herzen Gehendes zu bieten wußte, sondern nur der Dogmatik unerquickliche Schnitzel kräuselte. Im beständigen Einerlei der Formeln — so erzählt er in „Dichtung und Wahrheit“ — wurde der Katechismus eingeprägt und die unverstandene und daher dem Knaben gleichgültige Heilsordnung durchgeübt, bis man sie an den Fingern herzählen konnte. Von einem Erklären und Aufklären, von gemütvollem Eingehen auf Herz und Erfahrung, vom Deuten fürs Leben mit seinen Anforderungen, Kämpfen und Versuchungen scheint in diesen Stunden so gut wie nichts geboten worden zu sein; nichts, was den Menschen menschlich gefördert, was Gedanken und Ausblicke eröffnet und die Liebe zur Religion vertieft hätte. Seine Glaubensbedenken blieben ungelöst und unberührt. Die Bibel, dem Knaben ein Buch voll Leben und Poesie und Gottesgeist, das er nun erst recht verstehen lernen wollte, verwandelte sich unter der Hand des Geistlichen in eine Sammlung das Dogma belegender Sprüche. Und diese Bibelsprüche, einst ihm Himmelspforten gewesen, an denen er lauschend gestanden, fingen in dieser Behandlung ihn zu langweilen an. Er „verlor alle Lust und Liebe zur Sache“ und die Wahrnehmung, daß der Seelsorger in seiner Bequemlichkeit dem Innenleben der Schüler völlig gleichgültig gegenüberstand, beeinträchtigte die natürliche Ehrfurcht vor demselben, die der Greis als Mensch wohl hätte beanspruchen dürfen. Da der ganze Unterricht nur ein mechanisches Getriebe war, an dem er sich innerlich bald nicht mehr beteiligte, so hielt er es bei der Prüfung für kein Unrecht, die Antworten gemüt- und sinnlos abzulesen.

Trotzdem war der heiße Drang nach religiöser Klarheit nicht erstickt; er gab es nicht auf, doch noch zu seinem Recht zu kommen. Da in Frankfurt die Sitte bestand, daß die Eingesegneten vor der Kommunion zur Privatbeichte gingen, so gedachte er diese Einrichtung zu benutzen, um sich über das, was ihm der Unterricht unbeantwortet gelassen hatte, auszusprechen. „Aber als ich mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu

diesem Akte einzufinden pflegten, als ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raum eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens". Die wohl memorierte Rede mit ihrem Auskunft heischenden Anliegen war vergessen, in seiner Verlegenheit sagte er eine ganz allgemein gehaltene Beichtformel her, er empfing seine Absolution und entfernte sich „weder warm noch kalt." Goethes Einsegnung verlief also ohne den erhofften großen Gewinn. Aber ob darum ohne jeden bleibenden Eindruck? Man darf nicht allein auf „Dichtung und Wahrheit" sehen. Wenn Goethe viele Jahrzehnte später in einem seiner „Vorspiele" einer Frauengestalt die Anrufung in den Mund legte:

O du, dem ich von Jugend auf hinangefleht,
Du, dessen heil'gen Tempel ich mit Kinderschritt
Und Kindersinn erst, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Brust hinanstieg, im vertrauenden
Andächt'gen Chor der Aelteren und Aeltesten;
Mit heitrem, festtags-sonnenhaftem Freudeblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tausendstimmig dargebracht —

so wird man das als eine Andeutung dessen betrachten können, was einst auch er empfunden hatte. Wie leer auch der Unterricht sein Herz gelassen hatte, der Feierstunde selbst brachte er doch wohl eine weihevoll erhobene Stimmung entgegen, und infolge dessen ging sie jedenfalls nicht so klanglos an ihm vorüber. Diese Annahme wird schon dadurch bestätigt, daß er durch die Konfirmation zu einem Hymnus auf den Erlöser bestimmt wurde, die „Höllenfahrt Jesu Christi", sein erstes erhalten gebliebenes Jugendgedicht.

Wie steht's nun mit Schiller? Auch seine Einsegnung ist ausgezeichnet durch ein Gedicht, das überhaupt sein erstes war. Es entstand am Tage vor der Feier im Vorgefühl der heiligen Verpflichtungen und muß nach den Berichten der Altersgenossen ein glühender Appell an sein eigenes Herz gewesen

sein. Leider ist es verloren. Aber in jenem Bekenntnis seines großen Idealismus, das hernach der Mann in den „Worten des Glaubens“ und in den „Worten des Wahns“ ablegte, verrät sich etwas wie ein gerührtes Zurückdenken an die Jugendgelübde, wie er damals inbrünstig um die Kraft gefleht haben mag, den himmlischen Glauben treu zu bewahren, damit nichts ihm raube, was des Menschen Wert und Reichtum ausmache. Auch in seinem „Pilgrim“ erklingen wohl aus all der Philosophie dieses poetischen Bildes Erinnerungen an die Weihestunde der Jugend:

All mein Erbteil, meine Habe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort;
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Man vergleiche diese Worte mit dem obigen poetischen Bilde von Goethes Konfirmationsstimmung. Der Unterschied ist charakteristisch für den beiderseitigen Jugendglauben. Bei Goethe das andringende und sich anschmiegende Gefühlsleben der Religion und in demselben ein beseligtes Ausschöpfen des Augenblicks, der ihm das so reichlich empfangene Gute zum Bewußtsein brachte, und den er feierte mit Loben und Danken und im frohen Hoffen auf des Lebens Glück. Beim jungen Schiller mehr die Erregtheit der sittlichen Empfindung, die im Göttlichen sofort eine große Aufgabe erfaßte und sich mit ernstem, alles gewichtig nehmendem Sinn für dieselbe entschloß; ihm ist der Glaube ein erhebender Gedanke an Thaten und Opfer, an Ringen und Streben nach dem in der Ferne der Ewigkeit Liegenden gewesen.

Aber auch Schiller hat keine reine Freude an seiner Einsegnung gehabt. Es läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob der Spezial Zilling in Ludwigsburg, wie gewöhn=

lich angenommen wird, oder der dortige Garnisonprediger v. Olnhausen sein Seelsorger gewesen ist. Jedenfalls beherrschte Zilling als der stramme Vorgesetzte der Pfarrer und Lehrer so unbedingt den Geist in Kirche und Schule, daß wir uns nach ihm ohne Bedenken ein Urteil über die kirchlich-religiösen Eindrücke des Konfirmanden bilden dürfen. Zilling zählte zu der schwäbischen Orthodoxie, die, aus dem Pietismus hervorgegangen, das Gute und Große der pietistischen Frömmigkeit in der Verbindung mit dem hierarchischen Kirchentum eingebüßt und das Ungesunde und Verkehrte des pietistischen Wesens stark ausgebildet hatte. Abgesehen davon, daß das Christentum auch hier, geradeso wie in Frankfurt, sich nicht als die Religion der reinen Menschlichkeit, sondern als ein in Glaubensformeln ausgeprägtes Geheimnis darbot, stand es in Zilling, ganz anders wie bei Goethes mildem Lehrer, als harter Zuchtmeister vor der Gemeinde. Trotzdem hat Zilling seine Anhänger gehabt und er hat manches Gute unter ihnen gewirkt. Es giebt eben zu allen Zeiten Leute genug, denen das gesetzliche Wesen not und wohl thut. Aber höher gerichtete Naturen fühlen sich davon abgestoßen. Und wenn gerade die gutgesinnte Jugend den strengen Lehrer liebt, so verschließt sie ihr Herz doch dem finsteren, der sie drangsaliert: ein Christus mit der Geißel in der Hand erkältet ihren religiösen Sinn. Nun soll Zilling im Privatleben zwar kinderlieb gewesen sein, aber in der Schule und sogar während der Religionsstunde ließ er ein brutales Prügelregiment ausüben. Die Drohung, daß wer im Gottesdienst beim Hersagen der Katechismusstücke auch nur ein Wort verfehlte, am nächsten Morgen durch und durch gepeitscht werden würde, war etwas Gewöhnliches. Püffe und Ohrfeigen galten noch als das geringste, doch ohne die blauen Striemen von der Knute kam selbst ein so williger Knabe wie Friedrich Schiller nicht davon. Die Schüler zitterten vor dem gestrengen Herrn Spezial und seinen Kreaturen.

Und wie unevangelisch war auch die ganze Tendenz dieser Richtung! Nicht auf Zügelung und Veredelung der Natur ging dieselbe aus, sondern auf deren Unterdrückung und Ab-

tötung. Der Dekan war im Unterricht wie auf der Kanzel ein rauher Bußprediger, immer bereit, alles, was nicht ein kirchliches Gepräge trug, zu verwerfen, auch ganz harmlose Lebensfreuden zu verlästern und Kunst und Theater zu verdammen. Ein echter Kapuziner war er auch insofern, als er die Zuhörer durch eine recht derb vulgäre und höchst triviale Predigtweise und durch persönliche Angriffe in der Predigt oft genug beleidigte. Die ziemlich geringschätzige Ansicht über die Leistungen der Kanzelberedsamkeit, die unser Dichter später vertrat, war eine Folge von Jugendeindrücken; wie er bei Zilling und dessen Gesinnungsgenossen auch jenes asketische Christentum des finsteren Ernstes und des traurigen Entsagens kennen gelernt hat, das er in den „Göttern Griechenlands“ scharf bekämpft. In der ernsten, aber evangelisch froh und frei gesinnten Frömmigkeit seines Elternhauses ist ihm dieser Geist nicht entgegengetreten. Und wenn sich Schiller in seinen Dichtungen nicht selten gegen pfäffisches Wesen entrüstet, so stehen auch solche Empfindungen mit Ludwigsburger Erinnerungen im Zusammenhang.

Dem dortigen Hauptpastor war es doch nur allzu deutlich auf die Stirn geschrieben, daß es ihm bei seinem kirchlichen Eifer sehr auf seine Person ankam. Dies nicht in dem großen Sinne, der bei jedem kraftvollen Manne berechtigt ist, daß er nach Anerkennung strebt, um das, was in seiner Individualität an besonderer Gabe liegt, zum Wohle des Ganzen auszuwirken. Vielmehr machte Zilling seine Person geltend in kleinlich egoistischem Geizen nach Ehrerweisungen. Voll Gravität einherschreitend hielt er in der Gemeinde streng auf Reverenz. Sein eigener Bruder, den er zu seinem Küster eingesetzt hatte, mußte ihm das Amtsgewand jedesmal in unterthänigster Haltung umlegen. Darüber ärgerte sich ganz Ludwigsburg. Bezeichnend für sein Wesen ist, was Justinus Kerner in seinem „Bilderbuch“ erzählt. Zilling sollte einmal dem Landesherrn eine Begrüßungsrede halten. Dreimal war er in der Anrede stecken geblieben, ohne fortfahren zu können. Während er in hilfloser Verwirrung dasteht, gerät durch das

Drängen des Volkes ein junges Mädchen mit dem einen Fuße auf das Brett, das man des nassen Bodens wegen dem Herrn Spezial untergelegt hatte. Mitten aus seinem ängstlichen Gedankensuchen wendet derselbe sich ihr zu und ruft sie gebietend an: „Mädle, gang weg von dem Tritt! Der Tritt ist net vor di do!“ Auch David Friedrich Strauß, ebenfalls ein Ludwigsburger Kind, weiß viel zu seiner Charakteristik beizutragen. Ueberall umgab sich Zilling mit dem Nimbus seiner Würde, überall mischte er sich mit priesterlichem Machtgebot ein. „Der lutherische Papst“ hieß er allgemein, und wehe dem, der seinen Bannstrahl auf sich zog! Seinen Organisten, den bekannten Dichter Schubart, der ihm durch bedauerliche Fehltritte im Lebenswandel leider eine Handhabe bot, hat er nicht nur abgesetzt, weil derselbe ihn durch spöttische Bemerkungen über sein gespreiztes Auftreten gegen sich aufgebracht hatte, sondern er hat ihn auch noch aufs bösartigste verfolgt und den Zorn des gewaltthätigen Herzogs gegen ihn geschürt. Dem jahrelang im dunklen Verlies des Hohenasperg Schmachtenden wurde die Teilnahme an der Feier des heiligen Abendmahls, um die er sehr bat, durch Zillings Engherzigkeit verweigert.

In diesem Repräsentanten zeigte sich die Kirche dem jungen Schiller. Wie hätte sich da eine innerliche Verbindung mit ihr herstellen sollen? Zwar stand der Knabe bei seiner frommen Ehrfurcht vor allem, was Religion hieß, solchem unevangelischen Treiben noch nicht mit freiem und klarem Urteil gegenüber. Aber dasselbe wirkte ihm unbewußt störend auf seine innere Welt ein. Er litt, je näher der Tag heranrückte, unter einer Kälte, die des Gemütes Wärme verdrängen wollte; unter einer Leere, wo doch die Brust des Heiligen immer so voll gewesen war, und unter einer Trübe vor den Augen, die seinem gewissenhaften Sinn in selbstverschuldeter Glaubensermattung begründet zu sein schien. Es ist gewiß nicht väterliches Diktat, sondern eigene Herzensäußerung gewesen, wenn er seiner Patin schrieb, sie möge ihn in ihr Gebet einschließen, „daß mich Gott durch seine Gnade und seinen guten Geist stärken wolle, damit ich diejenige Pflicht, die ich nun selbst übernehme, mit allem Fleiß

erfüllen und im Guten je mehr und mehr zunehmen möge.“ Am Tage vor seiner Konfirmation fiel es der Mutter auf, daß er so gleichgültig umherging. Sie kann das gar nicht begreifen und sie rügt sein eindrucksloses, der rechten Sammlung ermangelndes Verhalten. Das schmerzt den Sohn. Es thut ihm wehe, daß der Gedanke an das Morgen für ihn so wenig Anziehendes hat. Er fühlt sich so gar nicht in der Seele angefaßt. Da rafft er sich zusammen, es entsteht das Gedicht, von dem schon die Rede war. Darin ruft er sein Herz aus dem Leichtsinn auf, wie er meint, — in Wahrheit ruft er die guten Geister seiner frommen Kindheit auf wider die verkehrten und verwirrenden Geister seiner Religionslehrer. So ist er in die Feierstunde hineingegangen und er hat darin trotz der Zillingschen Atmosphäre doch noch soviel Weihe gefunden, daß seine Gattin sagen durfte, die Schilderung seines Zustandes, als er in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wäre, habe für sie immer etwas Ergreifendes gehabt.

Ueberblicken wir das Bisherige, so drängen sich uns verschiedene Beobachtungen auf. Zunächst die Thatsache, daß sich beiden Dichtern die Konfirmation als ein bedeutungsvolles und erhebendes Ereignis eingeprägt hat, Schillers Geiste vielleicht noch mehr als Goethes; daß sie derselben als einer Stunde höherer Lebenserfahrung gedachten, daß aber doch nicht die Kirche und ihr Unterricht die eigentlich förderliche Macht gewesen ist. Es war vielmehr die Segensthat des guten, christlich frommen Geistes ihrer Erziehung, der vor dem Altare der Kirche ihren Seelen Schwung und Weihe gab zu großer Empfindung; es war das beseligende Auswirken der tief und rein religiösen Tradition ihres Elternhauses. Dort unter dem elterlichen Einfluß war der himmlische Tau gefallen, der ihren jungen Herzen wohlthat und dieselben in gottinnigem Gefühl zu schöner Blüte sich entfalten ließ.

Aber doch nicht bloß als ein Blühen und Duften hat ihr Jugendglaube sich uns dargestellt, sondern zugleich als ein Wägen und Wehren, — im Kinde bereits die Regung der

männlichen Sinnesart. Diese Konfirmanden standen dem Ueberkommenen nicht mit dem unbedingt empfänglichen, nur lediglich aufnehmenden Gemüte gegenüber, mit dem die Blume ihren Kelch erschließt; vielmehr war etwas in ihnen mächtig, was die auf sie ausgeübten kirchlichen Einflüsse ganz bestimmt kontrollierte. Bei Schiller freilich noch dunkel und zurückhaltend, noch mit der Neigung, sich einen Vorwurf daraus zu machen, bei Goethe schon in ausgesprochen kritischer Haltung, mit einem gewissen Anfluge von frühreifer Selbstüberzeugtheit, war es bei beiden doch der menschlich reine Sinn, der sich gegen das der echten Religiosität Fremdartige aufbäumte. Den beiden, Goethe in seiner offenen Opposition, Schiller in seiner Unempfindlichkeit gegen den Unterricht, blickte, so jung sie waren, bereits merklich der Protestant aus den Augen.

Es hat einmal jemand gesagt, die menschliche Seele sei von Natur christlich. Der Satz ist dahin zu erweitern: und die deutsche Seele ist in ihrer Christlichkeit von Natur protestantisch. Das heißt nicht widerspruchslustig, negationssüchtig und autoritätsfeindlich, — das ist weder protestantisch, noch deutsch — sondern feinfühlig für alle Geistesverfälschung im Glauben und kräftig gegen das Unwahre reagierend, gleichviel unter welchem noch so geheiligten Autoritätsmantel dasselbe sich einzuschmuggeln sucht. Das ist die rechte deutsche Jugendart, wie sie in Goethe und Schiller zum Ausdruck gekommen ist, in ihres jugendlichen Sinnes herzlicher Aufgeschlossenheit für die Gottesstimmen der Religion, aber auch nur für diese, indem die den Geist verbildenden Menschenstimmen bei ihnen auf spröden Widerstand stießen. Gewiß wird die christliche Kirche darauf rechnen dürfen, daß ihr bei uns immer wieder die Ehrfurcht, die Liebe und das Vertrauen des jungen Geschlechtes zuwachsen werden; denn das junge deutsche Gemüt ist im Grunde durchaus religiös. Eine glaubenslose, religionsfeindliche Jugend ist ein absolut undeutsches Gewächs. Aber die blinde Unterwerfung unter die Autorität der Kirche, das rein passive Sichbeeinflussenlassen von derselben, das demütig willige Offenstehen für alles und jedes, was im

Namen der Religion herantritt, diese katholische und katholisierende Gläubigkeit ist dem deutschen Jugendwesen nicht entsprechend. Dazu ist dasselbe in seinem Glaubensleben viel zu kritisch gerichtet, und diese seine kritischen Augen sind sein Freiheitssinn und sein Wahrheitssinn: Schiller — Goethe! Der Anhänglichkeit unserer Jugend und vor allem unserer männlichen Jugend wird daher mehr und mehr nur die Kirche sich erfreuen dürfen, die, von aller herrischen Anmaßung frei, nur dem Geiste dienen will und die, im Geiste wahrhaft lebendig, aus ihrem evangelischen Charakter heraus sich in stetiger reformatorischer Läuterung immer wieder verjüngt.

Leider befand sich die evangelische Kirche damals ganz und gar nicht in solcher Periode frischer Lebensentfaltung. Beide Knaben haben einen in orthodoxen Vorstellungen sich bewegenden Religionsunterricht genossen. Aber nicht das war das Bedauerliche, denn in diesen Ansichten wurzelten ja auch ihre häuslichen Glaubenseinflüsse; und wenn auch Goethes jugendliche Zweifel bereits darüber hinwegdrangen, so fühlte sich doch auch er auf diesem Boden im wesentlichen noch ganz heimisch. Das Schlimme war vielmehr die innere Geistesverleugnung dieser Orthodoxie, ihre dogmatische Verknöcherung in Frankfurt und ihre pietistische Verdüsterung in Ludwigsburg; dort die Hochwürdigkeit, die in ihrem Amtsgefühl wie aus fernen Himmelswolken über die Gemeinde und die einzelnen Seelenbedürfnisse wegträumte, und hier die Hohepriesterlichkeit, die wie aus Gewitterwolken mit dem Donner und Doria ihrer Kirchenzucht durch die Herzen und Häuser hinfuhr. Und hier wie dort, unter den Glaubensformeln des Schriftgelehrten wie unter dem Glaubenszwang des Kirchenmannes, nichts von dem lebendigen Prophetensinn, nichts von dem großen Apostelgeist, der die Seelen einen tiefen beseligenden Blick thun läßt hinein in die Lebensherrlichkeit der Religion der Liebe. Hier bei allem Ueberzeugtsein von der Wahrheit seines Glaubens doch kein Trieb, und dort bei allem Eifer für das Gute doch kein Vermögen, die Herzen für das Heilige zu erwärmen. Statt ein innerliches Gemeinschaftsverhältnis mit

dem Menschenideale in Christus zu pflegen, was der Kirche wichtigste Aufgabe ist, und damit ihre Jugend zu glaubensvoller und sittlich hochgesinnter Menschlichkeit zu erziehen, womit sie der Geistesrichtung der beiden so vollauf entgegengekommen wäre, hat sie Goethe mit ihrem starren Satzungswesen angeödet und Schiller mit ihrem finsteren Gesetzeswesen abgestoßen.

Ist es da ein Wunder, daß hernach die Dichter das Christentum manchmal in etwas sahen, was mit seinem wahren Wesen gar nichts zu thun hat, und daß sie in fortschreitender Entwicklung sich immer mehr daran gewöhnten, die Kirche als die Trägerin abgelebter, unwahrer und die Vergeistigung der Menschheit aufhaltender Lebensformen zu betrachten und zu meiden? Als sie später in ihrem Freunde Herder, dem evangelisch freigesinnten und fortgeschrittenen Generalsuperintendenten von Weimar, eines Bessern belehrt werden konnten, da zeigte es sich, daß Jugendeindrücke schwer auszulöschen sind. Aber trotz aller Kirchenentfremdung, die die Kirche selbst einst an ihnen verschuldet hatte, blieb doch der innere Zug zu ihr in ihren Herzen lebendig. Fern lag ihnen jede Kirchenfeindschaft. Sie trugen sich vielmehr mit dem Gedanken an eine Geisteskirche der Zukunft, in der Glaube und Kunst, Religion und Humanität miteinander versöhnt sein würden. Für Goethe war das Nachsinnen über die dereinstige Gestalt des Gottesdienstes geradezu eine Lieblingsmaterie.

Aber noch viel ferner lag ihnen ein Gegensatz gegen das Christentum selbst. Es ist nicht wahr, was oft von seiten der extremen Gläubigkeit und ebenso von einem glaubenslosen Radikalismus behauptet wird, daß unsere Dichter in ihrer Seele Heiden gewesen seien. Es ist nicht wahr, wenn auch Goethe selbst in der Verstimmung über die Eindrücke, die er in der Priesterstadt Rom empfangen hatte, das einmal erklärt hat. An einzelnen Punkten, besonders der eigentlich religiösen Empfindungsweise, weicht ihre Lebensanschauung allerdings von der des Evangeliums ab. Aber zum Teil sind das nur Nebenwege der ästhetisch-philosophischen Anschauung, die dicht neben

der religiösen herlaufen im Schatten derselben christlichen Ideen. Oder es sind wirklich abirrende Seitenwege. Dann lenken sie jedoch stets wieder in dieser oder jener Fassung, und oft überraschend schnell, auf die richtige Straße zurück. Christliches Denken war ihnen eben in der Kindheit Tagen durch den ganzen Geist ihrer Häuser so tief ins Herz geprägt, daß es darin, nie wirklich ernstlich gefährdet, die Herrschaft behielt. Die hohen Glaubensideale blieben die ihre Brust bewußt oder unbewußt erfüllenden, alles Ungeistige immer mehr überwindenden Gewalten, die aus sich hervortrieben die schöpferischen Kräfte, die erhabenen Ziele, die schönsten Wahrheiten ihrer Dichtkunst. Herrliche Worte tiefinnerlicher Aussprache, aus Goethes wie aus Schillers Munde, bezeugen es, daß sie sich mit dem wahren und reinen Christusgeiste durchaus eins fühlten. Und wenn auch diese Bekenntnisse alle nicht wären, so würde ihr Charakterbild, wie es auf den folgenden Blättern sich vor uns entfalten wird, die Frage nach Sinn und Gehalt ihres Lebens zur Genüge beantworten.

Ich war, sprach der Poet, bei dir!
Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr.

Zweites Kapitel.

Das Erwachen des Genius.

In Goethe regte der dichterische Trieb sich schon sehr früh. Schon an seiner Wiege saß die Muse und lächelte ihm aus den Augen der jungen Mutter ihren sonnigen Zauber ins Kindesherz. Dann ruhte er dieser zu Füßen im sinnigen Aufnehmen ihres fabulierenden Geplauders; das Gehörte spann sich in ihm sofort zu neuen Gebilden aus, und staunend standen die Gespielen vor der bunten Welt seiner Phantasie, wenn er ihnen vom „neuen Paris“ erzählte, der er selber war. Aus der Märchenerfindung wurde das kindliche Produzieren beim Puppentheaterspiel, und als er zehn Jahre alt geworden war, gaben seine Ausarbeitungen über die Josephgeschichte einigen dem Hause befreundeten Malern bereits allerlei Anregungen zu ihrem künstlerischen Schaffen. Der Knabe wurde allseits beachtet, und es waren nicht bloß die Mutter und ihre Freundinnen, die an seine Bestimmung zum Dichter glaubten. Kaum konfirmiert, versuchte er sich an einem Briefroman in vielen Sprachen, machte dem Klopstock seine geistlichen Oden nach, und als er mit vierzehn Jahren in knabenhaften Gefühlen seines Gretchentraumes holde Poesie durchlebte, wurde er von des guten Mädchens wenig guter Umgebung schon als fruchtbarer Gelegenheitsdichter ausgenutzt. Zwei Jahre später zog er auf die Universität, und diese Leipziger Periode wurde ausgefüllt mit einer ins Massenhafte sich steigernden Produktion. Es war allerdings zum größten Teil Drechselei nach dem französischen Zeitgeschmack, viel erkünsteltes Gefühl und nichterlebte Stimmung. Aber dem lauschenden Ohr klingen doch hier und da bereits Laute echter Empfindung entgegen,

so das hübsche Wort des 18jährigen Jünglings an die Mutter, eine Entschuldigung nach längerem Ausbleiben seines Briefes:

. . . Laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich Dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für Dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und Dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie Dich Dein Sohn verehrt.

Der dichterische Sinn war längst in ihm lebendig. Es fehlte ihm nur noch der große Lebens- und Seeleninhalt. Als er diesen dann in Straßburg fand, ließen sich in der Lyrik des Einundzwanzigjährigen Töne des Genius vernehmen, wie sie in der deutschen Poesie bis dahin noch nie gehört waren.

Goethe hat sich aus seinem Kindheitsdämmer heraus in der Welt und vor der Welt leicht, sicher und allmählich, wie Tagesanbruch am heiteren Morgen, zum Dichter entwickelt. Ganz anders der um ein Jahrzehnt jüngere Schiller. In seinem Elternhause umgab ihn nichts von Poesie, und niemand ahnte in dem aus reicher Gemütstiefe zu allem Guten aufstrebenden Knaben den zukünftigen Dichter. Einige lateinische Schulcarmina galten nur als mechanische Sprachübungen. Sein erstes deutsches Gedicht vor der Konfirmation, das dem frommen, aber dabei ziemlich nüchternen Vater den Ausruf: „Junge, bist du närrisch geworden?“ entlockt hatte, war doch als poetische Leistung nicht aufgefallen. Und daß er unter dem Einfluß der glanzvollen Theatervorstellungen in Ludwigs-

burg aus Knaben und Mädchen eine Truppe gebildet und in der Einsegnungszeit ein Märtyrerstück „Die Christen“ verfaßt hatte, war den Seinen nur dafür eine Bestätigung gewesen, daß er zum Theologen berufen wäre. An etwas anderes dachte dabei in seiner Umgebung niemand. Freilich für uns bedeutet ja dieser verloren gegangene dramatische Anlauf mehr. Hätte er auch keinen größeren dichterischen Wert gehabt, als tausend ähnliche Versuche phantasievoller Knaben, so läßt er uns doch aufmerken, daß wir auf den Augenblick passen, wo nun, von dem Rufen des wagemütigen Kindes geweckt, der hohe Dämon wirklich in ihm erwachen, und das Glanzgestirn des Genius mit seinem allerersten Blitzen und Leuchten am Horizont auftauchen wird.

Aber siehe, da schließen sich die Pforten der Karlsschule hinter dem noch so jugendlichen Schiller, der nun auf acht Jahre in der Anstalt verschwindet, in die der Vater ihn unter dem Druck der Wünsche seines despotischen Fürsten hatte bringen müssen. Eine in der Natur den Sonnenaufgang verhüllende Nebelwand kann nicht dichter sein, als es, erst in der Waldeseinsamkeit der Solitude, dann in der alten Reiterkaserne zu Stuttgart, die von dem Schritt der Schildwachen umdröhnten Mauern der „militärischen Pflanzstätte“ waren. Was während dieser klösterlichen Klausur in der jungen Seele sich entwickelte, durften nicht einmal die Eltern verfolgen. Die Disziplin versagte dem Eleven jegliche Ferienheimkehr, und die selten erlaubten Besuche der Seinigen fanden nur im Beisein von Aufsehern statt. In den meist vom Herzog selbst durchgelesenen Briefen nach Hause redete gewiß nie seine innerste Seele. Da plötzlich im Juni 1780 quoll es wahr und voll aus des Jünglings Brust. Es ist das einzige Schreiben des Zöglings an die Familie, das erhalten ist. Was darin steht, ist Weltschmerz, Lebensüberdruß, Zerfall mit sich selbst; zwischen den Zeilen jedoch wühlt ein Drängen nach Leben und Glück und Freiheit. Dieser Schrei des Herzens war das Frühgewitter, das die Wolken zerteilte und die zerrissenen Nebelschleier zu Thale sinken ließ. Bald darauf stürmte er

selbst über die Schwelle des Elternhauses. Was er in der Hand trägt, sind die fast fertigen „Räuber“ — auch er, wie Goethe, mit 21 Jahren ein Dichter von Gottes Gnaden, nur daß seine Leistung doch eine noch viel gewaltigere Bezeugung des Genius war, als es die Liebesgedichte des Straßburger Lyrikers im gleichen Alter gewesen sind. Schillers Dichtersonne war, verborgen hinter den grauen Mauern der Karlsschule, aufgegangen; als sie sein Volk jetzt zu Gesicht bekam, stand sie bereits da in voller Größe und Pracht, und vor den überraschten Blicken lag in diesem Werke, übergossen von feurigem Jugendglanze, ein Welt voll Herrlichkeit.

Aber ob das Erwachen seines Dichtergeistes den Zeitgenossen auch verdeckt blieb, so ist doch seitdem manche Arbeit aus den Anstaltjahren, dazu manche Mitteilung der Freunde über ihn bekannt geworden. Mit diesem Material läßt sich wohl ein Bild seines von dem Goetheschen sehr abweichenden Werdeganges entwerfen. Wie Schiller zum Dichter wurde, mag der Abschnitt zeigen. Dabei wird auf Goethe wiederholt hinzublicken sein. Im ganzen jedoch dürfen wir denselben für die Zeit vom 14.—21. Jahre mehr im Hintergrunde lassen, da diese seine Frankfurter und Leipziger Periode, so interessant sie auch an sich ist, bei aller inneren und äußeren Bewegtheit des hochbegabten jungen Geistes doch in Bezug auf Kraft und Größe der Entfaltung wenig bietet. Erst in Straßburg fing Goethes Seele recht zu leben und zu wachsen an.

Also Schiller in der Akademie, seit dem 16. Januar 1773 oben auf der Solitude. Wir sehen ihn fast noch als Knaben in hellblauem Waffenrock und weißen Beinkleidern, in dreieckigem Hut und mit dem Degen an der Seite. Vorbei ist es mit dem ersehnten geistlichen Berufe, vorbei mit dem Glück und der Liebe des Elternhauses, vorbei mit der schönen Freiheit der Jugend. Eine alle unsere heutigen Begriffe übersteigende Strenge und Pedanterie hatte ihn in der Anstalt umfangen. Unter all dem litt er schwer. Körperliches Schlechtbefinden kam dazu und drückte die Kraft der Seele nieder.

So galt er in den ersten Jahren als ein Schüler von nur mittelmäßigen Gaben und als ein träumerisch zerfahrener Geist. Er träumte, um darin Trost für seine Einsamkeit zu suchen, in seinem Klopstock. Mit diesem schwärmte sein Sinn dahin über die rauschende Baumwelt der Solitude, hinaus in Himmelsweiten, in die Ewigkeit. Unter solcher Versunkenheit frommer Naturbetrachtung sang er im ersten Sommer einen Hymnus auf „Die Sonne“, die die prächtige Schöpfung aus dem Schatten der Nacht erstehen läßt und die beim Aufstieg am Himmelsgewölbe umjubelt wird von den trunkenen Liedern des Waldes. Alles wird schließlich zu Staub,

Sie aber bleibt in der Höhe,
Lächelt der Mörderin Zeit
Und erfüllet ihr großes Geschäft, erleuchtet die Sphären.
O besuche noch lang,
Herrliches Vorbild der Edlen,
Unsere Wohnung, bis einst
Von dem Schelten des Ewigen sinken die Sterne
Und du selber erbleichst!

Das erste von Schiller erhaltene Gedicht. Es ist ein Zeichen seiner Aufschwungsfähigkeit, aber wie die „Höllenfahrt“ des gleichalterigen Goethe noch durchaus eine Nachahmung Klopstocks. Bei seinen Kameraden muß es ihm jedoch schon einen gewissen Ruf verschafft haben. Sie fingen an, den in der Schule noch wenig Leistenden zu beachten. Ja Scharffenstein, W. von Hoven und Petersen, die respektierten Anstaltspoeten, gründeten mit ihm zusammen einen Dichterbund. Man wollte heimlich lesen, disputieren und eigenes schaffen. Schiller seinerseits versprach, in der Nachfolge des Messiassängers einen „Moses“ zu liefern. In den Alterstagen, wo der jugendliche Goethe nur an sein Gretchen dachte, pflegte Schiller hingebungsvollsten Verkehr mit dem Gesetzgeber vom Sinai. Aus dem Vorhaben wurde natürlich nichts, der produktive Quell war in ihm noch verschlossen, und es fehlten noch die Ideen. Aber welche Kühnheit des Projektierens! Welche Kraftäußerung in der Stoffwahl! In diesem weich-

gestimmten Eleven schlummerte mehr, als die unzufriedenen Lehrer sahen. Die Mitschüler hatten ein besseres Auge. Als Schiller noch nicht ganz zwei Jahre in der Akademie war, behaupteten sie schon, nichts werde imstande sein, ihn von seinem starken Hange zur Poesie abzubringen; einer redete sogar schon von seiner Neigung für das tragische Drama. Der Herzog huldigte der jesuitischen Erziehungsmethode, sich über die Gesinnung seiner Zöglinge durch die Urteile der Kameraden Kenntnis zu verschaffen. Er hatte die Aufgabe gestellt, jeder sollte über die Denkweise der andern nach bestimmt vorgeschriebenen Gesichtspunkten einen Bericht aufsetzen. Auch Schiller mußte sich wohl oder übel daran machen. Mit knappen Strichen weiß er die einzelnen vorzuführen und, was kein anderer wagte, zwei oder auch mehrere zueinander in Kontrast zu setzen, — die deutliche Ankündigung des dramatischen Charakterzeichners. Unter diesen Modellierübungen erhielt sein Gestaltungstrieb einen kräftigen Anstoß.

Die Anregungen der eingeschmuggelten Lektüre unterstützten denselben. Eine neue Welt that sich ihm darin auf. Er las Gerstenbergs „Ugolino", das der Sturm- und Drangperiode im dichtenden Deutschland den Damm brach, ein nervenzerquälendes Kerkerstück, in dem das langsame Verhungern eines Grafen und seiner Söhne mit all dem Entsetzlichen dieser Todesart bis hin zu fürchterlichen Wahnsinnsscenen zur Darstellung gebracht wird. Aus den himmlischen Regionen Klopstocks in diesen Realismus der Erdennot heruntergerissen, fühlte Schiller sich doch von der Seelenmalerei dieses Dramas mächtig gepackt. Dann folgte Lessings schicksalsschwere „Emilia Galotti". Schließlich ging der zehn Jahre ältere Goethe wie die Erscheinung eines Gottes über der Karlsschule auf: Ritter Götz stürmte auf den Träumenden ein, und das gefühlsselig Tragische in Werthers Liebesleid, die wilde Zerrissenheit der Affekte, die die ganze gebildete Welt in wogende Erregung versetzte, durchwühlte ruhelos auch die Brust des weltfernen Eleven. Im Lernen ging's infolge dessen immer weiter zurück, sein ganzes Denken gehörte dieser großen Poesie. Stoff,

Stoff, daß wir Aehnliches schaffen wie Goethe! das war die Losung, wo immer der Dichterbund sich verstohlen traf. Endlich glaubte Schiller in einer heimlich erwischten Zeitungsnotiz das Gewünschte gefunden zu haben. Er schrieb ein Selbstmordsdrama, den „Studenten von Nassau“, er schrieb's in unbeobachteten Stunden mit glühenden Wangen und brodelndem Herzen. Aber als er es fertig hatte, verwarf er es als ein seelenloses Machwerk. Die schmerzliche Enttäuschung des Mißlingens, die Einsicht, im Wollen stärker zu sein als im Vermögen, bedrückte ihn; zum Verzagen jedoch ließ es der mächtige Drang des Innern nicht kommen.

Dies die Stimmung des Sechzehnjährigen. In dieselbe versetzt die Ode „Der Abend“, die, trotzdem sie in der Schwulst der Sprache und in der Ueberschwenglichkeit der künstlich sich anspannenden Empfindung den noch nicht wahrhaft Geweihten zeigt, doch etwas tief Ergreifendes hat durch die darin sich aussprechende Sehnsucht nach eigener poetischer Leistung:

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel.
Mich über Sphären himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt vom paradiesischen Gefühl:
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —.
O Gott, du gabest mir Natur,
Teil' Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Die Dichtkunst ist sein höchstes Verlangen geworden. Alles ist er ihr zu opfern bereit, all sein Wünschen, all sein jugendliches Hoffen. Nichts als sie begehrt er vom Leben. Keinen will er beneiden, wenn nur dieses Eine ihm gegeben werden möchte, die herzensgewaltige Dichtersprache! Da klang es ihm wohl wie eine schöne Verheißung, wenn sein Deutsch-

lehrer Haug, der das Gedicht ohne Namennennung in sein „Schwäbisches Magazin“ aufnahm — also zum erstenmal, daß Schiller sich gedruckt sah! — anmerkungsweise die Erwartung aussprach, daß der Verfasser mit der Zeit dazu kommen werde, starke Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Das reizte ihn, die „Hymne an den Unendlichen“ zu schreiben. Auf einem Felszacken in schwindelnder Höhe steht der junge Klopstockianer und aus „der Wiege des Sturms“ ruft er hinein in das unter ihm wogende Wolkenmeer:

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen,
Ungeheure Natur! Du der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftgen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen, erkennt ihr mich? —
Schone, Herr, wir erkennen dich!

Kurz vorher war die Waldschule nach Stuttgart verlegt. Damit hebt eine neue Periode in Schillers Jugendleben an, wie einst fast gleichzeitig eine solche für Goethe begonnen hatte. Hatte der Vater den reichlich frei sich bewegenden Sohn nach einer unliebsamen Verwickelung, in die dieser durch schlechte Gesellschaft geraten war, unter die Hände eines Hofmeisters gegeben, so durfte er nun, ob er auch noch sehr wenig die Reife dazu hatte, nach Leipzig ziehen, wo er sich einem um so flotteren Studentenleben überließ. Nichts von dieser Ungebundenheit in Schillers Jugendzeit; der Geist der Anstalt blieb in Stuttgart gleich unfrei und düster. Dagegen nahm der Unterricht jetzt einen anderen Charakter an. Bedeutende Lehrkräfte traten ein, und unter ihren Anregungen wurde aus dem leistungsuntüchtigsten Eleven schließlich einer der vorzüg-

lichsten. In seinem Wesen erwachte er allmählich aus dem Scheuen, Insichgekehrten und Ungelenken zu sprudelnder Lebhaftigkeit und mitteilsamer Frische, auch zu sicherem und selbstgewissem Auftreten. Seine zum Herrschen angelegte Natur bildete sich heraus, und in den letzten Jahren dominierte er unbedingt unter den Genossen.

Seit jener Uebersiedlung brach der Sturm und Drang der Zeit in die Akademie ein. Schon auf der Solitude hatte es durch die Bäume gerauscht, jetzt aber war die Bewegung in der Welt draußen völlig entfesselt. Wie Schlossen des Himmels fielen nun, aller Absperrung zum Trotz, die „hingewühlten" Genieschöpfungen von Rousseaus, Hamans und Herders Jüngerschaft mit ihrem wild unbändigen Evangelium von der Natur, von Naturwahrheit und Naturrecht, vom Recht des Individuums auf freie Bewegung und freies Sichausleben und damit vor allem auch vom Recht des dichterischen Individualismus auf die Jünglinge nieder. Zugleich die von den Sturmgeistern erst entdeckten, durch „Götz von Berlichingen" in das deutsche Wesen eingeführten Dramen Shakespeares. Schiller vermißte zwar in dem großen Engländer, auf den er durch seinen Lehrer, den Philosophen Jakob Abel gebracht war, das Hervortreten der warmen Persönlichkeit. Er konnte in dessen Dichtung nirgends den Dichter selbst, nirgends dessen subjektives Empfinden und Erleben fassen, diese Objektivität des poetischen Schaffens war gar nicht nach seinem Sinn. Aber betroffen wurde er von der Lebenswahrheit Shakespeares. Damit gewann er neue Einblicke in Zweck und Aufgabe der Kunst. Und ganz hingenommen war er von der seelengewaltigen Leidenschaft dieser dramatischen Gestalten; die wirbelten sein Inneres mächtig auf aus allem seraphischen Traumempfinden. Am meisten vermittelte ihm der schon genannte Balthasar Haug den Geist der Umwälzung, der draußen die Poesie beseelte. Dieser Professor proklamierte den Satz, daß die Gesetze ein Blei an den Flügeln des Dichters wären. Jetzt wurde souveräne Verachtung aller Regel und Tradition der gute Ton im akademischen Dichterbunde. Klopstock wurde scharf kritisiert. In

dem bisher bewunderten und eifrig nachgeahmten Meister fand man zu wenig wahres Gefühl. Man tadelte das Aetherische seiner Poesie, dazu seine Gebundenheit in Form und Haltung. Für Menschen von Fleisch und Blut wollte man dichten und frei, wie's der Geist eingab. Schiller ist dem Dichter der Oden und des Messias noch am längsten treu geblieben, er war durch eine gewisse Verwandtschaft des Seelenpathos ihm innerlich verknüpft. Aber dabei galt es doch auch ihm als ausgemacht, daß eine Dichtung, wenn sie rechte Poesie sein wolle, von brennendem und wogendem Leben der Brust gar nicht genug enthalten könne.

Er war noch nicht siebzehn Jahre alt, da finden wir ihn in heimlicher Arbeit an einem „Kosmus von Medici", einem Trauerspiel, in dem zwei trotz des Hasses ihrer Häuser in Herzensfreundschaft verbundene Jünglinge durch die Liebe zu demselben Mädchen Todfeinde werden, was zu einer Verschwörung führt, in der Franz Pazzi den glücklichen Rivalen Julian am Altare ermorden läßt. Leisewitz hatte mit seinem „Julius von Tarent" ihm den Stoff und auch den Gang gewiesen. Nun saß er darüber mit flammenden Augen! Mit vor Erregung der Nerven sich sträubenden Haaren! Seine Füße stampften! Man hörte ihn schnauben! Wie ein Pumpen, ein Pressen, wie ein Akt geistiger Gewaltthätigkeit nahm es sich aus! So ist der Dichter bei ihm unter Schmerzen zum Leben geboren, während Goethe seine ersten Dichtungen im Fluge hinwarf. Doch schließe man daraus nicht auf Schillers Minderwertigkeit. Beiden war die Dichterkraft ein Schatz im Acker, gleich echt, gleich groß; nur lag dieser Schatz bei dem reflektierenden Geiste um viele Schichten tiefer, als bei dem unmittelbar im Gefühl und in der Phantasie lebenden Goethe. Zudem war er bei Goethe schon im Leben der Mutter ins Steigen gekommen; bei Schiller dagegen, der keine poetische Erbschaft angetreten hatte, war er noch gebunden gewesen. Jetzt aber hatte der Jüngling in mühevollem Graben endlich den ersehnten gefunden, jetzt hob er ihn mit aller Gewalt. Es ist verbürgt, daß Schiller bei diesem Schaffen, ob er das

Stück auch wieder vernichtete, seines dichterischen Könnens und seiner Berufung zum Dramatiker inne geworden ist. Auch spinnen sich vom „Kosmus“ Fäden, vielleicht ein ganzes Gewebe von Gedanken und Motiven hinüber zu den „Räubern“, deren Idee ihm bald darauf aufzuleuchten begann. Noch dasselbe Jahr 1776 spielte ihm die Schubartsche Erzählung in die Hand, die, mit den Worten begleitet: „Ich gebe sie einem Genie preis, ein Schauspiel oder einen Roman daraus zu machen,“ das winzige Samenkorn war, aus dem der majestätische Baum seines berühmten Jugenddramas erwachsen sollte.

Doch noch war er nicht soweit, dieses hervorbringen zu können. Was fehlte ihm noch? Das zeigt uns ein Blick auf seinen „Eroberer“, ein Gedicht, das von einem ehrgeizigen, in trunkener Lust vorwärtsstürmenden und das Leben seiner Unterthanen brutal hinopfernden Fürsten handelt:

Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend heruntersehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger, mich

Und Entsetzen um sie — Fahr ich da wütend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworfner,
In die Ohren der Mitternacht.

Und mit offenem Schlund, welcher Gebirge schluckt,
Ihn das Weltmeer mir nach — ihn mir der Orkus nach
Durch die Hallen des Todes —
Deinen Namen, Eroberer!

Ha! dort schreitet er hin — dort, der Abscheuliche,
Durch die Schwerter, er ruft (und du Erhabner hörst's),
Ruft, ruft: tötet und schonet nicht;
Und sie töten und schonen nicht.

Steigt hoch auf das Geheul — röcheln die Sterbenden
Unterm Blutgang des Siegs — Väter aus Wolken her
Schaut zur Schlachtbank der Kinder,
Väter, Väter und fluchet ihm!

Ha! Eroberer sprich: was ist dein heißester,
Dein gesehntester Wunsch? — Hoch an des Himmels Saum
Einen Felsen zu bäumen,
Dessen Stirne der Adler scheut.

Mit allmächtigem Stoß hoch aus dem Pole dann
Auszustoßen die Welt, fliegenden Schiffen gleich
Sternen an sie zu rudern,
Auch der Sterne Monarch zu sein.

Dann vom obersten Thron, dort wo Jehovah stand,
Auf der Himmel eine, auf die zertrümmerten
Sphären niederzutaumeln —
O das fühlt der Erobrer nur!

Nach einer weiteren grausigen Schilderung schließt das Gedicht mit dem Weltgericht, wo des Dichters „gefluchtester, wärmster, heißester Fluch ganz dann gesättigt“ sein wird, wenn der große Sünder in seiner Abgestumpftheit über seinen Frevel nicht mehr weinen, ja nicht einmal mehr um Erbarmen flehen kann.

Welch ein Wutgeschrei, welches Wettern und Sichüberstürzen der Sprache in ungeheuerlichen Gefühlen und halsbrecherischen Bildern! Und das nicht einmal über eine bestimmte geschichtliche Gestalt, sondern lediglich über ein Gedankengebilde. Diese Erhitzung kann also nicht aus dem Gegenstande selbst kommen. Die Sache liegt so: Aus der Litteratur seiner Zeit ist ein gewaltiges Etwas wirbelnd in ihn gefahren. Die Leidenschaft, die draußen für Ideen und Prinzipien kämpft, hat mit ihrem Brausen und Gären sein Innerstes aufgewühlt. Sein Blut kocht. Alles in ihm ist in fiebernder Bewegung. Von diesem Zustande muß er sich befreien. Er muß sich aussprechen. Aber worüber? Wir sollten erwarten, daß die unwürdige Bedrückung durch die Anstalt ihm das Thema geben wird. Aber das sind doch Gefühle, die noch dunkel in ihm schlafen. Die sind ihm noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, wenn sie ihn auch, ohne daß er es wußte, für die Sturm- und Drangideen besonders empfänglich gemacht haben. Den

Lebenskampf draußen aber kennt der Siebzehnjährige in seiner Weltentfernung nicht. Da ergreift er eine aus dem Unterricht ihm naheliegende Vorstellung, den Eroberer! Um sich daran austoben zu können, treibt er den Begriff zu der schwindelnden Höhe des unmenschlich Bösen hinauf. Je mehr derselbe aber ins Ueberlebensgroße wächst, desto mehr wird sein Dichten zur Exaltation.

Wir sehen hier den jungen Schiller in einer schweren Gefährdung: er steht an dem Abwege zum hohlen Pathos, zur unwahren Phrase. Denn auch die schönste Gabe muß sich in ein leeres, bombastisches Blendwerk verpuffen, wenn sie nichts wie sich selbst einzusetzen hat. Zum geistigen Schaffen gehört eben mehr als Genie, es gehört dazu die Größe eines seiner Reife entgegenstrebenden Charakters und der Reichtum einer gründlichen, in die Tiefe dringenden Bildung. Flammen brauchen Nahrung, und die Kräfte des Produzierens erfordern, gerade je größer sie sind, einen um so reicheren Lebens- und Ideengehalt. Zum Glück hat er es rechtzeitig erkannt, daß er, um ein Dichter zu werden, erst in ernster Arbeit nach Befruchtung seines Geistes und nach Entfaltung seiner Persönlichkeit streben müsse. An dem „Eroberer" scheint ihm dies klar geworden zu sein, wenn auch erst nach schwerem innerem Sträuben gegen die mißgünstige Kritik einiger Kameraden, von der wir gleich reden werden. Denn bald darauf, im Sommer 1777, also gegen seinen 18. Geburtstag hin, machte er sich von dichterischen Projekten los und zwei Jahre warf er sich nun mit angestrengtem Fleiß ganz auf die Studien. Auch Goethe waren, im Alter etwa ein Jahr früher, durch die Kritik der Leipziger Lehrer die Augen aufgegangen über die poetische Wert- und Gehaltlosigkeit seines bisherigen Dichtens. Da veranstaltete er ein Autodafé und vernichtete in ganzen Stößen seine Jugenddichtung. Aber diesen Ernst der sittlichen und geistigen Arbeit wie Schiller fand er damals noch nicht; ebenso nicht den Entschluß, das Dichten vorläufig einmal zu lassen.

Auch Schiller ist das schwer genug geworden. Aber mit

ganzer Energie widmete er sich fortan seiner Medizin, daneben der Philosophie, soweit dieselbe der Kunst, der Geschichte, der Kultur und dem Leben zugekehrt war. Er las Schriften von Herder, Lessing und Mendelssohn; er studierte mit großem Interesse Rousseau und wandte sich mit Lust und vieler Liebe dem Plutarch, später dem Homer zu. Vor allem aber vertiefte er sich in den schottischen Moralisten Ferguson und damit in die Gedankenwelt Shaftesburys. Seine orthodoxen Glaubensansichten gerieten darüber ins Schwanken. Er begann der denkenden Vernunft eine wichtige Entscheidung in religiösen Fragen einzuräumen, was ihn in heilsame Zweifel und Kämpfe führte, in einen Wandlungsprozeß, der aber in der Akademie noch nicht zum Abschluß kam. Ist es nun nicht zu bestreiten, daß seiner Denkweise dabei einige Züge der christlichen Lebensanschauung erblaßten; daß er sich jenem allzu optimistischen Idealismus ergab, der auf Grund der eigenen schon vergeistigten Natur die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen verkennt und der da wähnt, die Erkenntnis des Guten müsse jeden sofort zum Vollbringen des Guten führen, — heißt das auch, zu groß denken vom Menschenherzen, so senkten sich doch unter dem Einfluß dieser Moralphilosophie in den empfänglichen Herzensboden des Jünglings auch die aus Gewissensgranit gemeißelten, idealistisch schönen Ideen, die das Fundament seiner uns begeisternden dichterischen Welt geworden sind. Eine Fülle von Wahrheiten floß ihm in diesen zwei Jahren zu. Die deuteten ihm das unbekannte Leben draußen. Die wiesen seinem Innern kräftig die Richtung an. Sein Geist wurde beweglicher, und in dem erweiterten Gesichtskreise tauchten bis dahin ungeschaute Höhen und Tiefen auf, während sich zugleich sein Wesen aus der angeborenen Anlage heraus zu kraftvoller Größe aufzurichten begann, zu einer inneren Haltung, die ihn seinen Altersgenossen Goethe in den Tagen, wo dieser in eifersüchtelnder Liebe Käthchen Schönkopf plagte und in zerfahrenem Treiben mit sich nichts Rechtes anzufangen wußte, merklich überragen läßt.

Wie schon angedeutet, hatte ein besonderer Umstand viel

dazu beigetragen, Schiller zu seiner wissenschaftlichen Vertiefung zu führen. Mit dem wild ausschlagenden Kraftgefühl der Sturm- und Drangstimmung verband sich bei den Eleven der Karlsschule, die ja im Goetheschen „Werther“ lebten und mit Inbrunst Millers thränenfeuchten „Siegwart“ verschlungen hatten, eine Neigung zum Schwelgen in Empfindsamkeit. Schiller huldigte dieser Richtung des Zeitgeistes in enthusiastischen Freundschaftsgefühlen. In seinem siebzehnten Lebensjahre ließ er einen förmlichen Odenschwarm auf seinen Kameraden Scharffenstein niedergehen. Es war ein „Sang Selims auf Sangir“, der in der Sprache des verliebten Schwärmers die Seelenverwandtschaft feierte, die sich in idealem Gedankenaustausche auf Abendspaziergängen erkannt hatte; die, während in den Sälen schon ringsum alles schlief, mit dem Vertrauten beim Sternenschein noch flüsternd heilige Gefühlsmysterien pflegte; die darin einen Himmel voll Wonne weit über die Jugend, ja über die Erdenzeit hinaus bis in alle Ewigkeit zu besitzen träumte. Wir wissen davon durch einen datumlosen Brief Schillers an Scharffenstein, den man zumeist erst ins neunzehnte Lebensjahr verlegt. Aber nach Ton und Stimmungsgehalt gehört er vielmehr noch vor die große Dichtungspause, etwa in den Anfang des Jahres 1777. Geschrieben an den bisherigen Freund, als dieser mit mehreren anderen Schillers warme Herzensergüsse zu verhöhnen begann und sich unfreundlich zu ihm stellte, sind diese Zeilen des Siebzehnjährigen der wehe Aufschrei einer Seele, die zum erstenmal im Leben an einem geliebten Menschen irre wird. Darin heißt es u. a.:

„Wahr ist's, ich pries Dich in meinen Gedichten zu sehr! Wahr! Sehr wahr! Der Sangir, den ich so liebe, war nur in meinem Herzen. Gott im Himmel weiß es, wie er darin geboren wurd; aber er war nur in meinem Herzen, und ich betete ihn an in Dir, seinem ungleichen Abbilde! . . . . Ich vergaß alles, alle neben Dir! ich schwoll neben Dir, denn ich war stolz auf Deine Freundschaft, nicht um mich im Aug der Menschen dadurch erhoben zu sehen, sondern im Aug einer höheren Welt, nach der mein Herz mir so glühte, welche mir

zuzurufen schien: das ist der einige, den du lieben kannst. Ich schwoll, wie ich sage, in Deiner Gegenwart, und doch war ich nie so sehr gedemütigt, als wenn ich Dich ansah, Dich reden hörte, Dich fühlen sah, was Dir die Sprache versagte, — da fühlt ich mich kleiner als sonst überall, da that ich auch Wünsch an Gott, mich Dir gleich zu machen! Scharffenstein! er ist bei uns, er hört dieses und richte, wenn's nicht an dem so ist! Es ist, so wahr meine Seele lebt."

„Du hättest Achtung vor mir haben müssen, wie ich vor Dir; denn wenn man eines Freund ist, muß man in ihm Eigenschaften verehren, die ihn verehrungswert machen, aber, aber — möge das Dein Herz nicht treffen wie der Donnerschlag — Du hast nichts auf mich gehalten, Du hast meine Fehler, für die ich doch täglich Reue und Leid fühle, lächerlich, dich darüber lustig gemacht, und da es Deine Freundschaftspflicht gewesen wär, mir in Liebe und Kälte solche zu rügen, mir verhehlt, hast mir sie nur im Zorn vorgeworfen, pfui! pfui! der schändlichen Seele! — war das Freundschaft oder war's Trug, Falschheit? . . . . Wie oft (aber immer nur, wenn Du in Zorn gerietst, sonst heucheltest Du Achtung und Bewunderung), wie oft, wie oft hab ich's hören müssen von Dir und dem Boigeol, bitter, bitter, wie mein ganzes Wesen eben ein Gedicht sei, wie meine Empfindung vorgegebene Empfindung. Von Gott, Religion, Freundschaft u. s. w. Phantasie, kurz alles bloß vom Dichter, nicht vom Christen, nicht vom Freund herausgequollen — oh weh, oh weh, was das mein Herz angriff, und ihr habt's gesagt, Gott weiß es, Gott zeug es, gesagt habt ihr's, o mit den trügenden Zügen, mit der ernstesten Miene — o weh! o weh! und wie schmerzt mich das von euch — von Dir! Und nun schau gen Himmel, fest, starr gen Himmel, wo eigentlich nur unserer Freundschaft Auge sehen sollte, schau hinaus und frage Dich: hab ich recht gethan? hab ich aufrichtig gehandelt, daß ich den zum Freund erkor, dem das Wesentliche der Freundschaft, volles Herz mangle, dessen Gefühl nur in der Feder liege? O Gott vergeb Dir dies, Du hast Dich hier an Deines Selim Herzen versündigt. Freilich hab ich Klopstock viel zu danken, aber es hat sich tief in meine Seele gesenkt und ist zu meinem nahen Gefühl, Eigentum worden, was wahr ist, was mich trösten kann im Tode!"

„Ferner: Du hast Dich über meine Laster lustig gemacht! Du kanntest meine Eigenliebe. — Lieber himmlischer Vater, ich erkenne dieses Laster als eines der schändlichsten, wurzle mir's aus dem Herzen, lieber himmlischer Vater, ich erkenn's, bereu's! — und Du kanntest meine Eigenliebe — und nun laß vorm Angesicht des Nahen Dir sagen: Du hast Dich darüber lustig gemacht — Du, mein Freund, vor den Leuten mich beschämt, Du, der mir in der Stille verborgen, verschwiegen hat! Wie oft hast du mir meine Gedichte feurig bewundert, wie oft bis in den Himmel meinen Geist erhoben, wie oft, wenn wir zusammensaßen auf meinem Bette, ganz erstaunungsvoll meinem thörichten Eigenlob zugehört, nichts gesagt, als wenn Dir's im Eifer herausplatzte, oder dem Boigeol ins Ohr gedißelt. . . . Da Du mich hinstelltest, meine Eigenliebe vor allen auszuhöhnen, und ich dastand, Gott mit welcher Empfindung, Gott weiß, es war mir leid um meinen großen Fehler, aber dieser Hohn, dieser Augenblick — — von Dir — vor den Augen — o ich konnte nicht weinen, ich mußte mich wegwenden, eher Zernichtung, als noch so einen Augenblick von Dir — mög diese Thräne nicht heiß auf Deine Seele fallen!"

„Ich wählte Dich zu meinem Freunde, weil Du klüger, erfahrener, gesetzter bist als ich, weil Du meinem Herzens-Gefühl Dich am meisten, ganz genähert hast. . . Das hab ich Dir auch gesagt in der Stiftungsstunde! Hast Du's erfüllt, hast Du's erkannt? . . . Darum vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — vergeb ich Dir — so wahr mir Gott vergebe im letzten Zucken des Todes, vergeb ich Dir alles, will Dir Gutes thun für und für, aber ich werde lang mein Angesicht wegwenden müssen von meinem Scharffenstein, um Thränen zu verbergen! . . . Es hat edle Freunde in der Welt gegeben! — und ich suchte mir einen für die Unsterblichkeit — — — aber im Himmel werd ich ja edle Herzen finden."

Dieser Brief ist ein Ehrenzeugnis für Schiller. Welche reine, warme, großgesinnte Seele! So empfinden, so trauern kann nur ein Herz, das seine Schwingen noch nicht in den Schmutz des Lebens getaucht hat, das mit Feuerblicken ins Heilige zu schauen gewohnt ist und darin auch seine Mit-

menschen sucht. In tiefer Rührung liest man diese mit zitternder Hand, mit nassen Augen geschriebene Klage jugendlicher Enttäuschung. Es ist wohl keine Frage, Schiller ist damals nicht ehrlich, nicht edel behandelt worden und gewißlich auch nicht gerecht, wenn man seinem Dichten kurzer Hand Herz und Wahrheit absprach und es so hinstellte, als ob er Gefühle nur male, ohne sie selbst zu haben. Er war sich seines aufrichtigen Sinnes bewußt, wie in seiner religiösen Poesie, so auch in allem, was er dichtete. Aus der Empörung über diese Verkennung seitens einer ihm abholden Clique begreift sich auch ein gutes Teil von der inneren Erregung im „Eroberer", den er in jenen Wochen schrieb. Aber immerhin muß man zugestehen, daß jener Vorwurf eine Gefahr beleuchtete, die den zu Klopstock aufschauenden pathetischen Dichter in der That bedrohte. Vielleicht ist es bei Scharffenstein selbst eine gar nicht so schlecht gemeinte, nur unzart und nicht immer zur rechten Stunde angebrachte Warnung gewesen. Wahrscheinlich hat sich dann die Anklage, sein poetisches Schaffen wäre nur eine Ausgeburt der Phantasie, nicht echtes Gefühl, mit noch größerem Rechte auch wieder an den „Eroberer" geknüpft. Das wird ihn von neuem aufgebracht haben, hat ihn aber dann zu jener Selbstbesinnung geführt, deren segensreiches Resultat wir oben darlegten.

Während dieser zweijährigen Koncentration auf die Studien ist nun aber doch der Dichter in ihm im Wachstum nicht stehen geblieben. Er hat sich mit dem Menschen in ihm still weitergebildet und unwillkürlich brach er zuweilen hervor. Dabei kommen nicht so sehr zwei Gedichte in Betracht, die er im Auftrage der Akademie zum Namenstage der von der Verehrung aller Zöglinge umschwärmten Gräfin Franziska von Hohenheim, der damals noch nicht rechtmäßigen Gattin des Fürsten, anfertigen mußte. Es ist doch mehr die allgemeine Stimmung, die er hier in Verse bringt, allerdings mit dem ihm eigenen Triebe des idealisierenden Emporhebens. Viel reicher aber und kräftiger tritt seine Eigenart in einer Rede zu Tage, die er Anfang 1779 bei derselben Gelegenheit zu halten hatte.

Darin flimmert und sprüht es von Poesie. Ein ihm gestelltes moralisches Thema weiß er so zu wenden, daß man mit Gemütserregung das Martyrium des Sokrates verfolgt, daß man den Cäsar sieht, wie er sich den Pöbel erkauft, und den Augustus, der zu seiner eigenen Verherrlichung über das Elend der Zeit den Glanz eines goldenen Alters breitet. Alles ist voll Leben und Handlung, und mitten heraus aus dem Gestaltengedränge des klassischen Altertums, der biblischen Geschichte und der Ossianischen Sagenwelt jubelt's in anbetendem Entzücken, ein Hymnus auf die Liebe und auf die Weisheit, „ihre schöne Gespielin.“ Ja, selbst in wissenschaftlichen Arbeiten bricht der Dichter durch. Den Professoren wird es angst und bange geworden sein, wenn sie in der Abhandlung über die „Philosophie der Physiologie“, wo eine objektive Auseinandersetzung mit medizinischen Autoritäten erwartet wurde, die Sturm- und Drangphantasie ihre geistreichen Purzelbäume schlagen sahen, oder wenn aus trockener Gelehrsamkeit ihnen plötzlich eine feurige Lohe ins Gesicht schlug. Sie mußten den fleißigen Aufsatz loben, selbst der Herzog setzte ins Censurenprotokoll die Bemerkung, daß der Verfasser einmal ein „recht großes Subjektum“ werden könne, aber — heißt es dann im Zeugnis der Lehrer — die Ideen seien zu verwegen, der Ton zu witzig, die Gedanken zu aufbrausend und die Schreibart zu blühend; zudem wird ihm vorgeworfen, sein Geist sei zu stolz und selbstbewußt.

Schiller war nun zwanzig Jahre. Es ist das Alter, in dem einst Goethe, von der Leipziger Universität zurückgekehrt und nicht ohne Schuld schwer krank am Leibe und matt an der Seele, unter dem religiösen Umgange mit der Klettenberg nur langsam wieder gesundete, wo er aber zugleich in alchimistische Liebhabereien sich verfing und überhaupt im Widerstreit der verschiedensten Interessen und Einflüsse unklar hin- und herschwankte. Bei Schiller war es die Zeit des mächtigen Sichemporringens zur Klarheit, wo er, um „sein Herz durch den Kopf zu bilden“, jene theosophischen Betrachtungen niederschrieb,

die die Grundlage seiner „Juliusbriefe“ wurden, in allem der eindringende Denker mit dem Aufschwung des Poeten. Und nun zur vollen Jugendkraft erwacht und imstande, zwei Welten zu umfassen, die seines Berufes und die seiner Neigung, war er seit einigen Monaten, seit dem Sommer 1779, während er eifrig seine Studien weiterbetrieb, mit bereichertem Geistesleben zu dichterischen Arbeiten zurückgekehrt. Zwei verloren gegangene Gedichte bezeichnen den Anfang dieser neuen Epoche: „Der Triumphgesang der Hölle“, in dem Satan alle seine Erfindungen zum Verderben des Menschengeschlechtes aufzählte, während die übrigen Teufel mit blasphemischen Chören, die „fürchterlich schön“ gewesen sein sollen, einfielen, und „Die Gruft der Könige“, ein schauerliches Zwiegespräch mit dem Geist des Totenreichs.

Sofort hatte sich wieder ein Poetenkreis um ihn geschart. In diesem neubelebten Dichterbunde nahm Schiller nun unbestritten die Führerrolle ein. Es waren jetzt außer Hoven, der von dem ersten noch übrig geblieben war, der junge Lehrersohn Haug, der Sohn des Dichters Schubart, Heideloff, von Massenbach, Liesching, Plininger, Kapff, Elwert, der nachherige hervorragende Musiker Zumsteeg und Dannecker, der spätere Bildhauer und Schöpfer der berühmten Schillerbüste. Alle diese jungen Kunstenthusiasten waren zusammengehalten durch den Glauben an Schillers Genius und an seine Zukunft. Das sind die begeisterten Jünglinge, die in diesem letzten Akademiejahre „Die Räuber“ unter sich entstehen sahen. Das ist jene erste Schillergemeinde, die unter dem Rauschen des Bopserwaldes sich mit tobender Lust in Schillers Kraftfluten badete und die ihm durch ihren Beifall die Impulse zu unermüdlich vorwärtsdringendem und wirkungsvoll sich steigerndem Schaffen gab. Als im Dezember desselben Jahres der von seiner großen Schweizerreise mit Karl August zurückkehrende Goethe, jetzt ein gereifter Geist an der Schwelle des Mannesalters und im Begriff, zur klassischen Schönheitsruhe durchzudringen, auf die bezopften und uniformierten Idealisten der Karlsschule niederschaute, da ahnte er nicht, welch ein flutendes, wogendes Leben

wild stürmender Weltverbesserungsträume durch diese Köpfe ging. Noch viel weniger aber ahnte er, daß aus dieser Schar der im militärischen Drillregiment vor ihm aufmarschierten jungen Schwaben ihm einmal sein größter Freund und seines Ruhmes ebenbürtiger Genosse erstehen sollte. Ob ihm aber nicht doch zwei Augen aufgefallen sind, die mit ganz besonders trutzig stolzen Blicken auf ihn gerichtet waren und die ihn anfunkelten mit dem Glutverlangen, von Deutschlands Dichterfürsten bemerkt zu werden?

Die Losung im poetischen Räuberbunde war zwar dieselbe wie vor zwei Jahren: weg mit allem Regelzwang, mit allen Schnürbrüsten, mit aller drückenden Anmaßung der Autoritäten, — kraftstrotzende Jugendfülle will ihr Recht zu selbständiger Bewegung haben! Aber die Vertreter dieses Grundsatzes waren in ihrem Innern jetzt wesentlich andere geworden. Damals der Gegensatz gegen Klopstock und sein Malen auf Wolkenschichten; im Herzen jedoch war man noch durchaus klopstockisch gesinnt gewesen. Jetzt stand ihnen Wieland obenan, und seine mehr das Kreatürliche als das Geistige im Menschen anregende Dichtung versetzte die Gemüter in heftige Gärung. Keinen aber so wie unseren Schiller. Es rumorte in dem sinnlichen Untergrunde seines hohen Jugendsinnes. Das Liebevolle und Liebenswürdige seines Wesens, dazu der Zug zum sittlich Schönen und Erhabenen, die unbedingte Hochstellung des Seelischen im Menschen, das alles trat vorerst einmal mehr in den Hintergrund, und in seine Empfindung schäumten jetzt derbere Triebe hinein. In der Prüfungsarbeit vor seinem im Dezember 1780 erfolgten Abgange („Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen"), die wieder auf Schritt und Tritt den Dichter verrät und in der er die Keckheit hatte, zur Begründung eines psychologischen Satzes sich auf den Verfasser der noch gar nicht veröffentlichten und erst unter seiner Feder befindlichen „Räuber" zu berufen — er führt ihn als allbekannten Engländer ein, nennt ihn Krake und sein Werk, das natürlich keiner der Lehrer kannte, citiert er als „Life of Moor", — in dieser gelehrten Schrift kämpfte der Mediziner

Schiller fast leidenschaftlich gegen die Ueberschätzung des Geistigen an. Er räumte darin der Naturbasis im Menschen eine Bedeutung ein, die sie in der Lebensanschauung des Dichters Schiller absolut nicht hatte. Man merkt ordentlich, wie er sein wahres Sein niederquält, um dem Sinnenmenschen mit seiner rauheren Art Platz zu schaffen, ein Bemühen, das auch in seinen „Räubern“ oft deutlich zu Tage tritt. Aber die also sich äußernde Männlichkeit fand doch bei dem Idealisten sofort wieder eine sie vergeistigende Ablenkung nach der sittlichen Seite. Sie wurde zu einem Anstemmen gegen die Enge und den Druck der Gegenwart: mit tobender Gewalt brach in seiner Brust das Freiheitsgefühl hervor, jenes Element, das die Seele seines großen Dramas wurde und das allzeit, nachher nur immer mehr sich läuternd und veredelnd, der Hauptfaktor seines Dichtens geblieben ist.

Freilich daß es das alle Persönlichkeitsrechte niederhaltende Joch des Herzogs und seiner Schule war, was ihn so in Harnisch geraten ließ, das hat sich Schiller doch auch damals in seinem einundzwanzigsten Jahre noch nicht klar gemacht. Sein Herz, so gern dankbar, stand noch viel zu sehr unter dem Eindruck des immerhin dort auch empfangenen Guten. Dabei sah er des Fürsten hohes Interesse an seiner Bildungsanstalt täglich vor Augen und Karls sonstige Handlungen recht zu beurteilen, war er noch zu harmlos. Die tyrannische Einkerkerung Schubarts hatte ihn wohl entrüstet. Aber solche Erregung geht am jugendlichen Herzen doch noch vorüber wie ein Sturmwind, der vergessen ist, sobald es wieder ruhig wird. So vermochte er denn in seinen Festreden das Bild des Herzogs in einem Glanze zu zeichnen, der zu Schillers späterer Beurteilung seines Landesherrn und der Karlsschule allerdings in schroffem Widerspruche steht. Er pries ihn als den guten Vater, an dessen Denkmal sie, seine Söhne, einst weinen würden. Mit vollem Munde verherrlichte er den Segen seines pädagogischen Werkes. Es ist ihm das oft als unehrliche Schmeichelei angerechnet worden. Wie durfte ein Jüngling, der doch zu seiner Umgebung schon in der inneren

Auflehnung seines Karl Moor stand, so sprechen? Das heißt die Sache nicht verstehen. Schiller hat in jenen Jugendtagen der Akademie gegenüber durchaus nicht die Empfindungen seines Helden gehegt. Wohl fühlte er sich von der Zucht der Anstalt mannigfach belästigt, aber doch nicht mehr, als es auch heute unter unserer vernünftigen und humanen Disciplin beim besten Schüler der Fall ist, sobald dieser ein gewisses Alter überschritten hat. Da fangen dann eben die Zügel und Leitseile zu drücken an, die er früher gar nicht gespürt hatte. Hier in Stuttgart bestand nun zwar ein knechtisches, ganz unwürdiges Erziehungsreglement. Doch das ist dem jungen Schiller erst draußen, als er die freie Bewegung kennen gelernt hatte, so recht bewußt und von Herzen verhaßt geworden. Damals in der Anstalt hielt er es noch für eine ganz natürliche und notwendige Sache, die gar nicht anders sein könne. Er ärgerte sich wohl manchmal, aber er ertrug es ohne Murren. Bis zum Schluß zeigt sein Betragen nirgend etwas von Opposition, nichts von einem gegen den Herzog, wenn auch nur im stillen, anstürmenden Freiheitstrotze.

Gewiß, die Despotie der Karlsschule übte einen schweren Druck auf seine Seele aus. Doch was ihn innerlich so drückte und quälte, das erklärte er sich als die Folge eines dem ganzen Geschlechte seiner Zeit aufliegenden Joches, einer furchtbaren Vergewaltigung, unter der die gesamte Menschheit zu leiden haben müsse, einer den Atem abschnürenden Enge der Verhältnisse und Vorurteile, einer unerträglichen Erbärmlichkeit der Gegenwart. Was er selber erduldete, all diese peinlich schmerzvollen Empfindungen erschienen ihm als eine Wirkung der in seiner Lektüre, besonders in den Rousseauschen Schriften sich ihm darstellenden Welt. Und ergriffen von Plutarchs kraftsprühenden Heldengestalten, durch dieselben in einer platten Generation zum Genossen einer besseren Menschenart gemacht, schrie seine Seele auf nach Größe, nach großen Männern, nach großen, das Leben erneuernden Ideen. So hat er seine eigene Not und seinen eigenen Drang aus der Kleinheit des persönlichen Daseins als ein riesengewaltiges Projektionsbild hin-

ausgeworfen in die Weite des Zeitlebens. Und er hat damit seine Zeit in ihrem tiefsten Weh und in ihrem geheimsten Sehnen erfaßt — ein Beweis dafür, wie sehr er zum Dichter, zum Propheten beanlagt war.

Wenn „Die Räuber" auch durchweg den noch im Werden begriffenen Dichter verraten, so sind sie dennoch eine unsterbliche Kunstschöpfung, von einer Feinheit in Charakterzeichnung und Aufbau und von einer dramatischen Kraft, über die nur der Genius gebietet. Das Entstehen des Dramas läßt sich natürlich im einzelnen nicht verfolgen. Wohl aber gewinnen wir Berührung mit dem an den „Räubern" schaffenden Geiste Schillers durch zwei andere Erzeugnisse aus jenen arbeitsheißen Monaten. Das eine ist wieder eine Rede zu Franziskas Geburtstage über „Die Tugend und ihre Folgen". Wir beobachten darin die bildende Hand des Dramatikers, der Seelenvorgänge sichtbar zu machen versteht. Und wie ein Sichvorbereiten zu der Katastrophe des Karl und des Franz mutet uns an, was er hier von der Unerschütterlichkeit des Bewußtseins sagt, das seinen Helden

> „dereinst in den Schrecken jenes furchtbaren Tages nicht verlassen wird, wenn unter Domitianen irdische Throne schwanken, wenn jede Empfindung, denn keine wird sich dem Aug' des Rächers entstehlen, als eine drohende Zeugin wider den Gottlosen sich erheben, wenn ach vielleicht ein einziger nicht erstickter Gedanke zwischen Tod und Himmel entscheiden wird. In diesem Augenblicke des Entsetzens wird dem Tugendsamen der Donnerton des Gerichts Jubellied sein, die Stimme des Weltrichters Stimme des rufenden Vaters; jetzt wird sein Auge glänzen im ewigen Strahle, wenn auf des Frevlers Auge ewiges Dunkel sinkt."

Das andere ist die „Leichenphantasie", die erste Jugendschöpfung, die Schiller später der Aufnahme in seine Werke gewürdigt hat. Dieselbe ist geschrieben auf den Tod des in der Anstalt verstorbenen Bruders seines Freundes Hoven. Trotz mancher kraftgenialen Maßlosigkeit, wie solche auch den „Räubern" eigen ist, muß anerkannt werden, daß das Gedicht,

eine wirklich poetische Leistung, den Leser zum Mitdurchleben zwingt. In knappen Strichen malt der junge Dichter uns die Koulissen: Einen stillen Friedhof draußen vor der Stadt, ringsum von Bäumen eingeschlossen. Es ist Nacht, die Gräber liegen da bleich und starr im Mondesdämmer. Wie Geisterseufzen rauscht es unheimlich durch die Blätter. Ueber die Kronen streicht der Nebel hin, durch dessen zerrissene Schleier einzelne Sterne Gruftlampen gleich trübe herniederleuchten. Jetzt kommt Bewegung auf die Trauerbühne. Ein Leichenzug naht. Hinter dem Sarge her viele schwarze Gestalten, stumm wandeln sie dahin, gebeugt unter der Schwere des Schmerzes. Denn einen Jüngling gilt es zu bestatten, einen hochbegabten, einst der Seinen köstlichste Hoffnung. Wie wird der Vater, der in seines Kummers tiefem Weh als ein gebrochener Mann daherwankt, diese letzten Augenblicke ertragen? Aber Schiller überläßt uns nicht solchem Nachdenken. Er füllt die leere Scene sofort mit bewegtem Leben aus, mit den rasch verflatternden Bildern des erloschenen Jugendlebens, mit all dem, was auf diesem Abschiedsgange durch den Sinn der Leidtragenden jagt. Welch ein Kontrast! Im Wechsel des bis dahin feierlich ernst dahingeschrittenen Versmaßes dringen jetzt zu unseren Ohren muntere Klänge von Kindeslust und Jugenddrang. Bild reiht sich an Bild. Wir vergessen ganz die Situation, wir folgen dem Jüngling zum heiteren Gelage mit den Genossen, zum wirbelnden Tanze in frohen Stunden, zum ernsten Arbeiten und Lernen, —

Welten schliefen im herrlichen Jungen,
Ha! wenn er einsten zum Manne gereift —
Freue dich, Vater! — im herrlichen Jungen
Wenn einst die schlafenden Keime gereift!

— da knarrt des Gitters Thür. In des Kirchhofs Grausen schwankt die Totenbahre. Sofort schlägt das Versmaß wieder um, und vor uns entfalten sich die bangen Vorgänge der Bestattung. Doch der Dichter weiß eine Verklärung darüber zu breiten. Er malt die Sonnenpfade durchs Vollendungsland,

er zeigt den Geschiedenen in Geisteswonne, er läßt die Seinen die Hoffnung des Wiedersehens empfinden, er reißt sie hinweg durch der Jahre Flucht: die Zeit ist hin, die Ewigkeit ist da, Edens Pforten erschließen sich zu nimmer aufhörender Vereinigung! Doch was erschließt sich? Neuer furchtbarer Kontrast — was sich jetzt erst einmal aufthut, ist das finstere Grab, — was sie jetzt erst einmal kosten müssen, sind die Schrecken der Trennung! Der Sarg verschwindet. Aber des Künstlers Vermögen ist noch nicht erschöpft: das langsame Wiederaufschnurren der Seile, dann das Zuschütten der Gruft wird ihm ein Mittel, mit erinnerungssüßen Schmerzgedanken und mit unerfüllbaren, wehmütigen Wünschen sein lyrisches Drama des Todes ergreifend abzuschließen.

Aus den Worten der Teilnahme, die er darauf an den Vater des Verstorbenen schrieb, klagt ein wunderbarer melancholischer Weltschmerz, Hoffnungslosigkeit und Todessehnsucht.

> „Tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe statt seiner hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht einundzwanzig Jahr alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag des Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudevoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritt, den ich an Jahren gewinne, verlier ich immer mehr von meiner Zufriedenheit; je mehr ich mich dem reifern Alter nähere, desto mehr wünscht ich, als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres teuren Sohnes geizig sein; so aber gehört es einer Mutter und dreien ohne mich hilflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn, und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen.“

Wir kennen diese Stimmung schon aus dem anfangs erwähnten Briefe an die Schwester, der aus denselben Tagen stammt. Zum Teil veranlaßten das die trüben Eindrücke vom Krankenlager des so früh heimgegangenen Kameraden, den er gepflegt

hatte, und der Verkehr mit einem anderen, der an schlimmer Hypochondrie litt. Aber der eigentliche Grund dafür, daß in dem Alter, wo Goethe mit wieder frei gewordenem Sinn gen Straßburg zog und dort in ein großes Leben und reiche Wonne sich versenkte, Schillers Gemüt in tiefem Schatten lag, ist doch wo anders zu suchen. Es war das Durchwühltsein seines Geistes von dem gewaltigen Trauerspiel, das in ihm nach Leben rang, und an dem er heimlich während der Vorlesungen, auf allen Spaziergängen, selbst bei seinen ärztlichen Besuchen und in den Nachtstunden auf dem Krankenzimmer mit fiebernder Erregung schuf. Es war das Zittern und Beben seiner jungen Seele unter der Wucht des tragischen Gegenstandes, das Mitleiden mit seinem Karl Moor, der ja in seinem unklaren und doch so edlen Sehnen und in seinem schmerzlichen Unterliegen nichts anderes war wie Schillers eigener heiliger Jugendidealismus. Unter solchen inneren Erschütterungen, in denen er sich manchmal wie seelisch zerrüttet vorkam, führte er sein herrliches Jugendwerk aus. Unter solchem Erschauern der schöpferischen That, die wie ein tiefes Weh sich fühlbar macht und doch die höchste Freude ist, zerrissen schließlich die Wolken seiner Weltabgeschiedenheit, und prächtig stand am Himmel des deutschen Geisteslebens die Sonne seines Genius.

Drittes Kapitel.

Ein reicher Fund.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt!

So jubelt's aus Goethes „Mailied“ vom Jahre 1771. Ein Bild taucht vor uns auf wie aus dem Reiche der seligen Götter. Inmitten der Frühlingspracht des gottgesegneten Elsaß ein Menschenkind in des Daseins schwungvollster Zeit, im Anfang der zwanziger Jahre. Sein junges Leben nach langer, schwer bedrohender Krankheit nun völlig gesundet zu leichtem und frohem Herzensschlag. Und dieses wieder auferstandene Jugendherz von dem Reichtum der Empfindung eines Goethe hinaufgestellt auf die Plattform des Straßburger Münsters, hoch oben über der Welt Gebrause in freier Himmelsluft, und hier umringt von einer Schar geistvoller Freunde, alle so freudedurstig und dabei alle dem Schönen und Edlen ergeben. Welche Feder könnte dieses Bild zeichnen in seiner leuchtenden Lebensfülle? Wie sie beim funkelnden Wein aufjauchzen im Genuß der Gedanken, die da von Mund zu Mund gehen, der mächtig anregenden Ideen, die in ihrer Seele geweckt sind. Wie sie hier an den Thoren des Frankenlandes in dem Hochgefühl schwelgen, Söhne eines Volkes zu sein, dessen Geistesaufschwung sie ahnen, dessen Wert und Vorzüge

sie preisen. Wie sich das Gespräch der begeisterten jungen Deutschen dann verliert in die Betrachtung der paradiesischen Fluren tief unter ihren Füßen, der Flüsse und Berge und Wälder ihrer Heimat. Wie sie die Blicke schweifen lassen, um in der Ferne den Platz zu suchen, wo jedem von ihnen ein Teures weilt, Vater und Mutter oder der Freund oder die Herzensgeliebte. Und der da das schöne lockige Haupt sinnend hinüberwendet nach dem traulichen Sesenheim, siehe, durch sein Gemüt ziehen die Worte: „Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? so frag ich mich manchmal, wenn sich mein Aug in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest?"

Lieber Leser! Wäre es dir einmal vergönnt, hinaufzusteigen zu dieser luftigen Warte, kämest du Glücklicher hierher, um auf der Hochschule drunten deine köstlichsten Jugendtage zu durchleben, die Tage der seligen Freiheit und des reichen Empfangens, dann laß da oben die eigenhändigen Namenszüge des Dichters und mancher seiner berühmten Freunde dir eine erhebende Erinnerung werden. Und hast du Augen zu sehen, etwas von Goethes Sinn, so wird aus seiner gemeißelten Schrift es dich grüßend ansprechen: Nicht das öde Treiben der Faustgesellen in Auerbachs Keller ist echtes Studentenleben — auch ich habe es, zwar nicht in dieser Sumpferei, in Leipzig als junger Bursch kosten zu sollen geglaubt, — willst du recht genießen, so verkläre der Geist euer fröhliches Beieinander, und ideales Leben sei eurer Freundschaft Band; edles Maß und die Liebe zum Reinen und Wahren und die Lust am inneren Wachsen, an Seelenvertiefung und Blickeserweiterung, das ist das Geheimnis einer sonnigen, das ganze Leben durchglänzenden Studienzeit!

Wir werden im folgenden den Geistesmächten nachgehen, die in den anderthalb Jahren seines Straßburger Aufenthalts diesen fördernden Einfluß auf ihn ausübten. Aber ihm, der aus der Enge vieler Frankfurter Kleinlichkeit und väterlicher Pedanterie und eigener Selbstgefälligkeit sich hierher geflüchtet

hatte, erschien schon diese Aussicht ins räumlich Weite wie eine seelenweitende Erlösung. Oft und zu allen Tageszeiten suchte er deshalb, sei es allein oder mit Freunden, den Altan auf: im Frühlichtschein und in des Abends scheidendem Rot, oder wenn das Land schlafend dalag im Mondesdämmer; wenn lauer Zephyr ihn umwehte, oder wenn es stürmend brauste, und Gewitter rollten. Ging es irgend an, so klomm er noch in den durchbrochenen Turmgängen hinauf bis zur schwindelhohen Kreuzblume. Der Wille sollte es lernen, sich als Herr zu fühlen über des Fleisches Schwachheit. Er ließ nicht nach, bis das anfängliche Widerstreben der Nerven sich legte, und er auf fast ungeschütztem Austritt zu stehen vermochte. Und nun hier diese Welt! Dieses Panorama von grenzenlosem Umfang! In solchen Augenblicken rief er, im Jugendglück vor Entzücken außer sich, den Namen Erwins von Steinbach, der in diesen Tagen der Heilige seines Lebens war, an dieser Himmelsleiter kunstvollem Gefüge hinunter.

Freilich noch inbrünstiger rief er ihn aus, ganz hingenommen von Bewunderung, wenn er unten vor der neunfeldigen Fassade stand und zu dem gewaltigen und trotzdem so leicht sich in die Luft hebenden Mauerwerk emporschaute; wenn er diese Spitzbogen und Strebepfeiler mit ihren Figuren bergenden Baldachinen, diese Bänder der Galerien und Friese, diese Unmenge des vergitternden Gewebes, der rankenden Blumen, der abschließenden Lanzen und Knäufe betrachtete und in dem bis in das Kleinste von Geist und Idee beseelten Riesenbau nach dem Sinn der Gotik forschte. Mit einem starken Vorurteil gegen diesen Stil war Goethe nach Straßburg gekommen. Oeser hatte ihn in Leipzig in die Einfalt und stille Größe der Antike einzuführen gesucht, ohne ihm doch ein lebendiges und damit auch gegen andere Art gerecht bleibendes Verständnis griechischen Wesens geben zu können. Es fehlten dort zum rechten Erfassen die Originale, und sein Lehrer besaß nicht die Fähigkeit, die Schüler zum eigenen Schauen anzuregen. In Goethes Kunstansichten war deshalb noch viel gemacht Schablonenhaftes, viel unwahres und un=

selbständiges Denken auf Hörensagen. So hatte sich bei ihm die Meinung festgesetzt, das Gotische wäre ein Sammelsurium von Ungeordnetem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem und Ueberladenem, und er fürchtete, in dem Münster „ein mißgeformtes, krausborstiges Ungeheuer“ sehen zu müssen. Aber wie war er überrascht, als er ihn vor sich hatte! Es war der erst überwältigende, allmählich in Offenbarungen sich auflösende Eindruck einer einzig großen That des Genius. Immer mußte er wiederkehren, mußte sie auf sich wirken lassen, mußte messend und studierend in sich aufnehmen diese Würde und Herrlichkeit. „Wie oft hat die Abenddämmerung mein ermattendes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen!“ Es zieht ihn auf die Knie, er glaubt nicht mehr auf Erden zu sein, Himmelsfreuden überströmen ihn, und er hört den Geist der biblischen Schöpfungsgeschichte, wie er mit seinem: Es ist gut! auch über dieser Steinwelt des menschlichen Schöpfers schwebt. Herzlich bittet er alle, die, wie er bisher, von falschen Vorstellungen befangen waren: Verschließt euer Ohr vor allem Wortgeprahle unverständiger Kunstrichter, kommt, schaut und genießt mit mir!

Man muß diesen mit jugendlichem Feuer geschriebenen Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ lesen, um sich in den Enthusiasmus jener Tage versetzen zu können. Goethe schildert darin, wie Erwins Schatten ihm erscheint und ihm sein Werk deutet, dessen Wert er vornehmlich in zwei Stücken findet. Einmal darin, daß hier ein millionenhaft verzweigter und riesenhaft gen Himmel ragender Bau doch als etwas durchaus natürlich Erwachsenes sich darbietet gleich einem ungeheuren Baum, der gerade so, wie er ist, sich aus dem Samenkorn entwickeln mußte und so und nur so seinem Zweck entspricht. Und ferner darin, daß bei der echten Gotik das gewaltig Ergreifende und in seinem Ernst so Massige den Zauber des doch so gefällig und wohlthuend Berührenden in sich trägt.

Wie eine Inspiration nahm er diese Einsicht auf. Aber wichtiger als die Begeisterung für den gotischen Stil, die bekanntlich später nachließ; wichtiger selbst als die Entdeckung der beiden großen ästhetischen Gesetze von der Natürlichkeit und von dem Anmut und Kraft vereinenden Wesen des wahrhaft Schönen, die ihm zur bleibenden, sein Schaffen beherrschenden Kunstüberzeugung wurde, war doch ein anderes. Goethe hat hier zum erstenmal ein großartiges Kunstprodukt mit Liebe und Fleiß innerlich nachbildend durchlebt. Und das ist nötig für den jungen Menschen, der in das Reich der Schönheit oder auch der Wahrheit eindringen will, zumal wenn er einmal selbst darin etwas mehr als Mittelmäßiges hervorbringen möchte. Unter solchem inniglichen Nachleben des Großen wird der eigene Schönheits- bezw. Wahrheitssinn lebendig, und man gelangt zur Selbständigkeit des Fühlens und des Denkens. Was man dazu treibt, mit welchem Künstler, Schriftsteller oder Philosophen man sich beschäftigt, darauf kommt es in erster Linie gar nicht so an. Die Hauptsache ist, daß man sich nur in ein wirkliches Meisterwerk versenkt, daß man sich darin mit offenen Augen umsieht, mit regem Geiste nach der bildenden und formgebenden Kraft der Vorlage spürt und mit ganzer gesammelter Seele wieder und immer wieder an der Arbeit des Meisters teilnimmt, als wäre sie noch gar nicht vollendet, als wäre sie noch im Werden begriffen und sollte erst durch uns entstehen. In solchem nachschaffenden Sinnen hat Goethe vor dem Münster gestanden, so vertieft in des Werkes Idee, daß er das unfertig Gebliebene, nicht bloß den zweiten Hauptturm, sich ergänzt hat und der Wiederentdecker der ursprünglichen Absichten geworden ist. Damit hat dieser Bau wesentlich dazu beigetragen, ihn von der Unfruchtbarkeit fremder, nur überkommener Kunstbegriffe loszumachen, daß er dort zu einem persönlichen und selbstempfindenden Kunstgefühl zu kommen begann, der Bedingung für die freie Entfaltung des längst in ihm waltenden Genius.

Auch in religiöser Hinsicht hat die majestätisch schöne Architektur einen starken Eindruck auf ihn ausgeübt und das

nicht im Sinne einer düsteren und verdüsternden Frömmigkeit, deren Ausdruck er an dem mittelalterlichen Bau vermutet hatte, sondern ebenfalls in der Richtung einer befreienden Selbstweckung. Und die that ihm not. War er doch, wie schon früher angedeutet wurde, seit den Tagen seiner großen Krankheit in ein für ihn ganz unnatürliches Wesen hineingeraten. Unfähig zu unterscheiden zwischen dem christlichen Persönlichkeitsgehalte der edlen Frau von Klettenberg und den pietistisch-herrnhutischen Formen ihrer Denkweise, hatte er ihren Pietismus als die Segensmacht ergriffen, der er die Wiedergesundung seines verstörten Innern zu danken habe. So hatte er sich denn, ihr selbst gar nicht zur Freude, derartig in die Sprache und in die Art der „Stillen im Lande" hineinempfindelt, daß seine Seele wie verrenkt erschien. Die ersten Straßburger Briefe zeigen noch ganz diese Haltung: Goethesche Frische und muntere Naturwüchsigkeit im Banne einer salbungsvoll sich vordrängenden und sich breit machenden Gläubigkeit. Er ergeht sich in dem weichlich sentimentalen Ton der Gemeinde, gefällt sich in Selbstbelauerung und gar geringschätziger Selbstbeurteilung, redet viel von seiner Bekehrung und seiner Herzensstellung zu „unserem Herrgott und seinem lieben Sohn Jesu Christo" und preist die Gebetsstimmung als das einzig wahre Leben, ohne das alles andere nur ein leeres Hindämmern sei. Dabei verirrte sich sein Geist in neuplatonische Spekulationen von Weltschöpfung und Welterlösung, die voll von phantastischer Jenseitigkeit waren, aber recht arm an sittlichen Lebensimpulsen, und in denen der Teufel eine größere Rolle spielte als Christus.

Da war es denn ein wirklicher Vorteil für ihn, daß die Männer, mit denen er hier in Straßburg freundschaftliche Beziehungen einging, so der junge Theologe Lerse, der Mediziner Weyland, der Jurist Engelbach und in erster Linie der um mehrere Jahrzehnte ältere Aktuar Salzmann, in ihrer Geistesrichtung jedem überschwenglichen Gefühlschristentum, allem schwärmerischen und trüb phantastischen Wesen durchaus abgeneigt waren und eine Religion der sittlichen Lebensbethäti-

gung forderten. Das war ein heilsames Gegengewicht. Und der milde Pietist Jung-Stilling, dem er ebenfalls nahe trat, störte dasselbe um so weniger, weil dieser die abgesonderte Frömmigkeit nicht mochte und allen Nachdruck auf praktische Humanitätsbestrebungen legte. Trotz dieser Einflüsse würde Goethe nun aber nicht so bald dazu gekommen sein, die Konventikelleute in Straßburg „so von Herzen langweilig“, ihre Religiosität so geistesbeschränkt und ihren Umgang so unerträglich zu finden, wenn ihm nicht täglich eine Erscheinung kraftvollen und hohen und lichten Christensinnes in einer ihm imponierenden Geistesgewalt in den Weg getreten wäre. Das war eben das Münster.

Ja, ein mittelalterlich-katholischer Dom und in den Figuren und Symbolen seines Steingewandes vielfach an jenen asketisch-mystischen Kultus erinnernd. Aber wer beachtet die Muster in des Purpurs Falten, wenn der Herrscher uns gebietend ins Auge blickt? Siehe diese königliche Herrlichkeit, hoheitsvoll, majestätisch groß — so steht der Riesenbau da, fest und unerschütterlich, breit und weit sich Raum nehmend, ragend über Stadt und Land, hineinschauend in jedes Haus und Leben: das Christentum ein Gedanke, der, größer als alle, alles durchdringen will, — nichts Weltflüchtiges, nichts, was sich in die Absonderlichkeiten der Winkel zurückzieht, eine geistige Weltmacht, die mitten im Leben thront und über alles Leben, Denken und Sein bestimmend die Herrschaft fordert. Und sie darf es, denn ihr ist von dem Starken die Stärke verliehen! Blick nur hin, dieses massige Gemäuer in seiner Gewaltigkeit, da ist nichts Weiches, nichts Kleines und Schwaches. Des Zarten, Feinen, Anmutigen allerdings viel. Aber auch das dünnste Säulenrohr, auch die zarteste Linie, Ornamente wie ein Hauch, kommst du ihnen nahe, so wachsen sie an zu kräftig vollen Gebilden. So suche doch in der Religion, wie sie Jesus gelehrt, gelebt und sterbend bewährt hat, das weichlich Empfindsame, das schmächtig Aetherische, die gehaltlose Passivität: alles Thatenmut, Glaubenskraft, heilige Lebensfülle; auch in Demut und Sanftmut seelische Erhabenheit, in

Milde und Güte sittliche Energie und im Leiden und Dulden Heroismus. Und des machtvoll Treibenden und segensvoll Wirkenden ist in seiner Religion noch unendlich mehr als man sieht. Bemerkst du in dem Erdgeschoß unten mehr, als die freundlich ladenden Pforten mit ihren sinnigen biblischen Skulpturen? Und doch hat des Meisters weise Berechnung in dieses Erdgeschoß das Geheimnis versenkt, aus dem folgerichtig der weltüberwindende Turm zu den Wolken steigt. Und was ist das berühmte vielspeichige Rad über dem Hauptportal? Nur das schmückende Centrum der Fläche? Es hat der Künstler darin das Fenster geschaffen, durch das Sonnenlicht den Raum erhellt. Und sonnige Fenster zur Linken und Rechten, Quellen des Lichtes und der Wärme, wo nach außen nur der Steine gestrenges Stabwerk ist. Alles ein Bild des Glaubens und seiner verborgenen Herrlichkeit. Ueberhaupt von Glanz durchleuchtet und von des Himmels Luft durchweht diese ganze steinerne Pracht, in der überall aus Ernst und Würde des Lebens frohe Geister blicken. Es ist der frische, freie, in den Bauhütten des Mittelalters gepflegte Sinn, der hier der Christenheit das innerste Wesen der welterlösenden Freudenbotschaft mit des Meißels Kunst gedeutet hat.

Goethe hat diese architektonische Deutung des Evangeliums verstanden. Das Pietistische, für das er bei anderen volles Verständnis sich wahrte, fiel von seinem eigenen Gemütsleben, in dem es freilich nie tief gesessen hatte, ab und dazu das Herbe und Finstere dogmatischen Denkens, das ihm seit der Kindheit doch oft die Empfindung verwirrt und seinen Geist in Unklarheit niedergehalten hatte. Er trat heraus aus der dumpfen Begrenztheit einer Frömmigkeit, die nur die Sorge für das eigene Seelenheil und für die Rettung eines kleinen glaubensverwandten Kreises kennt. Das bei ihm nur Gekünstelte einer in der Sprache Kanaans sich ergehenden Beschaulichkeit und das angenommene Weibliche seiner religiösen Gefühle machten einer mehr in männlicher Kraft sich aufrichtenden Stimmung Platz. Es ging ihm das erste Gefühl auf für das Christentum als sittlich-humane Lebensanschauung, und der religiöse

Sinn verschmolz sich bei ihm mit dem ästhetischen, wie diese Verschmelzung im Bilde des Münsters so ausgesprochen vor ihm stand.

So fand er auch in dieser Beziehung sich selbst, die seiner Individualität angemessene Richtung, ohne — sich selbst zu verlieren. Denn das ist immer die Gefahr in der religiösen Entwicklung eines Jünglings: Gewinn auf der einen Seite bedeutet oft Verlust auf der andern — das der innersten Natur Fremdartige, das Unwahre wird abgestreift, aber statt nun zu dem wahren Ausdruck des Glaubens sich durchzuarbeiten, wird der Glaube selbst, obwohl er gerade ein Stück des eigenen innersten Lebens ist, in recht thörichtem Beginnen befeindet. Wie hat doch die heutige Jugend so sehr die Neigung, aus der schönen besitzreichen Freiheit des Christenmenschen sich in den wüsten, an Herz und auch an Charakter so arm machenden Radikalismus eines Nietzsche zu werfen! Nicht also Goethe. Das damalige radikalistische Modebuch war das Système de la nature des französischen Encyclopädisten Baron von Holbach, das vom Pariser Parlamente zum Feuer verdammt war und das Goethe deshalb mit Eifer und Begierde studierte. Aber — so urteilt er darüber zugleich im Namen seiner Straßburger Jugendfreunde — „wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte: es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Mute." Wie hätte ein Goethe sich einer unter dem Scheine des Geistreichen so geistarmen Negation gefangen geben können! Wie hätte er sich etwas sollen wegleugnen lassen, was er, gerade je freier er damals wurde von fremdem Glauben, desto mehr als ein ureigenes Stück seiner Persönlichkeit und als einen unauslöschlichen Drang seiner Seele empfand. Aus jenen Tagen stammt der Gebetsruf:

Dies wird die letzte Thrän' nicht sein,
Die glühend Herz aufquillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O! laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen;
Und mögt der Schmerz auch also fort
Durch Nerv' und Adern wühlen.
Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir o Ewger! werden —

Auch das gehört zu den Tönen, die das Münster, so froh und lebensfrisch es ihn gestimmt hatte, in seiner Brust erklingen ließ. Er sah in des Baues ganzer Anlage und Ausführung das Verlangen nach Unendlichkeit verkörpert, das Sichentwinden des Geistes aus dem Druck und der Enge der Materie, das Ungenüge an den Schranken der Erdenzeit und das frohgewisse Hoffen auf unsterbliches Leben, jenen religiösbeseelten Idealismus, der von dem echt deutschen Wesen nicht zu trennen ist.

Und hierin, in dieser Hinleitung auf das Deutschtum, machte sich der Einfluß des Münsters für Goethe am fühlbarsten. In jenen Partien von „Dichtung und Wahrheit" und seiner Münsterschrift, wo er darauf zu sprechen kommt, dringen ganz neue Stimmen zu unseren Ohren, so wundersam in dieser Zeit der politischen Jämmerlichkeit und der allgemeinen Entdeutschung des Lebens und der Gesinnung. Gerade noch hundert Jahre mußten vergehen, ehe die Kanonen um Straßburg im Werben um die entrissene Tochter des Deutschtums Osterdonner erdröhnen ließen. Da mutet uns die volkstümliche Empfindung des jungen Goethe an wie vorzeitiges Frühlingswehen in Wintertagen. Schon in seiner Kindheit hatte sich dieser Zug geregt, als beim Beginn des siebenjährigen Krieges, wo sein Großvater, Stadtschultheiß Textor, offen für Habsburg eintrat, während sein Vater sich zu Friedrich II. hielt, auch Wolfgang, wiewohl er sonst innerlich dem Großvater näher stand, sich zu den „fritzisch" Gesinnten schlug. Aber dem lag natürlich kein tieferes Verständnis zu Grunde. War doch in seiner Umgebung die eine Partei in ihrem beschränkten Frankfurtersinn so wenig deutsch und vaterländisch denkend wie die andere. Bei dem Knaben zumal war es nur

die Begeisterung des jungen Gemütes für die kraftvolle Gestalt des Preußenkönigs gewesen. Die hatte dann freilich in Leipzig trotz der sächsischen Gegenreden noch bedeutend zugenommen, als Goethe in „Minna von Barnhelm“ und in Gleims Soldatenliedern das Herauswachsen eines dichterischen Nationalhelden wahrnahm. Doch hatte das mehr seinen poetischen, als seinen patriotischen Sinn berührt. Aber hier in Straßburg kam er nun hinein in den Gegensatz des damals, vor Napoleons Zeiten, noch sehr seiner Abstammung sich bewußten deutschen Lebens zu dem der Stadt sich aufzwingenden französischen Geiste. Mit dem Trotz des idealen Jugendsinnes, der sich zu dem schwächeren und bedrängten Teile hingezogen fühlt, trat er in die Reihen der an französischer Litteratur, Wissenschaft und Politik scharf Kritik übenden und ihre nationale Art kräftig wahrenden Studenten. Aus dem Trotz sollte bald mehr werden.

Im Betrachten des Domes, der nicht bloß in seinen Dimensionen, sondern auch in seiner Konstruktion und den darin zum Ausdruck gekommenen Ideen als ein Ungeheures sich ihm aufdrängte, erfaßte ihn „die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren.“ Wie die Starrheit der Bildsäule unter dem warmen Hauch anblickender Liebe sich erwärmt, sich belebt und zu einem bewegten, die Seele spiegelnden Antlitz wird, so kam ihm auch Leben und Bewegung in das gewaltige Steingebilde. Ob er nun vor der Kirche stand oder durch die erhabenen gotischen Gewölbe schritt, er verspürte das stille Atmen einer Seele, die mehr war als die des Baumeisters: die deutsche Volksseele schaute ihn an. Ein Gesicht war es ohne Grazie, ohne Schmelz, nichts von der Griechen hoher Schönheit, rauh vielmehr und derb, „stark wie der Löwe des Gebirges,“ aber dabei bedeutend in seiner unendlichen Geistesfülle und schön durch die schlichte Größe eines treuherzigen und tiefen Gemütes. Mit jugendlich auflodernder Herzensfreude warf er sich dem Genius der Heimat in die Arme. Er wußte, er hatte in ihm seines Daseins Wert und Kraft gefunden, sein besseres Selbst. Nun wollte er leben und weben in seines Volkes so unerschöpflich reicher, so kerngesunder In-

dividualität! Seine Kunst sollte „auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden": all sein Dichten sollte nur die eine Aufgabe haben, eine deutsche Poesie hervorzubringen, rein, echt und lebenskräftig! So hat Goethe hier jene nationale Wiedergeburt gefeiert, ohne die niemand etwas wahrhaft Großes schaffen kann, weder auf künstlerischem, noch auf religiösem, selbst nicht auf wissenschaftlichem und praktischem Gebiete. Nur aus der tiefinnerlichen Vermählung mit der Volksseele entstehen die unsterblichen Werke. Aus ihr sind Goethes sämtliche Meisterwerke hervorgegangen, auch die in der Zeit seiner hellenisch-klassischen Abklärung entstandenen. Denn nicht nur die Charaktere seines herrlichen Epos, Dorothea, Hermann, der Pfarrer, das Elternpaar, sondern auch die in der „Iphigenie" und im „Tasso" und sogar eine Mignon, von Faust gar nicht zu reden, sind doch im Kerne Leben aus unserem Leben. Allerdings nicht mehr in der Naturwüchsigkeit des Deutschtums, wie ihm gleich nach der Rückkehr von Straßburg sein edelwilder Berlichingen geboren wurde.

Hinter diesem vielseitigen Einfluß des Münsters stand nun aber eine Gestalt, ohne die diese Rede der Steine für Goethe schwerlich zu solcher Macht des Lebens geworden wäre. Goethe hat in seiner langen Laufbahn viele hervorragende Männer kennen gelernt; aber nächst Schiller, dem er erst mit fünfundvierzig Jahren nahe trat, keinen so bedeutenden wie Herder, den ein günstiges Geschick ihm hier in der empfänglichsten Jugendzeit zuführte. Aus den Reihen der evangelischen Theologen ist ihm der Meister gekommen, der in das unklare wirre Chaos des Jünglings Licht brachte und die darin bereitliegenden schöpferischen Kräfte an ihr großes Tagewerk rief. Das 10. Buch von „Dichtung und Wahrheit" ist dieser Bekanntschaft und Verbindung geweiht. Lebensvoll erhebt sich daraus das Bild des die neue Zeit in sich verkörpernden und die neue Litteraturperiode heraufbeschwörenden Geistes, der, obwohl nur fünf Jahre älter als Goethe, bereits zu den Be-

rühmtheiten Deutschlands gehörte, gleich groß als freisinniger Kanzelredner, wie als humanistisch-philosophischer Schriftsteller und als dichterisch-ästhetischer Bahnbrecher. Noch aus jener Darstellung des alten Goethe und trotz des Schleiers, den eine spätere Verstimmung unbewußt darüber breitete, verspürt man die Folgewichtigkeit des sieben Monate währenden Verkehrs mit Herder. Um aber Goethes damalige Stellung zu dem jungen Gelehrten und sein dankbares und begeistertes Aufnehmen der empfangenen Anregungen ganz zu ermessen, muß man auf die Zeugnisse aus jenen Tagen zurückgreifen. Angeführt seien hier die Worte, die Goethe wenige Monate nach Herders Abreise an diesen richtete, wohl die Erwiderung auf einen ihn kritisierenden Brief des inzwischen zum Oberpfarrer und Consistorialrat von Bückeburg ernannten Freundes:

> „Ich zwinge mich, Ihnen in der ersten Empfindung zu schreiben. Weg Mantel und Kragen! Ihr Niesewurzbrief ist drei Jahre alle Tageserfahrungen wert. Das ist keine Antwort drauf, und wer könnte drauf antworten? Mein ganzes Ich ist erschüttert; das können Sie denken, Mann, und es fibriert noch viel zu sehr, als daß meine Feder stät zeichnen könnte. Apollo von Belvedere, warum zeigst du dich uns in deiner Nacktheit, daß wir uns der unsrigen schämen müssen? Spanische Tracht und Schminke! Herder, Herder, bleiben Sie *mir*, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen. Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden! Jetzt eine Stunde mit Ihnen zu sein, wollt ich mit — bezahlen."

Mit „Jahren meines Lebens" soll es jedenfalls heißen. In diesem Briefe spiegelt sich das ganze Verhältnis der beiden. Zunächst zeigt der Hinweis auf das scharfe Purganzmittel der Nieswurz die Schonungslosigkeit, in der Herder seinen befreienden Einfluß auf Goethe ausübte. Herder konnte sich so

vernichtend abfällig wie Lessing äußern, wo er Verkehrtes zu bekämpfen hatte; da er aber eine sehr subjektiv gerichtete Natur war, hatte sein Spott oft etwas gallig Bitteres. Eine im Ringen mit vieler Not recht trübe Jugend und böse Erfahrungen mit Menschen hatten in seiner absolut nicht pessimistischen Natur doch einen gewissen Niederschlag von grämlich herbem Wesen zurückgelassen, der leicht in die sachlichen Ausstellungen miteinfloß. Mit solchem nicht selten abstoßend schroff werdenden Urteil machte sich Herder über all die kleinen Größen der damaligen altersschwachen Litteratur her, über die Ideenarmut und ihre Verfälschung des Gefühls, über das französisch Gezierte, Gedrechselte und Geschnürte ihrer Arbeiten, über jede unselbständige und hohle Nachahmung fremder Vorbilder, über moralisierende Poesie und was sonst die Erscheinungen einer der inneren Berufung ermangelnden Kunst sind. Klopstock und Lessing wurden in ihren poetischen Schöpfungen mit Hochachtung behandelt, rings um sie aber sank fast der gesamte Bestand der deutschen Dichtung als unecht und unbedeutend dahin. Mit dem, was Goethe selbst bis dahin geleistet hatte, ging Herder nicht weniger unfreundlich um. Das aus früher Jugend noch nicht Verworfene, dann die Ausbeute der Leipziger Jahre wie „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“, die erst kürzlich herausgegebenen zwanzig „Neue Lieder“, hauptsächlich anakreontische Lyrik: — das meiste keine wahre Poesie, ohne Leben, gemacht, nicht gewachsen! Ja „Spanische Tracht und Schminke!“ Und wo Herder etwa nicht so urteilte, da that Goethe es nun in viel weiter gehender Selbstkritik. Er ist manchmal, wie erlahmend, an seinen Fähigkeiten irre geworden und ängstlich verheimlichte er dem unnachsichtigen Rezensenten die ihm damals vorschwebenden Projekte.

Mit welcher Ueberlegenheit ihm Herder dabei gegenüberstand! Mit welcher unheimlichen Reife des Urteils und des ganzen Wesens, seiner selbst so gewiß, obwohl er doch auch noch ein Jüngling war! Wie er sogar Goethes Person, sein Wesen und Gebaren unter die Sonde nahm! Was mußte er sich da alles sagen lassen — er, der „Hätschelhans“, wie er

der guten Mutter hieß, der auf jede Weise Verwöhnte, der sonst überall mit Freundlichkeiten umschmeichelt worden war, wie von älteren Leuten, so auch besonders von den Jugendgenossen, zumal hier in Straßburg, wo unter den Kameraden ein wechselseitiges Schönthun, Geltenlassen, Heben und Tragen zum guten Verkehrston gehörte! Nun kommt dieser rauhe Ostpreuße hineingeschneit in den Kreis, der in französischer Höflichkeit aneinander solches Behagen hatte; kommt zu ihm, dem genialen Musensohne, dem viel Bewunderten, und setzt sich mit deutscher Ehrlichkeit über den gesellschaftlichen Kanon und über die guten Vorurteile hinweg! Ja, Herder blickte in die Sonne und wurde nicht blind. Rücksichtslos geißelte er vielmehr alles, was von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust und Hochmut an dem vielversprechenden, aber noch recht unentwickelten und dabei so altklugen jungen Frankfurter hervortrat. Scheint er ihm doch selbst den ziemlich deutlichen Vorwurf nicht erspart zu haben, daß ihm zum Schaffen noch die vor allem erforderliche Ehrfurcht vor der Kunst fehle, daß er in Spielerei und Glänzenwollen noch nicht zu dem Gefühl von der Größe des Dichterberufes durchgedrungen sei. Wir erinnern uns, wie beim jungen Schiller dies von Anfang an in seiner innersten Natur lag; beim jungen Goethe hat Herders durchforschendes Auge diesen heiligen Enthusiasmus der Gottbegnadeten damals noch sehr vermißt.

Wenn Goethe sich magnetisch an Herder gebunden sah, wenn seine Verehrung für ihn so weit ging, daß er sich selbst scheute, ein Couvert von Herders Hand zu vernichten, so zog auch Herder vieles in Goethes Art mächtig an, und er ließ ihn das merken. Dann war Goethe hoch beglückt. Aber überwiegend war doch die Summe der Eigenschaften, über die sein jugendlicher Mentor strenges Gericht hielt, nicht am wenigsten auch über das ihm noch aus den Kindertagen anhaftende Betragen, daß er „bei einem kleinen Vorfalle sehr laut zu krähen oder ein anderes Mal um den Tisch zu tanzen und Gesichter zu schneiden“ vermochte. Mit der Würde seines eigenen Wesens wirkte Herder auf Goethe mäßigend ein, mäßigend auch in

der Kundgebung seiner Freude über die bei der Lektüre empfangenen großen Eindrücke, wie überhaupt im Ausdrücken des Gefühls, während er andererseits doch gerade das Gefühlsleben in jeder Weise pflegte und anregte. Es war das für Goethe eine heilsame Kur der Vertiefung und der Verinnerlichung, der Läuterung und der Vergeistigung. Aber es war eine schwere Prüfung, denn Herder wurde auch oft ungerecht. Eine langwierige und peinliche Augenoperation, die ihn nach Straßburg geführt hatte und deren tägliche Eingriffe er mit einer für Goethe bewundernswürdigen Standhaftigkeit ertrug, bereitete ihm doch viel Verstimmung. Diese ließ er dann an seinem ihn treu pflegenden Telemach aus in bissigem Spott auch über ganz harmlose Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten des jüngeren Freundes, selbst dessen Name mußte herhalten zu unschönen Sticheleien. Es kamen Zeiten, wo Goethe ihm nichts zu Gefallen thun konnte, und wo Herder ihn in jeder Hinsicht miserabel behandelte. Ein etwas späterer Brief Goethes an Herder redet sogar von einem „bißchen Hundereminiscenz“, die ihm, so oft er sie auffrische, ein „Jucken gewisser Striemen“ erzeuge, und doch redet Goethe davon mit vieler Dankbarkeit. Und als wenige Jahre darauf seines Glückes große Sonne aufging, war seine erste That in Weimar eine That der Herzenserkenntlichkeit, des Freundes Berufung zum Generalsuperintendenten in Karl Augusts Landen, womit er freilich zugleich für sich und seinen Fürsten sorgte.

Daß Goethe sich in Straßburg mit Bescheidenheit vor Herders ihn damals noch überragender Größe gebeugt hat, ist ein schönes Zeichen für seinen Wahrheitssinn. Der war in ihm stärker als alle Eitelkeit. Und es ist zugleich ein leuchtender Erweis seines durch das ganze Leben gehenden Vervollkommnungsdranges, daß er die von der Vorsehung ihm geschenkte kostbare Zeit dieses Verkehrs mit solchen Opfern der Selbstverleugnung ausgekauft hat. Durch nichts ließ er sich abschrecken, weil er fühlte, welch einen Gewinn als Mensch und Dichter dieser Mann für ihn bedeutete. Ja, es war ein Jacobsringen, — doch nicht zum Lahmwerden. In Goethe

lag denn doch die unvergleichlich größere poetische Schaffenskraft. Er war nicht bestimmt, Herders Planet zu bleiben. Aber vorerst drehte er sich um ihn in der Freude des unendlich reichen Empfangens.

So einschneidend nämlich auch die Kritik war, so überwog doch das Positive in Herder weit sein Negieren. Von Tag zu Tag mehr sah sich Goethe von einem flutenden Leben umgeben. Der geniale Theologe war wie auf diesem, so auf all seinen Gebieten ein produktiver Denker, der aus der Fülle der Ideen schöpfte und zwar der eigenen Ideen. Denn was auch immer sein Landsmann und Freund Haman, „der Magus des Nordens", dieser geistvoll orakelnde und bizarre Mystiker, und wohl noch mehr Spinoza, der tiefsinnig die Welt enträtselnde Pantheist, und der zur Natur zurückweisende Rousseau, was Lessing mit seiner Wahrhaftigkeit und seiner protestantisch freien Seele und seinem reinen Kunstgefühl und nicht am wenigsten was sein persönlicher Lehrer Kant mit der klärenden und sittlich stählenden Macht seiner Philosophie, dazu noch mancher andere große Geist in Herder angeregt hatten, das war in diesem zu originaler Anschauung und Tendenz geworden. Es ist nicht möglich, hier in wenigen Strichen die geistige Welt eines Mannes zu zeichnen, der der Bahnbrecher der modernen wissenschaftlichen Theologie, der Lehrer der heutigen Geschichtsschreibung und der Begründer der philologischen Spracherkenntnis der Gegenwart geworden ist; eines Mannes, der die mächtigsten Impulse auf das geistige Leben des neunzehnten Jahrhunderts ausgeübt und den Aufschwung zur klassischen Poesie veranlaßt hat. Nur kurz sei hier Herders Lebenstendenz angedeutet, soweit sie Goethe berührte.*)

Man wird sie bezeichnen können als das Zurückdrängen aus dem Abgelebten, von seinem innersten Wesen Abgeirrten,

---

*) Den Leser, der sich über den heute viel zu wenig bekannten Reformator unseres geistigen Lebens weiter unterrichten will, verweisen wir auf Hayms vorzügliche Herderbiographie und auf den lichtvollen Abschnitt in Otto Pfleiderers „Religionsphilosophie".

als das Zurück aus dem Verbildeten und Verkümmerten, aus dem Unverstandenen und fremd Gewordenen hin zur Ursprünglichkeit, zur lebensfrischen, Schaffensmächte in sich bergenden und ewig wahren, herzansprechenden Ursprünglichkeit! Zurück also aus der orthodoxen Vernunftvergewaltigung und aus der Seelenlosigkeit der Aufklärer, zurück aus dem in überirdische Geheimnisse verflüchteten oder in Philistermoral verwässerten Christentum; hin wieder zum Lebensreichtum der Bibel, zur Herzenstiefe des Evangeliums, hin zu der reinen, hohen, in Gott lebenden Menschlichkeit Jesu! — damit wurde Herder in Wort und Schrift der Prophet jenes Christentums der Humanität, das Goethe und Schiller uns in so schönen dichterischen Gestalten zu deuten berufen waren. Und weiter: Zurück aus der alles nach sich selbst schablonisierenden Voreingenommenheit in der Beurteilung von Ereignissen und Menschen, wodurch das Bild der Wirklichkeit gefälscht wird; hin zur Freiheit des Blickes, die jede Gestalt aus ihrer Zeit und ihren Verhältnissen, aus dem Volkscharakter, aus lokalen Einflüssen und aus persönlichen Anlagen zu erklären sucht und jeder Periode, jeder Nation, jeder einzelnen Erscheinung aus ihren Lebensbedingungen heraus ihr Recht widerfahren läßt! — wer merkt da nicht die Anleitung zu der großartigen Objektivität, die wir bei Goethe, sowohl bei dem Dichter wie bei dem Menschen, so oft zu bewundern Gelegenheit haben? Ein weiteres Zurück galt der Auffassung von den Sprachen der Völker. Zurück aus der Verständnislosigkeit, die die Sprache als etwas Zufälliges, von außen Gegebenes und der willkürlichen Wahl Ueberlassenes ansieht; lerne sie begreifen in ihrem Werden aus den erwachenden Regungen der Seele, daher auch in ihrem notwendigen Sichbilden nach jedes Volkes Eigentümlichkeit und in ihrer verschiedenartigen Färbung und Anwendung je nach der individuellen Empfindungsart des einzelnen: wie mithin jeder nur in seiner Muttersprache denken und fühlen, jeder aber auch nur in seiner persönlichen, nie in einer nachgeahmten Redeweise sich selbst zum Ausdruck bringen kann! — ganz greifbar steht hier Herders Einfluß

auf Goethe vor unserem Auge. Vorbei ist es jetzt ein für allemal mit Goethes Neigung, auf gegebenen Bahnen zu wandeln, er wird sich fortan in Form und Ton die eigene Sprache suchen. Vorbei ist es nun auch für immer mit dem Gedanken, der Goethe früher, anfangs selbst noch in Straßburg, gar nicht so fern gelegen hatte, daß er seine Kunst einmal in französischer Sprache, der melodischeren und biegsameren, entfalten sollte. Herder entflammte ihn, auch durch seinen eigenen schönen und schwungvollen Stil, zu dem Entschluß, ein Meister des deutschen Wortes werden zu wollen, den Geist seiner Muttersprache zu ergründen und in engster Fühlung mit diesem seines Volkes Sprache zu heben und zu bereichern.

Doch nun noch einmal ein Zurück! Und das war für ihn das aussichtsvollste, das empfand er wie die Aufdeckung eines ungeheuren Schatzes: zurück aus der steifen, kalten Vornehmheit der bisherigen Poesie und aus dem Wahn, daß die Kunst erst ein Produkt der Kultur sei, daß es die Bildung sei, die den Dichter mache; zurück aus der Sphäre des Gedankens, in der nur künstliche Blumen entstehen, hin zum unmittelbaren Gefühl, das jeder, hoch und niedrig, der einfachste wie der gebildetste Mann, falls dieser nicht verbildet ist, als Gemeingut des Volkes in sich trägt; hin zu der echtesten und reinsten Dichtung, wie sie noch Natursprache der Seele ist, wie sie nicht reflektiert, nicht begründet, wie sie noch unbefangen und mit so anschaulich malendem Sinne das Leben wiederspiegelt, — zurück zur Naturpoesie im Volksgemüt! Da blüht's, da duftet's jugendschön! Da rinnt der Born des Lebens nimmer versiegend. Da glüht das Gold der Tiefe. Da singen die Geister der Schöpfung, sie singen von Lust, sie singen von Leid, sie singen von Menschenschuld und Menschenheil, sie singen das Lied der Ewigkeit, so schlicht und sinnig und doch so groß, so groß in der Wahrheit, die über jeden Gewalt hat. Darum zurück zum Volk, zu deinem deutschen Volk! Da lausche, da suche deiner eigenen Seele schönste Töne! Lausche, wie das Volkslied klingt, wie's der Bursche trillert, wie's das Mütterchen summt, wie's die Zeiten flüsternd

dir zuraunen, wie's nimmer stirbt, wie es stets von neuem geboren wird! Und Goethe ging hin. Er sah dem Volke auf den Mund, ins Herz — da ging ihm das eigene Herz auf, und sein Genius öffnete den Mund zum Preise des „Heidenrösleins“, das der wilde Knabe brach:

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell, es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden.

Schalkhaft gab er die Verse dem Freunde als ein unter den Landleuten des Elsaß entdecktes Lied, und Herder nahm es als solches entzückt in seine Sammlung auf und erkannte nicht die zur Natur gewordene Kunst — welcher Triumph für Goethe! Die erste Probe war damit glänzend abgelegt. Jetzt befand er sich auf der richtigen Fährte, seine Seele war auf Wahrheit und unverfälschtes Gefühl gestimmt, nun entströmte ihr die wunderbare Straßburger Lyrik.

Aber auf dem Rückwege zur Naturpoesie, wie sie Herder verstand, lagen noch andere Quellen der poetischen Inspiration wie das kleine Volkslied, Aufgaben höherer Art erwarteten den Dichter. Sein der Geheimnisse der Volksindividualitäten so kundiger Lehrer führte ihn durch Werke hindurch, die sich ihm unter Herders Deutung zu ganz neuen Welten erschlossen. Da war die Bibel, die miteinander gelesen wurde, nun ihm nicht mehr das Wunderbuch eines transscendenten heiligen Geistes, sondern jetzt geschichtlich aufgefaßt und in seiner menschlichen Entstehung verstanden als das Buch, in dem der göttliche Geist sich offenbarte in den Leiden und Kämpfen, in dem Zweifeln und Tasten, im Ausreifen und Sichabklären des israelitischen Volksgeistes. Diesem ging man aufmerksam nach in den Regungen seiner Eigenart, und was schon der Knabe dunkel geahnt, was ihm aber durch die dogmatische Richtung seines Unterrichts entrückt worden war, das erschaute

jetzt der Jüngling voll Bewunderung: einen Reichtum urwüchsig schaffender, glaubensinniger und seelengewaltiger Dichtung, aufstrebend wie die Cedern des Libanon. Und daneben waren es die Gesänge Homers, in die er sich auf Herders Veranlassung fleißig vertiefte, um darin das individuelle Wesen des Griechentums zu erspüren und aus diesem die Gestalten des Epos zu verstehen, seinen Wert zu würdigen. Mit vollen Zügen atmete Goethe den frischen Erdgeruch der Natürlichkeit, der diesen Götter- und Heldensagen entströmte, und frohen Sinnes durchwanderte er die lachenden Gefilde, auf denen ihm die Poesie wie spielend das naive Leben hellenischer Urzeit vorzauberte. Anders wieder zeigte sich der dichtende Geist in des Nordlands rauhen, felszackigen Liedern, in der Edda, in Ossian, wo der Barde im Mondscheindämmer, von wallenden Nebeln umwogt, vergangener Geschlechter gedachte und tiefen Sinn hineinwirkte in des Daseins düsteres Gewebe.

Vor dies alles sah er sich von Herder gestellt mit der Aufforderung: Mache es auch so, schaffe ein Gleiches! Das hieß aber in Herders Mund: Durchlebe die Dichtung, die du bewunderst, in jenem innerlichen Nachschaffen, wie du Erwin von Steinbachs Münster in deinem Geiste noch einmal hast entstehen lassen; begleite den Sänger auf seines Genius Pfaden, wie er Einkehr hält in die verborgenen Seelentiefen seines Volkes, wie er da die großen Eingebungen empfängt und wie er nun, von denselben erfüllt, sein Werk ausführt; wie alles, was er hervorbringt, bis ins kleinste Geäder dieses von der nationalen Individualität beseelte Persönlichkeitsleben zeigt und natürlich daraus erwächst; und haben sich dann deiner Seele die Züge großen Schaffens eingeprägt, dann bitte den Geist deines eigenen Volkes, daß er dir etwas gebe, um es der Welt zu schenken. So Herder. Und unter seiner Beeinflussung wurde Goethes ganzes Denken und Sinnen immer mehr ein Hindringen zum Ursprung des Großen. Am gewaltigsten aber faßte ihn dieses Verlangen an unter der Beschäftigung mit Shakespeare, den Herder ihm vor allen nahebrachte. In der Schrift, die der junge Goethe für die

Straßburger Freunde des englischen Dramatikers verfaßte, bekennt er:

„Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkte. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernte ich sehen und, dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe . . . Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte."

„Die meisten stoßen besonders an seinen Charakteren an. Und ich rufe: Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. Da hab ich sie alle überm Hals. Laßt mir Luft, daß ich reden kann! Er wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; darin liegt's, daß wir unsere Brüder verkennen; und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes, er redet aus allen, und man erkennt ihre Verwandtschaft . . . Er führt uns durch die ganze Welt, aber wir verzärtelte unerfahrene Menschen schreien bei jeder fremden Heuschrecke, die uns begegnet: Herr, er will uns fressen."

Hier kündet sich schon das Kraftgeniale des Sturmes und Dranges an, der von Herder her über Goethe kommen sollte, — der Inhalt der nächsten Frankfurter Jahre, auf die das fünfte Kapitel unseres Buches eingehen wird. In jenen Worten jauchzt die Freude des Jünglings, der über sich, über sein Ziel, seine Aufgabe und den rechten Weg dahin klar geworden ist und klar nicht minder über seine Kraft. Denn enthält die Shakespeareschrift auch das Bekenntnis Goethes, daß die Menschen, wie er sie zu gestalten vermöge, nur Seifenblasen seien, von Romangrillen aufgetrieben, verglichen mit denen Shakespeares, aus dem die Natur weissage, so steht doch darin auch das Wort sicheren Selbstgefühls: „Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns." Dieser Keim wuchs ja sehr bald aus zu dem „Götz

von Berlichingen", in dessen Gestalten — „die Natur weissagt." Schon in Straßburg ergriff den Dichter die Idee dieses urdeutschen Dramas und der Drang, es zu schaffen, aber aus dem bekannten Grunde verschwieg er Herder, dessen Anleitungen er es doch verdankte, womit er sich innerlich trug. Herder aber bezeugte ihm hernach seine Anerkennung für das Meisterwerk durch den Zuruf, er schätze sich glücklich, es erlebt zu haben, beim Lesen habe er ihn im Geiste wiederholt vor dem Bilde Shakespeares umarmt.

Auf das selbstdurchlebte wahre Gefühl war der junge Dichter hingelenkt. Daß aber dieses in ihm wach wurde, dafür sorgte Friederike. Anfang September 1770 war Herder in Straßburg eingetroffen und sofort von Goethe in Beschlag genommen; fünf Wochen darauf betrat Goethe, schon voll von den neuen Anregungen, auf einem Ausfluge mit Freund Weyland das Haus des diesem verwandten Pfarrers Brion in Sesenheim. Wunderbarer Mensch, dem alles, was zu der Entwicklung seiner herrlichen Anlagen nötig war, immer gerade zu der Zeit zufiel, wo es für ihn am dienlichsten war! So jetzt, wo er sich ganz auf das eigene Herz gestellt sah, nun das Mädchen, durch das sein ganzes Denken Fühlen wurde und sein ganzes Fühlen taufrisches Frühlingsleben. Zum erstenmal überkam ihn hier der Liebe holder Zauber! Denn die Empfindungen des Vierzehnjährigen für das Frankfurter Gretchen waren nur ein Spiel gewesen, in das sein frühreifer, von mancherlei Lektüre erregter Sinn sich einen gewissen sentimentalen Ernst hineinphantasiert hatte. Und dem Minnewerben um Käthchen Schönkopf in Leipzig hatte nur die Studentenlaune zu Grunde gelegen, der zum akademischen Freiheitsrausch unbedingt auch ein Liebchen gehörte. Empfänglich dem weiblichen Wesen zugewandt, wie er war, klammerte er sich immer mehr an sie an und trieb er sich dann seinerseits in Leidenschaft hinein, die sich aber nicht aus Empfindungen seiner Seele, sondern aus seinem Eigensinn nährte und ihm wie ihr zu einer unerquicklichen Quälerei

wurde. Jetzt dagegen erfaßte ihn ungewollt und unvermutet eine tiefe große Neigung. Als zu dem armen Kandidaten der Theologie, wie sich Goethe in übermütiger Maskerade eingeführt hatte, die Neunzehnjährige, von einem Spaziergange heimkehrend, ins Familienzimmer trat; als sie unter der Thür stand in ihrer niedlichen elsässischen Tracht, den Strohhut im Arm, und in ihrer anmutig schlanken Gestalt mit den langen blonden Zöpfen, halb noch unbefangenes Kind, halb schon Glück träumende Jungfrau, dem schönen Ankömmling verwundert fragenden Gruß bot — „da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf". Dieser Stern der heiteren blauen Augen blickte ihn an mit unwiderstehlicher Gewalt. Sein Blinken wurde ihm bald zum Sonnenleuchten aus einer Welt noch unbekannter hoher Gefühle:

Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Glut.

Seiner Art und seinem Alter gemäß hüllte Goethe die Empfindungen für das reizende Mädchen zunächst in munteren Scherz ein. Unter neckischem Geplauder, mit Lachen und Lust verlebte er die Tage der ersten Begegnung und in einem Briefe an die „liebe, neue Freundin!" — dem leider einzig erhaltenen Briefe an Friederike — schrieb er dann nach der Rückkehr:

> „Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir andern mit dem verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bischen was leid thut, gleich sind wir mit der Arznei da und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von den Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat; und dann ist es geschickt und still, wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels giebt, wovon es nicht essen sollte."

Wärmer schon strömt sein Inneres in den Vers ein, mit dem er um Weihnachten Friederike und ihren Schwestern

seinen Besuch ankündigte, ob die Worte auch äußerlich nur spielendes Getändel sind:

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder,
Vergebens sperret uns der Winter
In unsere warmen Stuben ein.
Wir wollen uns zum Feuer setzen
Und tausendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.
Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden
Und wie die kleinen Kinder sein.

Die Annäherung wurde inniger und vertrauter. Man sah sich in Straßburg wieder, man unterhielt einen regen freundschaftlichen Briefwechsel, in dem des lieben Mädchens Sinn sich mit unbewußtem Entgegenkommen des Herzens Goethes Geiste zubildete; Bücher wurden gesandt, gelesen und besprochen, eine besondere Rolle spielte dabei Oliver Goldsmiths „Pfarrer von Wakefield“, der von Herder viel gepriesene, ein Spiegel seiner Liebe zu ihr, und als nun der Lenz seine allerersten Boten sandte, zog ihn des ahnenden Lebens heiliges Weben mächtig hinaus nach Sesenheim.

Erwache Friederike,
Vertreib' die Nacht,
Die einer deiner Blicke
Zum Tage macht.
Der Vögel sanft Geflüster
Ruft liebevoll,
Daß mein geliebt Geschwister
Erwachen soll!

Die Stunde des vollen und freien Herzensaufschlusses konnte auch nicht mehr fern sein. Sie schlug während einer großen Gesellschaft, die des Pfarrhauses Räume erfüllte, als sich die beiden, nachdem sie lange mitgetanzt hatten, zur Erholung hinaus ins Freie begaben. Auf beblümter Erde, ringsum so sonnig, so blau, ringsum eine knospende Welt: wie Friederike da vor ihm stand in ihrer ganzen Holdseligkeit,

ein heiteres Frühlingswetter auch auf ihrem lieblichen Gesicht, das Kleid etwa umschlungen mit dem bunten Seidenbande, das der Dichter selbst ihr bemalt hatte -- „sieht mit Rosen sich umgeben, sie wie eine Rose jung“ — da schloß Goethe sie beglückt in seine Arme, und zärtliche Küsse besiegelten den Bund. Jetzt war er mehr in Sesenheim als in Straßburg zu finden. Wo er irgend konnte, sattelte er sein Pferd und jagte hinaus selbst noch durch Nacht und Nebel, und ihr Vorgefühl sagte es ihr, wann er kam. Dann verlebte man fröhliche Stunden im Familienkreise, wo er schon wie ein Sohn des Hauses angesehen wurde. Man wandelte jung und alt über die Felder und besuchte miteinander die Freunde diesseits und jenseits des Rheins. Aber auch allein mit der Geliebten durchstreifte er die Fluren; er stieg mit ihr im Morgenleuchten oder im Mondesschimmer hinauf zu ihrem Lieblingsplätzchen am Nachtigallenwald oder er saß Hand in Hand mit Friederike in der anheimelnden Jasminlaube und schwelgte in des Pfarrhauses köstlicher Romantik: zwei glückselige Menschenkinder. Im Mai stand die Empfindung füreinander auf ihrem Höhepunkte. Da umfing er sie mit seinen traulichsten Melodien, die sie mit lieblicher Stimme ihm sang; da jubelte er ihr zu:

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

In einer Schilderung der schönen Umgegend rühmt Goethe den Einfluß der elsässischen Landschaft auf sein Inneres, man werde da, gleich den Trauben auf den Hügeln, „reif und süß in der Seele.“ Damit ist auch und vor allem die Wirkung seines Verhältnisses zu dem herzigen Kinde des Elsaß gekennzeichnet. Er spürte das lind Besänftigende, die adelnde und

geistig belebende Gewalt echter Liebe. Sie war so rein, so unschuldsvoll in ihrem Denken und Urteilen, so natürlich wahr in ihrer Art sich zu geben, nichts darin von der Absicht gefallen und fesseln zu wollen, in ihrem Wesen nichts äußerlich Angenommenes, nichts Entstelltes, ganz das unberührte, ursprüngliche Leben, wie es in Frische des Gemütes dem Garten eines schlicht ländlichen und doch in seinem Idealismus so reichen Hauses erwachsen war. Und dabei war ihr ein hübsches feines Benehmen angeboren. Zierlich wie ein Reh und immer tänzelnd, immer im eilenden Sprung voll Grazie und Munterkeit, stets wohlgemut und aufgelegt zu heiterem Gespräch, zu unterhaltendem Spiel, zu Spaß und launigem Scherz, sinnend auf das, was das Leben erhellt, und empfänglich für jede Freude, in dem allem ein Kind des Geistes, der das rechte evangelische Pfarrhaus erfüllt. Mit diesem sprudelnden Jugendsinn vereinte sich aber so viel Verständigkeit der weiblich schaffenden und sorgenden Seele, so viel zarte Rücksicht auf des Vaters Eigenart und der Mutter Wunsch und der Geschwister Wohl, überhaupt so viel selbstlos liebenswürdiges Denken an andere. „Ein erquicklicher Aether,“ sagt Goethe, „umgab sie, und es ließ sich bald bemerken, daß sie Verwirrungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig.“ Von diesem Mädchen nun, die aller Freude war, geliebt zu werden, und so innig geliebt, das war ihm ein Glücksgefühl, das ihn erhob, das ihn in seinen Gedichten zu dem betenden Vorsatz stimmte, ihrer sittlich würdig werden zu wollen, das ihn in des Charakters Reife merklich weiterbrachte und ungekannte Töne, zart und sinnig, in seinem Herzen erklingen ließ, ja das überhaupt erst so recht den Menschen des Herzens in ihm geboren hat.

Friederike die Vielgeliebte — ganz einst die Seine — und doch hat die Liebe ihres Dichters es dahingebracht, daß sie die Seine allein nicht blieb! Goethe hat damals in seinem Glück, ebenso wie unser Schiller, als er seine herrliche Lotte von Lengefeld an sein Herz zog, es gewiß nicht geahnt, daß er

ein Wesen liebte, dessen Bild nach ihm tausend und abertausend Jünglinge mit ihres Gemütes edelsten Empfindungen liebend umfassen würden. Wie haben wir, die wir jetzt Männer oder Greise sind, und viele, die längst nicht mehr sind, in jungen Jahren für diese Friederike geschwärmt! Wie hat uns, als in den oberen Klassen der Litteraturgeschichtslehrer von Straßburg erzählte, und als wir zum erstenmal das zehnte und elfte Buch von „Dichtung und Wahrheit" lasen, vor dieses Mädchens Gestalt das Herz geklopft! Friederike von Sesenheim, sie unsere holde Altersgenossin, war unseres Jugendlebens erste Passion. Umwoben vom Duft der Poesie besaßen wir sie wie ein gegenwärtiges Gut. Wir huldigten ihr mit unseren idealistischen Träumen, und in dem blütenumrankten Eckchen des Pfarrgartens feierte unsere Phantasie mit ihr selige Mysterien, — bis dann die Stunde kam, wo die ätherische Hand, die wir in der unsrigen hielten, sich erwärmte, wo das flüsternde Geistesbild an unserer Seite vernehmlicher zu reden begann, und Goethes Friederike sich verwandelte in eine liebe Gestalt unseres eigenen Lebens. Ob die Jugend von heute so nicht mehr empfinden kann? Ob sie unseren Friederikentraum nicht mehr nachzuschwärmen vermag, weil er zu wenig realistisch ist? Sie würde damit viel verlieren.

Aber wie haben wir auch mit dem lieben Kinde dann gelitten! Wie hat doch, als wir ihn bei seinem Weggang aus Straßburg das Verhältnis stillschweigend lösen sahen, Friederikens Schmerz unsere junge Seele durchzittert, als erlebten wir selbst dieses Trennungsweh hoffnungsloser Liebe! Wie viele stille Thränen gerührten Mitgefühls sind ihr nachgeweint aus unserer Mädchen und Frauen Augen! Wahrlich, es ging Goethe dabei schlecht! Wir zürnten dem Dichter von ganzem Herzen: wie konnte er d a s thun? Er hätte sich vor der Frankfurter Aristokratie und auch dann an Karl Augusts Hofe als Minister der Pfarrerstochter nicht schämen brauchen; sie wäre überall als seine standesgemäße Genossin begrüßt worden! Und auch an ihrem geistigen Leben hätte er sicherlich nicht weniger, wahrscheinlich aber wohl mehr gehabt, als ihm nach=

her Christiane Vulpius geboten hat. Warum hat er Friederike nicht geheiratet? Sein Märchen von der neuen Melusine, der Zwergenprinzessin, die den innigst geliebten und durch ihren Ring zu ihrer Statur verwandelten Mann in ihre kleinen engen Kreise herabzieht und die, so reizend und entzückend sie ist, ihn doch nicht den drängend in ihm lebenden Maßstab seiner naturgemäßen Größe vergessen machen kann, überzeugte uns ganz und gar nicht. Wir nannten das eingebildet und grollten Goethe nur noch mehr. Und wir ehren dieses Gefühl auch heute noch, wo es uns aus einem in seiner idealen Anschauung verwundeten Jugendsinn entgegenkommt.

Freilich hat ein tieferes Eingehen auf Goethes Eigenart, wie sie sich in der Entfaltung seines weiteren Lebensbildes offenbart, uns dann doch gelehrt, milder über sein Verhalten zu urteilen. Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß solche jugendliche, frühe Bindung fürs Leben — er war damals erst zweiundzwanzig Jahre — eine Fessel geworden wäre, die ihn um vieles gebracht hätte, was zu seiner späteren großartigen dichterischen Entwicklung diente. Er ist nachher oft durch Situationen geführt, die nötig waren, um das in ihm Liegende zur Reife zu bringen, ohne die er jedenfalls der große Goethe nicht geworden wäre, in denen wir uns aber den Verlobten oder jungen Ehegatten Friederikens nicht vorstellen könnten. Man vergegenwärtige sich die Wetzlarer Wertherzeit, überhaupt die Sturm- und Drangperiode, ferner den Verkehr mit Charlotte von Stein. *Seine* Individualität in der Sonderheit *ihrer* Anlagen und *ihrer* Aufgaben bedurfte der ungebundenen Freiheit. Es war doch ein richtiges Vorempfinden des ihm vorgezeichneten Lebensganges, daß er mit seiner tiefen Liebe als mit einem ihn bedrohenden Feinde rang, schon mitten in den Tagen der höchsten Wonne, und daß er sich von der Umstrickung seiner Liebe unter vielen inneren Qualen losrang. Von diesen Seelenschmerzen zeugen seine Sesenheimer Briefe an Salzmann. Freilich was wird erst das arme bedauernswerte Kind gelitten haben! Dieses Herz in seiner Innigkeit und Hingebung, in seiner Hoffnungsseligkeit, die ihre ganze Welt

in ihm suchte! Wäre Friederike aber in seinem Besitze wirklich glücklich geworden? Wir möchten das sehr bezweifeln. Man braucht gar nicht daran zu denken, daß Goethe die schöne Gabe Schillers, sich ausschließlich und unendlich einem einzigen Frauenleben hinzugeben, fehlte — die Kehrseite seiner in anderer Hinsicht doch wieder herrlich sich äußernden Vielseitigkeit. Davon also ganz abgesehen, hat Richard Meyer in seinem Goethebuche wohl etwas Richtiges herangezogen, wenn er auf Auerbachs Lorle hinweist, das frische, liebliche Kind des Landes, das in der Stadt an der Seite des genialen, stürmisch vorwärtsdringenden Künstlers dahinsiecht. Ob das nicht auch das Los der Pfarrerstochter von Sesenheim geworden wäre? Nach Goethes Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" stand sie in ihrer reizenden Nationalkleidung mit dem weißen Mieder und der schwarzen Taffetschürze „auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin." Sie war eine Naturblume, die trotz ihrer Bildung und ihrer gesellschaftlichen Herkunft im Salon schwerlich ihre Lebensluft gefunden hätte. Von dieser Erwägung aus fällt dann auch ein anderes Licht auf die oben berührte „Neue Melusine", die der Dichter der Geliebten wie in Ahnung ihres Geschickes erzählte.*)

Bei dem allem bleibt es aber ein unbedingtes Vergehen, daß er die Liebe zu Friederike soweit hat gedeihen lassen, daß diese zu dem Glauben an eine Zukunft an seiner Seite kommen konnte und mußte. Doch keiner hat dieses Schuldkonto mehr anerkannt als Goethe selbst. Sein Herz hat sich jahrelang unter diesem Bewußtsein bedrückt gefühlt. Bekannt ist seine Selbstanklage in den Werken der nächsten Jahre, im „Götz", im „Clavigo", in der „Stella", auch in manchem seiner Gedichte. Der Drang nach Sühnung des an der Geliebten begangenen Unrechts hat darin sein Schaffen mannigfach mitbestimmt. Das darf man aber nicht als ein Leichtes nehmen,

*) Am Schluß des 10. Buches von „Dichtung und Wahrheit". Das Märchen selbst ist in „Wilhelm Meisters Wanderjahre" (3. Buch 6. Kapitel) eingeflochten.

denn eines rechten Dichters Thaten sind Seelenthaten, und wo das gedichtete Wort sich gegen ihn selbst kehrt, da ist es entstanden aus heiß durchgelittener Seelenpein. Er konnte es sich nicht verzeihen; aber was er sich nicht verzeihen konnte, sein Unrecht, nennt er einmal bedeutsam sein „Unglück". Und hat er nicht recht? In der Liebe zu Friederike beschwerte er sein Gewissen, und doch ist seine Liebe zu ihr, in dem Gewinn der Straßburger Zeit ein ganz notwendiger Faktor, ihm wie von höheren Gewalten geplant, durch innere Bedingungen gefügt worden. Wir haben hier ein Beispiel jener wunderbaren Tragik, die nicht selten im Leben außerordentlicher Geister zu beobachten ist. Diese Tragik ist bei Goethe um so gewaltiger, als er nie wieder ein solches Herz finden durfte. Mancher edlen Frauengestalt ist er noch nahe getreten, aber eine Friederike war doch keine von ihnen. Er hat sich, was er geworden ist, durch den Verlust von einem großen Stücke persönlichen Lebensglückes erkaufen müssen! Er, der im übrigen so recht ein Glückskind war, hat doch verzichten müssen auf jenes köstliche Glück, das Schiller in seiner Gattin so reich genoß. Ja, die aus dem Anfang der Schillerzeit stammende Klage seines Harfners ist, vielleicht mehr als man glaubt, Selbstdurchlebtes:

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Uebrigens hat Friederike, die sich begreiflicherweise nie vermählt hat, ihm, als er sie nach acht Jahren wiedersah, aus ihrem gütigen Herzen die vollste Verzeihung gespendet. Sie hatte ihm bei all ihrem Kummer überhaupt nie gegrollt. Es wird erzählt, daß keiner von den Ihrigen in ihrer Gegen=

wart ein hartes Wort über Goethe äußern durfte. „Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse,“ sprach sie durch den Mund der Götzeschen Marie zu Goethe-Weislingen. Und noch eins breitet über die Sesenheimer Liebestage einen milden Glanz der Versöhnung. Auch hier ist es doch, zwar in einem höheren Sinne, wahr geblieben: die Liebe, die große, echte Liebe höret nimmer auf. Ob er sich auch von Friederike, einem übermächtigen inneren Gebote nachgebend, getrennt hat, sie ist in seines Herzens tiefsten Regungen doch immer die Seine geblieben. Man kann ihr Bild in leiseren oder kräftigeren Strichen fast durch Goethes ganzes Dichten verfolgen, und in seinem bedeutendsten, mit dem Herzblute geschriebenen Werke hat er ihr das Allerheiligste eingeräumt. Denn Gretchen im „Faust“ hat mit jenem Gretchen seiner Kindertage nichts zu thun, es ist in seiner holden Lieblichkeit Friederikens Denkmal. Und noch mit des Alters zitternder Hand, am Ende seiner Laufbahn, hat er, was ihn in der Seele verborgenstem Innern beschäftigte, seine letzte große Hoffnung, im zweiten Teile des „Faust“ zum Ausdruck gebracht, indem er die längst vor ihm Verschiedene, verklärt in ätherischer Schar, auf den von Engelshänden ihr Zugetragenen, in dem nun wieder „hervortritt erste Jugendkraft,“ niederschauen läßt mit seligem Entzücken. Da fleht sie zur **Mater gloriosa** hinan:

> **Neige, neige,**
> **Du Ohnegleiche,**
> **Du Strahlenreiche,**
> **Dein Antlitz gnädig meinem Glück!**
> **Der früh Geliebte,**
> **Nicht mehr Getrübte,**
> **Er kommt zurück.**

Es giebt in jedem hochgestimmten Menschenleben große, entscheidungsvolle Offenbarungsstunden. Manchen werden sie erst in späteren Jahren zuteil, Sonntagskindern werden sie schon in früher Jugend geschenkt. Da schließt sich etwas in seiner Tiefe auf, was dem Menschen solange fremd oder wenig-

stens doch nicht innerlich eigen gewesen ist. Erleuchtung kommt über ihn wie von ungefähr, und er sieht hinein in ungeahnten Reichtum, in bisher unbewußte Schönheit, in noch unempfundene Geistesmächte. Und eine Erscheinung taucht darin auf, gehüllt in Morgenduftglanz: es ist seine eigene Persönlichkeit in der Summe ihrer Bedürfnisse und ihrer Anlagen — er erkennt sie ganz deutlich, in ihrer Lebensaufgabe und Bestimmung — er hat sie klar vor Augen — alles, was er, gerade er, der einzelne, besondere Mensch zu wirken befähigt und berufen ist und was er werden muß. Er sieht sich selbst, vielleicht zum erstenmal sieht er sein wahres Ich, und das spricht zu ihm: Folge mir, hier, gerade hier ist deine Welt, hier ist dein Wesensgrund! Komm, hier greif zu, und du wirst unermeßlich reich! Schöpfe hier mit vollen Händen, und du trinkst dir ewige Jugend! Verpflanze dein ganzes Sinnen und Denken hierher, und du wirst dich entfalten zu herrlicher Kraft und du wirst Bedeutendes leisten! Bezaubert von diesem Bilde strebt er zu ihm hin, hin zu dem Genius seiner Berufung, und mit sehnendem Besitz- und Werdeverlangen dringt er ein in die ihm nun licht gewordenen Lebenstiefen. Solche Stunden erlebte Goethe im Anschauen des Münsters, im Umgang mit Herder, an Friederikens Seite. In Straßburg hat er sich selbst gefunden.

Viertes Kapitel.

In Not und Gefahr.

Auch für Schiller war das zweiundzwanzigste Lebensjahr eine sonnige Zeit. Es war das Jahr 1781, die erste Hälfte seiner militärärztlichen Thätigkeit in Stuttgart. Zwar fehlen derselben die schönen Eindrücke und die gewaltigen Bildungseinflüsse, deren sich Goethe in Straßburg erfreute. Aber Schiller bedurfte dieser nicht so sehr, weil er sich längst auf der Akademie eine tiefer gehende Bildung und einen reicheren Schatz ihm wertvoller Ideen angeeignet hatte, als sie Goethe vor seiner Uebersiedlung nach Straßburg besessen hat. Auch im Erfassen seiner menschlichen und dichterischen Persönlichkeit war er Goethe vorausgeschritten. Was dieser im Elsaß erst geworden ist, das war Schiller in seiner Art längst. Es ist einer der unleugbaren Vorteile der Anstaltserziehung, daß sie einmal durch das beständige Zusammenleben gleichstrebender junger Geister und das damit sich ergebende Reiben und Messen der Kräfte, dann aber auch durch die nur hier recht mögliche individuelle Behandlung seitens der Lehrer, die ihre Schüler aufs genauste kennen lernen, das, was im jungen Menschen ist, kräftiger und reicher, zumeist auch schneller und gründlicher hervortreibt.

Ferner fehlt im Bilde dieses Schillerschen Jahres die Liebe. Denn die Laura der Oden, in der man gewöhnlich seine Stuttgarter Wirtin, die Frau Hauptmann Vischer sucht, ist, wie ich das anderenorts ausgeführt habe,*) eine Phantasiegestalt. Wo er aber etwa mit seinem liebedurftigen Herzen Anknüp=

---

*) „Schillers Frauengestalten". II. Auflage, Seite 59—66.

fungen suchte, hatte er keinen Erfolg. Der hagere und ungelenke Jüngling mit dem noch wenig einnehmenden Gesicht und in der geschmacklosen Uniform war kein Gegenstand der Anziehung für die jungen Schwäbinnen, um so weniger, da der Posten des Feldschers als ein sehr subalterner galt. Dafür fand Schiller jedoch Ersatz in dem acht Jahre schmerzlich entbehrten Umgange mit der Mutter und den Schwestern, besonders seiner Lieblingsschwester Christophine. Dankbar genoß er das Glück, sie wiederzuhaben und sich von ihrem treu sorgenden Sinn hofieren zu lassen. So oft er konnte, wanderte er durch den ausgedehnten schönen Laubwald hinauf zur Solitude, wo jetzt sein Vater die Schloßanlagen verwaltete.

Freilich so oft, wie diese und er es wohl wünschten, kam er nicht dazu. Machten seine Grenadiere, an denen er seine bald berüchtigt gewordenen Kraftkuren verübte, ihm auch nicht allzu sehr zu schaffen, so beanspruchte doch das lustige Treiben unten in Stuttgart nicht wenig Zeit. Er hatte ja viel nachzuholen! Nach einer so eingeschlossenen Jugend, nach diesem ewigen ferienlosen Einerlei des Tageganges, nach der Schritt und Tritt regelnden Ordnung der Disziplin nun, wenigstens in den dienstlosen Stunden, die ersehnte Freiheit, nun endlich sein eigener Herr! Mit vollen Zügen genoß er das neue Glück im Kreise früherer, gleichfalls in die Freiheit entsprungener Akademiegenossen. Der uns schon bekannte Scharffenstein, mit dem er sich wieder ausgesöhnt hatte, gehörte dazu. Alle beseelte der gleiche Trieb, sich für die langen Jahre in schäumender Jugendlust zu entschädigen. Das „Räuber“-Leben wurde jetzt ins Praktische übersetzt, soweit es die kargen Mittel erlaubten. Zu Hause herrschte eine genialische Wirtschaft, im krausen Durcheinander fühlte man sich am wohlsten, und „im Ochsen“ ging's burschikos her, da wurde übermütig gescherzt, nach manchem damaligen Gedichte zu schließen, recht derb, und der Rundgesang der den Schoppen schwingenden Jünglinge war kein Weihegesang. „Trille! Trille! blind und dumm, taub und dumm, trillt den saubern Kerl herum!“ — so beginnt eines der ulkigen Trinklieder, in dem Schiller an Bac-

chus Rache nimmt für die Verwüstungen, die derselbe angerichtet hat. Er hat manchen Kopf mit Dampf gefüllet, daß Bäume, Hecken, Häuser, Gassen zu tanzen begannen, darum soll der lockere Specht nun auch herumgedreht werden, bis er selber schwindlig wird, um schließlich mit Hallo herausgeworfen zu werden.

Ueber diesem in Wirklichkeit allerdings mehr von der Freiheit als vom Wein berauschten Schillerkreise lag nichts von dem feingeistigen Hauche des Straßburger Goethejahres. Aber ohne Geist, ohne tiefen, großen Geistesgehalt war auch solches Leben bei ihm nicht. Wie hätte er ohne denselben existieren können? Er hatte den Kameraden immer etwas vorzusetzen, bald einen neugeschriebenen Aufsatz, bald ein Erzeugnis seiner lyrischen Muse. Es sind nicht bloß die Lauraoden, die von dem Glühen seiner Seele, von dem aus der Prosa und Nüchternheit des irdischen Wesens herausdrängenden Idealismus seiner Empfindung, von der alle Schranken überfliegenden Kraft seiner Phantasie zeugen. Er feiert „Rousseau“ und in ihm die Macht des Guten und Großen, die vorurteilslose Weisheit, gegen die nichts ausrichten können all die Zwergenseelen, „denen nie Prometheus Feuer blies.“ Er besingt „Elysiums“ Wonnen, wo keine Klage mehr stöhnt:

Jugendlich milde
Beschwebt die Gefilde
Ewiger Mai.
Die Stunden entfliehen in goldenen Träumen,
Die Seele schwillt aus in unendlichen Räumen,
Wahrheit reißt hier den Schleier entzwei.

Dieser Zug ins Grenzenlose macht sich in dem Denken und Dichten des Jahres am meisten bemerkbar. „Zum Gestade seiner Welt meine Pfade! Segle hin, wo kein Hauch mehr weht, und der Markstein der Schöpfung steht!“ „Losgerafft vom Kettenband der Glieder,“ schwingt er sich auf ins Planetengewimmel bis hin zu den fernsten Sonnen, um in ungeahnten Weiten „Aetherlüfte einzusaugen“. Solche das Weltall durchmessenden „Adlergedanken“ erzeugten manche bombastische

Empfindung, manche ungreifbare Vorstellung, und doch äußert sich darin etwas bei ihm durchaus Begreifbares: es war das mächtige, in unaussprechlich seliger Lust sich dehnende und reckende Freiheitsglück.

Was aber dieses Jahr so über alle Maßen köstlich machte, was ihm noch mehr wert war als die frohe Wiederberührung mit seiner Familie und noch mehr als das Schwelgen in seiner Freiheit, war jenes Hochgefühl, das für einen schaffenden Geist das wunderbarste ist, zu sehen, wie ein gewaltiges Werk, die Frucht so vieler Liebe und sich aufopfernden Fleißes, sich zum Ganzen rundete, wie es nun abgeschlossen vor ihm lag. Das war eine Genugthuung, von der der junge Goethe damals in Straßburg noch nichts wußte. Ein großes Drama vollendet! Machte die Veröffentlichung der „Räuber" ihm dann auch Sorge, mußte er, überall abgewiesen, sie auch in Selbstverlag nehmen und sich dazu in Druckschulden stürzen: was war diese Last gegen die Freude, die nun sein Herz erfüllte, als er die durchschlagende Kraft seines Stückes vernahm? Wollte es mit dem Verkauf im Publikum auch erst gar nicht gehen, so fiel ihm doch die Kritik zu mit Fanfaren — o eine himmlische Musik! Er durfte die Zeugnisse sammeln, die ihm den Siegeslauf seiner kühnen Dichtung ankündigten; er durfte es fühlen, wie ein erster blütenreicher Kranz sich um seine Jünglingsstirne zu winden begann! Da erhielt er eines Tages einen Brief aus Mannheim, — Freiherr von Dalberg, der Leiter einer der ersten Bühnen, ein viel genannter Kunstfreund und selber ein Dichter, bewarb sich um sein Werk: Schiller sollte das nur als Buchdrama geschriebene für das Theater umarbeiten und dann sich aufgeführt sehen! Mit welcher freudigen Erregung der jugendliche Verfasser diese Aussicht aufnahm, hört man noch aus seiner Antwort heraus:

> „Euer Excellenz haben die Bescheidenheit eines Schriftstellers durch die stolzen Prädikate, die Hochdieselben mir in der schmeichelhaftesten Zuschrift beizulegen beliebten, auf die schlüpfrigste Spitze gestellt, indem solche durch das Ansehen des Kenners, von dem sie stammen, beinahe das Gepräge der

Unfehlbarkeit haben müßten, wenn ich solche für etwas anders als bloße Aufmunterung meiner Muse ansehen könnte. Mehr läßt mich die tiefste Ueberzeugung meiner Schwäche nicht denken; gewiß aber, wenn meine Kräfte jemals an ein Meisterstück hinaufklettern können, so dank ich es Euer Excellenz wärmstem Beifall allein, so dankt es Hochdenenselben auch die Welt!"

Was kümmerte ihn jetzt seine unbedeutende Stellung in Stuttgart, die bisher sein Selbstgefühl oft beleidigt hatte? Stolz hob er sein Haupt, und während sein Fuß das Pflaster trat, schritt sein Geist auf Wolken. Die Hoffnung war seine Laura, die ihn umwirbelte, sie schuf den „Himmelmaienglanz", in dem sein Auge sich lichtete. „Das war Schiller," so flüsterte es oft hinter ihm her, halb Bewunderung, halb ängstliche Scheu vor dem gefährlichen Stürmer, und dann fuhr er sich wohl durch sein goldblondes Germanenhaar und richtete sich noch reckenhafter auf. Jetzt wurde im Wirtshaus noch einmal so lärmend Kurzweil getrieben; auf der Solitude regten sich noch einmal so freudig die Mutterhände, um für den berühmten Sohn und seinen wilden Räubertroß, wenn der dort einbrach, Spätzle zu backen, und daheim am „Langen Graben", wo Karl und Franz und Amalia auf ihres Meisters Rückkehr harrten, wurde dann bis in die Nacht fleißig gearbeitet, um das Bühnenereignis vorzubereiten. Dabei wuchs auch im übrigen Schaffenslust und Unternehmungsmut. Das Beste, was seine lyrische Muse bisher hervorgebracht hatte, dazu einige Gedichte der Freunde, stellte er zu dem bunten Allerlei seiner „Anthologie" zusammen. Es sollte ihm dazu dienen, mit Stäudlin, der sich in seinem Musenalmanach als den maßgebenden Repräsentanten Schwäbischer Poesie aufspielte, die Klingen zu kreuzen und die Kräfte zu messen. So lag für die Zeit gleich nach der Aufführung der „Räuber" die zweite große Veröffentlichung bereit.

Inzwischen war im Mannheimer Nationaltheater alles Nötige geschehen, und am 13. Januar 1782 war der große Tag, wo Schiller mit fiebernder Erwartung auf das dicht-

gedrängte Publikum niederschaute, um den Eindruck seines Werkes zu beobachten. Was in verborgenen Winkeln der Karlsschule heimlich seinem Herzen entstiegen war, jetzt stand es im Lampenlicht vor der großen Welt! Was inhaltlich solchen Eindruck beim Lesen gemacht hatte, wird es nun die Probe auf seine dramatische Wirkung bestehen? Die Handlung spielte sich glatt ab, sie wurde von den Darstellern mit Liebe und Lust durchgeführt, der Vorhang sank zum letztenmale nieder, — „das Theater," so schreibt ein Augenzeuge, „glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten einer Ohnmacht nahe zur Thüre. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht." Man darf von dieser Schilderung nicht einen Deut als Uebertreibung abstreichen. So wenig auch wir, die Kinder einer ganz anderen Zeit, bei aller Ergriffenheit vor Schillers Jugenddichtung eine derartig überschwengliche Aufnahme noch nachempfinden können, so hat sie doch damals solche in einem deutschen Schauspielhause noch nie dagewesene Ekstase des Erfolges thatsächlich hervorgerufen. Ueberall, wo nun auf den großen Bühnen Deutschlands das Werk seines revolutionären Idealismus sich der Welt zeigte, — Hamburg nur ausgenommen — wird dieser hinreißende Zauber über die Geister bestätigt.

Und ich schlang deinen Gesang,
Wie der Langdurstende
Schlürft aus des Baches Frische.

Sah nicht des eisernen Gitters Schatten,
Den die Sonne malt
Auf meines Kerkers Boden!

Hörte nicht Fesselgeklirr am wunden Arm.
Denn du sangst,
Schiller, du sangst!

Deiner Lieder Feuerstrom
Stürzte tönend nieder vor mir;
Und ich horchte seinem Wogensturze;
Hoch empor stieg meine Seele
Mit dem Funkengestäube
Seiner Flut.

Diesen Gruß, den nach dem Erscheinen der „Anthologie“ der berühmte Gefangene des Hohenasperg, der Dichter Schubart, ihm sandte, dieses lebensfrohe Aufatmen der in tausendfachen Banden schmachtenden Volksseele vernahm Schiller schon hier in der ungeheuren Bewegung der Zuschauer. Es konnte ihm nicht entgehen, daß er mit dem Werdedrang der Zeit in Fühlung stand. Nun war es sicher: er hatte sich mit diesem glücklichen Wurf zu einer der Größen auf dem deutschen Parnaß aufgeschwungen. Jetzt läuteten ihm „des Ruhmes Donnerglocken,“ und unter ihren herzdurchstürmenden Tönen blickte der junge Dichter ins Parterre nieder, bis alle hinauswaren, und der Platz, der so glanzvoll über sein Leben entschieden hatte, sich in Dunkel hüllte. Als da das letzte Licht verglomm, hat er aber gewiß nicht geahnt, daß mit diesem Abend seines Jugendlebens Freudenlichter ausgelöscht sein würden: — vor ihm lagen drei düstere Jahre fast ununterbrochener Leiden und Kämpfe.

In rosigster Stimmung kehrte er nach Stuttgart zurück, der Triumphator der Musen in die — Feldwebelstellung des Regimentsmedikus, ein Widerspruch zwischen dem Sein und Schein, der nunmehr doch unerträglich wurde! Mit drängenden dichterischen Projekten trat er wieder ein in den jetzt größer werdenden Kreis der Amtsarbeiten, ein Konflikt der Pflichten, der seine Seele schwer beunruhigte! Bei dem unbedingten Anspruch, den der Genius an einen Schiller stellte, mußte es zum Zerfall mit dem ärztlichen Berufe führen. Und doch war er an diesen gekettet für sein ganzes Leben: der Revers des Vaters beim Eintritt in die Karlsschule galt als unlösbares Band, eine entsetzliche Aussicht! Könnte da nicht Dalberg

sein Retter werden? Mit jugendlich optimistischer Ueberschätzung seiner in den Augen des Intendanten bereits gewonnenen Bedeutung und mit ebenso jugendlich enthusiastischer Verkennung der Personen und Umstände macht er sich seinen Plan zurecht. Unumwunden stellt er an den Freiherrn die Zumutung, dieser möge ihn sich vom Herzog mit kluger Benutzung der Schwächen desselben für eine Stellung als Theaterdichter erschmeicheln: „Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich Ihr edelmütiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern, ich weiß, wie stark Ihr Mut ist, eine schöne That zu unternehmen ... Brauch ich mehr zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?“ Die Antwort aus Mannheim — blieb aus, und sie blieb erst recht aus auf den Notschrei, mit dem Schiller seine durch eingetretene Ereignisse unhaltbar gewordene Lage darlegte.

Inzwischen nämlich hatte sich in Stuttgart ein Gewitter zusammengeballt, das sich in immer bedrohlicheren Schlägen entlud. Herzog Karls Hand griff nach dem in seinem Dichterruhm ihm zu rasch groß und in der Aeußerung seines Geisteslebens zu selbständig werdenden Militärarzte aus. Das Ende all der Maßregelungen, mit denen er ihn drücken wollte, war das Verbot jeglichen Dichtens, widrigenfalls er Schubarts Los auf dem Hohenasperg zu teilen haben würde. Vorzüglicher Gedanke, diesem Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts ähnlich: dem Rhein, der brausend und schäumend der Alpen Felsenwände durchbricht, die Quelle verstopfen zu wollen mit einem Festungsschlüssel! Wir lachen über das ohnmächtige Beginnen, aber dem jungen Schiller war dieses Edikt eine Welt voll Bedrängnis und Herzeleid. Denn so wenig es ihn auch einschüchterte — er arbeitete in diesen Tagen an seinem zweiten Drama noch einmal so rührig — und so klar es ihm auch sofort wurde, was er jetzt zu thun habe, ja so froh er war, daß er es nun nicht bloß mit gutem Gewissen dürfe, sondern aus innerstem Gewissenszwang es vollbringen müsse, so wußte er doch, die Flucht aus des Herzogs Dienst kostete ihm für

immer sein Vaterland, sein geliebtes Elternhaus, seine Jugendverbindungen; sie war ein schweres Opfer der Entsagung, sie konnte auch nur mit der allergrößten Lebensgefahr ins Werk gesetzt werden, und wenn selbst alles glückte, was stand ihm dann draußen in der Fremde bevor?

Doch nein, die Frage quälte den dreiundzwanzigjährigen Jüngling nicht so sehr. Was er that, war ja gut und recht, er wollte sich dem großen Schaffen erhalten, — da konnte es ihm doch nicht fehlen! Und vor ihm her liefen ja seine „Räuber", die ihm alle Thüren öffnen würden; mit ihm ging sein fast vollendeter „Fiesko", in dem Glanz seiner reichen Poesie ein neuer Herzeroberer und ein Kapital zu seiner Existenz; und ihm nach schwebten die Ideen zu „Kabale und Liebe", bereits sichtbare Gestalten voll packender Gewalt, einzigartig und zeiterschütternd in ihrer Tendenz — mit diesen drei Dichtungen mußte ihm die Welt gehören!

Wie sprang, von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

So hat Schiller viele Jahre später, in seinem Gedicht „Die Ideale", den am 22. September 1782 durch die Nacht hinstürmenden Flüchtling gezeichnet. Und als nun jenseits der Grenze, im heutigen Badenland, die herbstliche Sonne aufging, wie flimmerte es ihm da aus dem Morgennebel der Fluren entgegen: Du bist frei, du hast deine Fesseln zersprengt! Wie zwitscherten die Vögel, wie rauschte es in Wald und Feld, das Lied seiner jugendschönen Hoffnung! Durch die ganze Natur ging ein geheimnisvolles Weben, überall wehte ihn erfrischend sein eigener ahnungsfroher Geist an.

Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,

Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Widerhall.
Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreißend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall.

O glücklicher Jugendsinn, der du so umsungen und umklungen deine Straße ziehst, wenn eine neue Welt sich dir aufthut, und der du goldene Verheißungspforten vor dir siehst, wenn du vor den Thoren stehst, die fortan deine Heimat werden sollen! Daß die Stadt seiner Zukunft allein Mannheim sein könne, stand dem jungen Dichter fest, denn es war ja Dalbergs Stadt. Das verfängliche Schweigen desselben hatte sich seine Vertrauensseligkeit ja längst in der freundlichsten Weise zurechtgedeutet: es war wohl zu viel verlangt gewesen, der Freiherr sollte ihn aus Herzog Karls Händen losmachen; das habe jener ihm selbst überlassen wollen und müssen, aber wenn er es dann vollbracht hätte, wenn er als freier und unabhängiger Mann sich bei ihm eingestellt haben würde, dann werde der Freiherr als der große Mäcen ihn in seinen Schutz und in den reich ihn entschädigenden Dienst der Musen nehmen. Und nun stand er ja hier, alle Brücken waren abgebrochen und das nicht einmal durch eigenmächtige That; um der heiligen Kunst willen hatte er, der Vergewaltigte, das Martyrium der Verbannung auf sich genommen, — jetzt mußte doch Dalberg ihm, dessen vielversprechende innere Berufung er kannte, jetzt, wo er ohne seine Förderung ein ruinierter Mensch wäre, mußte er unbedingt ihm helfen, das war Schillers zweifellose Gewißheit. Guter Schiller, dein treuherziger Idealismus kannte noch nicht das garstige Fremdwort „inopportun“! Du wußtest noch nicht, daß es hohe Herren giebt, die mit diesem undeutschen Wort, das sie sich in „weltklug“ übersetzen, ihr Gewissen so lange zu umschnüren verstehen, bis es schließlich mäuschenstill wird! Auf den Herzog Württembergs, der ihn, den kurpfälzischen Intendanten, absolut nichts anging, nahm Dalberg die entgegenkommendste

Rücksicht, den jungen Geistesfürsten aber, der ihm von höheren Mächten anvertraut war, behandelte er mit der brutalsten Rücksichtslosigkeit, denn er war der Flüchtling, der vielleicht gar Verfolgte. Zwei Monate ließ er ihn in völliger Mittellosigkeit bangen und in ratloser Unruhe umherstreifen, ehe er eine Entscheidung über das neue Drama traf. Durch flehentliche Briefe war er genau darüber unterrichtet, daß Schiller hungerte und darbte. Vor Entkräftung war derselbe auf der Landstraße zusammengebrochen. Endlich kam die — Ablehnung des Stückes, da es unbrauchbar wäre, und die Verweigerung der schmerzlichst ersehnten Geldzahlung. Sein „Fiesko" ein ganz wertloses Machwerk, so wertlos, daß man nicht einmal die im Theaterausschuß von Iffland beantragte Gratifikation von acht Louisd'or dranwenden wollte, — welche Demütigung! Auf den blütenschweren Baum der Poesie, der seine „Räuber" gezeitigt hatte, schien über Nacht ein Frost gefallen zu sein. „Fiesko" ein Kehricht? O daß die Schwachherzigkeit auch noch lügen muß; daß sie, um ihre eigene Blöße zu verdecken, die Arbeit dessen, den sie im Stich lassen will, von ihrer Höhe in den Staub herunterzerren muß! Und nicht genug mit dieser Erfahrung, die ihn damals an einen Bekannten schreiben ließ: „Trauen Sie niemand mehr! Die Freundschaft der Menschen ist das Ding, das sich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den seine Umstände nötigen, auf fremde Hilfe zu bauen." Nicht genug auch, daß er hier auf anderer Seite jenen Reichtum kennen lernte, der einen tüchtigen Mann mit vielen anerkennenden Worten abfindet, der aber ganz und gar nicht darauf kommt, daß er ihm Thaten schuldig ist, hatte er auch noch die Wahrnehmung zu machen, daß vor den übermächtigen Schwierigkeiten des Lebens manchmal auch die wohlmeinendste Gesinnung mit gebundenen Händen stehen kann. Schiller fand sich in Mannheim umgeben von warmen Anhängern, die ihm so gern beigestanden hätten, die aber bei der Lage der Dinge, selbst in einflußreicher Stellung, ihm nichts sein konnten. Um nun die Forderungen für die dürftige Lebensfristung dieser Wochen zu begleichen, mußte

er schließlich sein neues Drama an einen Verleger verschleudern.

Nun folgten zwar einige Monate des Ausruhens von der Angst der Welt in Bauerbach bei Meiningen, dem kleinen Besitztum seiner mütterlichen Freundin Frau von Wolzogen. Aber auch das Leben in diesem Asyl wurde ihm bald getrübt durch innere Erregungen, durch die Sorgen der Selbsterhaltung und durch den Gedanken an das Dunkel vor seinen Augen. Als dieses sich dann unerwartet zu lichten schien, da Dalberg, über des Herzogs Stellung zu dem Flüchtling beruhigt, mit dem ihm so wertvollen Dichter wieder freundliche Anknüpfung suchte; als er ihn mit der Verpflichtung, den „Fiesko“ bühnenfähiger zu machen, „Kabale und Liebe“ zu vollenden und den „Don Karlos“ zu schreiben, am Nationaltheater anstellte, da begann für Schiller nun die — allertraurigste Zeit seines Lebens. Diese zwanzig Monate seines zweiten Mannheimer Aufenthalts stehen trotz mancher freudigen und hellen Momente in seiner Biographie schwarzumrändert da. Das war vor allem keine großsinnige Licht- und Luftgewährung zu herrlichem freiem Schaffen. Wie bei kontraktlicher Handwerkerlieferung sah man ihm scharf auf die Finger, treibend, tadelnd, mürrisch, wenn es nicht nach Wunsch vorwärtsging, denn man wollte für die paar hundert Gulden tüchtig was geleistet haben, man wollte ihn ausnutzen. Und diese unliebsame Arbeit! Er mußte nach Dalbergs geschmacklosen Angaben seinen schönen „Fiesko“ entstellen und dann die sehr natürliche kühle Aufnahme des Stückes bei der Aufführung erleben. Bei „Kabale und Liebe“ ließ man ihn allerdings selbständig schalten, und dieses gewaltig ergreifende bürgerliche Trauerspiel, in seinem Genre der kostbarste Juwel unserer dramatischen Litteratur, allein genügend, Schiller unsterblich zu machen, errang ihm einen den „Räubern“ ähnlichen Triumph. Nichtsdestoweniger wurde er, der an poetischer Leistungsfähigkeit und an Kunstverständnis seine ganze Umgebung überragte, zurückgesetzt. Der Dichterneid Ifflands und Dalbergs selbst kujonierte ihn, und eine Verstimmung jagte die andere. Schließlich machten ihm, dem viel bean-

sprechenden Rezensenten, auch noch mehrere der Schauspieler auf niederträchtige Weise, durch Verhunzung seiner Dramen und durch öffentliche Verspottung auf der Bühne, das Leben sauer. Die ganze Erbärmlichkeit, die oft dem Theaterwesen anhängt, mußte er durchkosten.

Dabei nun in der damals sehr ungesunden Stadt viele Monate lang schwer leidend, das gräßlichste Fieber hatte ihn gepackt. Da die ärztliche Behandlung sehr wenig geschickt und seine Selbstbehandlung nach Art der Jugend, die in solchen Dingen Augenblickswirkungen haben will und die zukünftigen Folgen leichten Sinnes außer Acht läßt, eine sehr robuste war — er aß die Chinarinde wie Brot — so strich hier das markzerstörende Uebel, das darf man wohl sagen, mit jedem Monat Jahre von seinem Leben ab. Die großen dramatischen Projekte, die hernach mit Schillers zu frühem Tode erstorben sind, liegen in Mannheim begraben! Und bei all diesem Dichten mit krankhaft glühenden Wangen und unter mancherlei seelischen Aufregungen nun die schlimmste derselben, die peinigenden Geldverlegenheiten und die Beängstigung der alten und der neu sich auftürmenden Schulden. Rudolf v. Gottschall hat 1859 zu Schillers hundertstem Geburtstage ein Festspiel geschrieben, in dem „die Sorge“ und „der Mangel“ eine Schilderung von Schillers Leben geben, die übertrieben zu sein scheint, die aber wenigstens in Bezug auf die Mannheimer Jugendzeit leider nur allzu wahr ist und deshalb hier stehen mag:

Die Sorge.

Von der Wiege bis zum Grabe folg' ich dir, ein Kind der Nacht —
Und von jedem Freudentage pflück' ich schönster Blüten Pracht.
Vor dem Morgen sollst du zittern, wenn das Heute dich entzückt,
Hinter jedem Glücke laur' ich — und du bist nur halb beglückt,
Keine Schicksalswetter schleudr' ich, doch mein Tropfen höhlt den Stein,
Auf die bleiche Wange zaubr' ich einen fieberroten Schein.
In des Dichters holden Wahnsinn flüstr' ich mein geheimes Wort,
Und des Geistes Blütenfülle ist entblättert und verdorrt.
Mit dem Geist der Mitternächte wachsen meine Geister groß —
Was er schafft, gehört dem Volke — mir gehört sein Erdenlos!

Der Mangel.

Wie die Schlange durchs Gestrüppe kriech' ich durch sein Leben hin —
Eine ewig ungewünschte, häßliche Begleiterin!
Hat er doch genug des Goldes in des Geistes tiefem Schacht —
Daß kein irdisch Gold ihn lohne, steh' ich sorgsam auf der Wacht!
Meine kargen Heller zähl' ich ihm verdrießlich in die Hand,
Nie von seiner Schwelle weich ich — und so will's sein Vaterland.

Letzteres ist eine schwere Anklage, aber leider keine ungerechte. Zeigt doch das Mannheimer Elend den bei aller Schöngeisterei noch so niedrigen, noch so sehr des idealen Hochsinnes baren Bildungsstand der dortigen Kreise und der damaligen Nation überhaupt. Es fehlte der Zeit, die erst so wenige wahrhaft große Geisteswerke besaß, nur allzu sehr noch das rechte Verständnis für den Wert der geistigen Arbeit und für die Bedingungen ihres Entstehens. Daß das Sichabplagenmüssen mit der gemeinsten Erdensorge, das schon für jeden Sterblichen eine unerfreuliche Lebensbeengung ist, für die schaffende Seele geradezu zu einer ihre schönste Kraft verwüstenden Marter wird, und daß dies zuzugeben ein grausames Unrecht ist, das empfand man noch nicht. Es fehlte dem Geschlechte noch das feine Gefühl für seine moralischen Verpflichtungen gegenüber den Männern, die dem Volke in ihrem Idealismus sein Bestes gaben. Auch heute müssen wir Deutsche darin noch manches von anderen Völkern lernen. Für allerlei dem Vaterlande freilich recht nützliche Dinge haben wir immer die erforderlichen Mittel; aber die Opferwilligkeit für Kunst und Wissenschaft, für Kirche und Schule und worin sonst das höhere Leben erwirkt wird, das doch das eigentliche Rückenmark der Nation ausmacht, ist auch heute noch schwach genug. Auf allen diesen Gebieten werden noch viele, von denen man volle Hingabe an ihren Beruf beansprucht, von Sorge und Mangel mehr heimgesucht, als es bei einem wahrhaft gebildeten Volke sein dürfte. Möge unsere junge Generation in dem zunehmenden Blick dafür eine Hauptaufgabe ihrer Weiterbildung finden!

Immerhin sind wir aber schon viel weiter als das damalige Geschlecht. Nach heutigen Anschauungen begreift man

es doch einfach nicht, daß Dalberg einem Dichter wie Schiller jährlich 300—500 Gulden anzubieten wagen konnte, mag man dabei auch den höheren Geldwert der Zeit noch so bedeutend veranschlagen; und wie man bei dieser miserablen Besoldung einen Menschen, der der Welt bereits drei Werke wie „Die Räuber", „Fiesko" und „Kabale und Liebe" geschenkt hatte, im Gedränge seiner Notlage stecken lassen mochte. Ja wären das noch im Leichtsinn zum eigenen Genuß gemachte Schulden gewesen! Aber das waren die für einen großen Zweck einst in Stuttgart und dann in den Tagen seiner von Dalberg selbst so sehr verschuldeten Existenzlosigkeit aufgenommenen Gelder und deren erdrückender Zinsenzuwachs. Diese ganze Last brach jetzt über seinem Kopfe zusammen, und die mehr aus ehrenhaftem Gewissensdrange, zum Teil freilich auch durch äußeres Drängen erzeugten Sorgengedanken drohten seine Seele zu Tode zu hetzen. Gegen seinen fünfundzwanzigsten Geburtstag hin war Schiller der Verzweiflung nahe, um so mehr da der Intendant jetzt nach Ablauf des Jahres den Kontrakt mit dem ihm lästig gewordenen Dichter, weil dieser nicht auch den „Don Karlos" noch geliefert hätte, als aufgehoben betrachtete. So saß er denn nun völlig auf dem Trockenen.

Und immer stiller ward's und immer
Verlass'ner auf dem rauhen Steg;
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg. (Die Ideale.)

Aber das Schmerzlichste war, daß er sich auch verlassen sah von seinem Elternhause. Nicht bloß, daß von der Familie, die doch auch nur aus der Hand in den Mund lebte, die durchgreifende Hilfe ausblieb, nach der er in seiner Not gerufen hatte; es kamen statt dessen Vorwürfe, schwere, sein Herz peinigende Anklagen. Die zahlreichen Antwortschreiben des Vaters aus dieser Zeit auf die leider verlorenen Briefe des Sohnes veranschaulichen uns den ganzen Jammer seines jungen Lebens, und auf diesem düsteren Hintergrunde entrollt sich ein Bild des ohne seine Schuld immer mehr zerfallenden Verhältnisses

der beiden. Wenn man daran denkt, mit welcher Liebe Schiller an den Eltern hing, könnte einem bei dieser Lektüre gar traurig zu Mute werden, wüßte man nicht, daß aus dem drohenden Zerwürfnis nachher wieder das schönste Einvernehmen wurde, und daß es dem Briefschreiber noch beschieden gewesen ist, des Sohnes freien und leuchtenden Ausgang aus diesem dunklen Mannheimer Sorgenthale und die volle Widerlegung seiner väterlichen Befürchtungen zu erleben. Er sah ihn noch auf seines Glückes Höhe treten und er durfte sich daran freuen, wie der große Dichteridealist sich ihm zugleich als der praktische, alles so verständig anfassende und sicher weiterkommende Haushalter zeigte. Aber damals erschien ihm des Sohnes Zukunft aussichtslos, und er zweifelte an dessen Lebenstüchtigkeit. Man muß den alten Schiller in diesen Briefen liebgewinnen, es spricht daraus so aufrichtige Treue des Herzens, so wohlmeinende Besorgnis, viel biederer Sinn und weise Lebensbeurteilung. Was er sagt, ist an sich alles richtig, z. B.:

„Solange Er, mein liebster Sohn, Seine Rechnung auf Einnahmen setzt, die erst kommen sollen, mithin dem Zufall oder Unfall unterworfen sind, so lang wird Er im Gedränge verwickelt bleiben. Wiederum, solang Er denkt, dieser, jener Gulden oder Batzen wird es nicht ausmachen, daß ich herauskomme, so lang werden Seiner Schulden nicht weniger werden. Um etwas zu ersparen, muß man beim Kreuzer anfangen. Ich würde aber mich selbst einer Ungerechtigkeit beschuldigen müssen, wenn ich alle erlaubte Ergötzlichkeiten einem jungen Menschen, meinem Sohn, verdenken oder abraten sollte. Nein! das wäre mir leid, wenn er sich nach einer schweren Kopf-Arbeit in Gesellschaft anderer guter Menschen nicht sollte erholen, erfreuen können. Aber! dergleichen Erholungstage mehrere als Beschäftigungstage zu machen, das wird wohl nicht angehen. Bester Sohn! Sein Aufenthalt in Bauerbach ist von dieser Art gewesen. Hinc illae lacrimae! Dafür muß Er anjetzt büßen und das nicht von ungefähr."

„Mein Rat ist dieser. Mache Er von Seinen Revenüen und Passivis einen Etat, in dem die Tilgung der letzteren auf eine bestimmte Zeit, sie mag so fern sein, als sie will, fest-

gesetzt ist. Dieser Etat muß aber nicht abgeändert werden, und damit er es nicht wird, so mache Er einen Seiner Mannheimer Freunde zum Garant, dem Er nicht anliegen muß, dieses Arrangement zu verschweigen. Es ist keine Schande, sich zur Behauptung seiner Reputation einzuschränken.

Aber so gut das gemeint ist, allein schon die ungünstige Auffassung der Bauerbacher Monate, ohne deren Ruhe Schiller seinen Strapazen sicher erlegen wäre und wo er die Kraft zum Bevorstehenden gesammelt und für seine Umstände sogar sehr viel gearbeitet hat, zeigt des Vaters durch die Entfernung sowie durch die Verschiedenheit der Individualität und der Berufsarbeit verursachte Unfähigkeit der richtigen Beurteilung Schillers. Und wie verständig auch der Tilgungsplan ist mit seinem unbedingten Beharren auf dem Voranschlag, so kann doch nur einer abzahlen, der etwas hat zum Zahlen. Wie nun aber, wenn sich neben die Revenüenkolumne ein Debet der täglichen Erfordernisse drängte, das bei dem teuren Leben in Mannheim, bei den Ausgaben der beständigen Krankheit, bei den unumgänglichen Anforderungen seiner Stellung in der Gesellschaft jene bis auf den letzten Rest aufzehrte, — wovon dann abzahlen? Doch höchstens von gewissen Nebeneinnahmen, die ihm verheißen waren. Wenn diese Versprechungen sich aber unter dem schlechten Theaterbesuch der Fieberepidemie sehr ungenügend erfüllten, so war das für ihn ein Unglück, aber keine Unwirtschaftlichkeit. Oder sollte er noch mehr darben? Die paar Gulden, die er sich vielleicht durch weitere Entbehrungen in seinem entbehrungsreichen Leben abgespart hätte, wären dann wahrhaftig kein Mittel zur Besserung seiner Verhältnisse geworden.

Der Vater, der allerdings im Auskommen mit seiner Familie wahrhaft Bewundernswürdiges geleistet hat, konnte sich eben aus seiner ob auch noch so beschränkten, so doch geordneten und ländlich einfachen Lage nicht in die Bedrängnisse des Sohnes hineinversetzen, der in einer ganz andere Anforderung bringenden Situation stand und der, was das Wichtigste ist, mit Schulden hatte anfangen müssen. Er wußte sich für die nie aufhörenden, im Gegenteil immer sich mehrenden

Verlegenheiten nur eine Erklärung: bodenloser Leichtsinn des unerfahrenen Jünglings, des mit dem Leben nicht rechnenden Idealisten und des genußsüchtigen Künstlers. Unter diesen Umständen wäre allerdings der bevormundende Garant, den tausend junge Leute schwachen Charakters, wenn sie vorwärts kommen wollen, sich in einem älteren erfahrenen Freunde suchen sollten, sehr am Platze gewesen. Aber bei Schiller, diesem eisernen Willensmenschen, diesem nach Goethes Ausspruche zum Staatslenker geschaffenen Kopfe? Wir können es dem Dichter nachfühlen, wie weh ihm jener Vorwurf that, und wie sein Herz gelitten haben muß, wenn der gute Vater aus seiner Notlage auf allerlei Mängel seines Innern, auf Verwahrlosung seiner Seele, auf Gottlosigkeit und Freigeisterei, auf bedenklichen Lebenswandel, auf Vertrödeln des Geldes und der Zeit durch Spielen schloß oder wenigstens das als seine bekümmerte Sorge aussprach. Solche Beschuldigungen aus liebem Munde, solche Trauer um den verloren gehenden Sohn noch hinzu zu aller gemütlichen Aufregung, aller körperlichen Angegriffenheit, aller Last und Qual dieser Tage, — sein Martyrium nun auch noch aufgefaßt zu sehen als ein Strafgericht Gottes, mit dem sein hochmütiger und verkehrter Sinn gebrochen werden solle, — das war denn doch beinahe zu viel für ihn.

Hat Goethe in den sonnigen Straßburger Tagen sich selber gefunden, so war Schiller hier in Mannheim unter schwerer Trübsal in Gefahr, ermattend sich selber zu verlieren. Denn sein menschliches und dichterisches Selbst, sein Lebensglück und seine Schaffenskraft hing an seinem Idealismus, und der stand hier ernstlich auf dem Spiele. Das ist wie bei Schiller, so überhaupt in einer gewissen Periode des Menschenlebens die große, folgewichtige Frage: wird das Herz sich seinen idealen Sinn wahren? Ohne denselben ist der Mensch ja ein jammervolles, wertloses Geschöpf, ein bloßer Scheinmensch, ohne Frieden, ohne Freude an sich selbst und ohne Bedeutung für die Welt. Wird darum der Jüngling oder die Jungfrau ihren Idealismus festhalten? Oder anders ausgedrückt: da dieser in seiner jugendlichen Gestalt etwas unbedingt Vergängliches

ist, was keinem bleiben kann, werden sie nun das herrliche Besitztum ihrer Jugend einfach untergehen lassen oder werden sie imstande sein, es zu ewiger Wahrheit und Schönheit in sich auferstehen zu lassen?

Was jugendlicher Idealismus ist, sagt uns die schon herangezogene Elegie „Die Ideale“, jenes spätere Gedicht, das aus der Stimmung des gereiften Mannes, der von der scheidenden Jugend Abschied nimmt, aber dabei doch unter dem Nachempfinden der einstigen Mannheimer Passionszeit entstanden ist. Ergreifend schildert Schiller hier die dem Jugendalter verliehene Wundergabe, sich mit seiner lebhaften Phantasie alles, was es sieht und denkt, was es liebt und erstrebt, Menschen und Verhältnisse, Welt und Umgebung träumerisch zu verschönern; wie der Jugendsinn, wenn die Gegenwart ihn unbefriedigt läßt, um so sicherer für die Zukunft, für die von ihm zu erlebende und zu erschaffende Zukunft die Verkörperung des Hohen und Schönen erhofft. So begrüßt die Jugend die von ihr verzauberte Wirklichkeit als der Ideale sonniges Reich: Ideal und Leben sind ihr noch eins. Aber diese Phantasie der Empfindung schwindet hin mit dem Jugendgefühl. Sobald das lodernde Feuer im Innern sich zusammenzieht, und des Herzens muntre Lust sich dem Ernst vermählt, geht die Elastizität verloren, die sich die Prosa des Tages so leicht und gefällig in Poesie umzusetzen vermochte. Auch ein Goethe hat es erlebt, daß er in Wehmut der Zeiten gedenken mußte,

Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug:
Den Drang nach Wahrheit
und die Lust am Trug.

So steht es im Vorspiel zum „Faust“. Aber der so glücklich Geführte hat diesen Idealismus der schönen Illusion erst

spät hingeben brauchen, erst als er den Kelch des Jugendlebens bis auf den letzten Rest geleert hatte. Unsern Schiller dagegen hat das Geschick viel früher dahin gebracht, das Leben mit seinen Gestalten nicht mehr in dem verklärenden Schimmer erschauen zu können, in dem es ihm einst erschienen war. Ob auch später der Mann in seinen „Idealen" das Aufhören der „holden Phantasien" erst als eine Folge der zu Ende gehenden Jugendjahre hinstellt, — daß er selbst denn doch schon eher daraus aufgescheucht sei, gesteht er in demselben Gedichte ein durch das Bild von dem luftigen Reigen, der vor des Jünglings Wagen „ach, schon auf des Weges Mitte" sich verlor. In Mannheim, wo er erkannte, daß er in die Wirklichkeit der Menschen und der Dinge viel hineingetragen hatte, was nur seines Herzens phantasievolle Dichtung war, da gingen ihm die Augen auf über die Disharmonie von Ideal und Leben. Beide flossen ihm nun zwar noch nicht auf der ganzen Linie und dauernd auseinander. Seines Herzens Vergrößerungssucht, über die er noch oft klagt, daß sie ihm Täuschungen bereite, ließ ihn im einzelnen Fall noch manchmal Ideal und Leben mit einander verschmolzen ansehen. Der „Don Karlos", den er in Mannheim begann, ist ein Zeugnis für diese Neigung, aber auch dafür, daß er derselben doch schon sehr skeptisch gegenüberstand. Am deutlichsten zeigt sich das verblassende Zurücksinken des morgenrotähnlichen Jugendidealismus mit seinen überschwenglichen Hoffnungen in dem Jugendgedichte „Resignation", dem man die Schmerzen und die Seelenkämpfe des 25jährigen Dichters abfühlt.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder;
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet, meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Wie in Todesahnen sieht er sich auf der Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, ein abgeschiedener Geist; er bringt der Gottheit den Vollmachtsbrief zum Glück zurück, den seine Hoffnung einst ins Leben mitbekommen hatte. Das Schreiben ist unerbrochen geblieben: „Ich weiß nichts von Glückseligkeit!“ Warum nicht? Hat man die Vollmacht nicht angenommen? Hat man sein Anrecht nirgends gelten lassen wollen? So sollte man den Fortgang des Gedichtes nach den Mannheimer Erlebnissen voraussetzen. Doch nein, es schlägt eine ganz andere Richtung ein — und damit sehen wir uns schon auf tiefere, unter den Leidensgefühlen jener Tage sich abspielende Seelenvorgänge hingewiesen — freiwillig hat der Dichter auf den Genuß verzichtet, als das Götterkind, das sie ihm Wahrheit nannten, nach seines Lebensdranges Zügel griff:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“ —
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

Kein Spott machte ihn in seinem Vorsatz irre. Ob Zweifel und Unglaube sein Verhalten auch als Thorheit verlachten, er gäbe gewisse Güter hin für ungewisse Hoffnungen, die sich dort wahrscheinlich nie erfüllen würden, dennoch blieb er sich treu. So ist das Leben hingegangen, jetzt also steht er auf der Weltenbrücke, vor der Gottheit Thron, was hört er hier? Daß er für all sein Entsagen auf nichts mehr zu rechnen habe:

„Genieße, wer nicht glauben kann! Die Lehre
Ist ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück!“

Eine trostlose Perspektive! — wird man sagen: Das Leben verödet, alle Hoffnung auf das Jenseits gesetzt, das Jenseits ein Wahn, der Glaube an einen Wahn also des Herzens ein-

ziges und ganzes Glück, während ringsum die anderen skrupellos, aber klug, in schwelgenden Genüssen sich ihres Daseins freuen! Es spiegelt sich in der Aufstellung dieses dichterischen Bildes eine recht trübe und hoffnungsarme Stimmung. Ob es aber wirklich eine so verzweifelte ist, wie sie auf den ersten Blick aussieht? Ob in der scheinbar so dumpfen Resignation sich nicht bereits die lebenskräftigen Ansätze zu froher und freier Seelenerhebung finden? Schauen wir näher hin.

Die Breite des Gedichtes nimmt die Unsterblichkeitsfrage ein, die bei seinem ernsten und tiefen Sinn ihn schon auf der Karlsschule angelegentlich beschäftigt hatte, die durch mehrere Jugendpoesien sich hindurchzog und die jetzt unter den körperlichen Schwächezuständen ihm ganz besonders nahe getreten sein mag. Man merkt den Versen die schweren religiösen Konflikte seines Innern an, der naive Glaube an das Jenseits ist spurlos verschwunden, durch heftige Zweifel ist er hindurchgegangen, und das Resultat? Ist es wirklich eine Leugnung des Fortlebens nach dem Tode? Vor dem Abgeschiedenen im Gedicht liegt die Ewigkeit als ein thatsächlich Vorhandenes da, und als ein seiner Vergangenheit sich bewußter Geist sieht er sie vor sich, — freilich farblos und leer, erschauernd gewahrt er darin nichts als die Gottheit, aber dieselbe ist verhüllt und sie verharrt in unverbrüchlichem Schweigen. Nur ein unsichtbarer Genius ergreift das Wort. Der ist zwar auch etwas Göttliches: er ist die das Menschheitsleben auf Erden durchwaltende Macht, das Gotteswirken im Diesseits, im Grunde dasselbe, was einst hier als „Wahrheit" glaubende Hingabe von ihm gefordert hatte, — aber der Ewige selbst, die Majestät des himmlischen Herrn bleibt stumm. Was kann das anders heißen als, daß wir allein Gottes Offenbarung in der Erdenwelt zu erkennen vermögen, dagegen von Gott an sich, von seiner überirdischen Herrlichkeit und damit auch von Himmel und Unsterblichkeit nichts wissen können. Schiller hat in späteren Jahren, als der Schüler Kants, diesen Verzicht auf jegliche Vernunfterkenntnis in transcendenten Dingen, mit der sich übrigens eine lebendige Herzensüberzeugung

von der Wahrheit der Glaubensaussagen wohl vereinigen kann, als einen seiner Grundgedanken ausgesprochen. Nach den „Worten des Wahns“ irrt der Mensch,

So lang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen —
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen.

In Mannheim stand ihm die Philosophie des Königsberger Denkers allerdings noch fern. In Bezug auf die vorliegende Frage aber ist er offenbar schon damals zu der Stellung gekommen: das Jenseits kann man glauben, ja man kann dessen ganz gewiß sein („Und fest vertraut ich auf den Götterschwur“), doch bestimmen und vorstellen läßt sich darüber nichts; das Herz mag viel davon reden, die innere Erfahrung mag tausendfach darauf hinweisen, doch der Gott, der in der Vernunft zu uns spricht, bleibt darüber stumm, — das Jenseits ist ein majestätisches, aber für unser Auge noch farbloses, leeres und verhülltes Etwas, über das sich nichts sagen läßt. Das ist eine Resignation, jedoch durchaus keine Bestreitung; ein Standpunkt, der vielleicht nicht richtig ist, der aber himmelweit entfernt ist von der ungläubigen Tendenz, die Stimme der Religion als Täuschung hinzustellen. Schiller hat bis an sein Lebensende an dem Unsterblichkeitsglauben als Ueberzeugung, wenn auch nicht als philosophischem Erkenntnissatz, festgehalten.

Was er dagegen mit aller Entschiedenheit leugnet, ist die Berechtigung des Wartens auf eine im Jenseits eintretende Vergeltung, für den vulgären Glauben allerdings der Hauptinhalt seiner Unsterblichkeitshoffnung. Auch ihm war das ein Hauptstück gewesen: nach dem Tode straft sich das Böse, und den Guten begrüßt dann der Lohn, da wird ihm Entschädigung für alles, was er hier hat entbehren müssen. Bei dieser Auffassung konnte es nicht ausbleiben, daß die von den Erfahrungen der Gegenwart gekränkten Empfindungen des Jünglings sich als heiß fordernde Wünsche hinauswarfen in die Ewigkeit. Die Vergeltungsgedanken des Gedichtes sind nichts

anderes als die himmlischen Reflexe der Mannheimer Enttäuschungen seines Jugendidealismus. Hier nun aber auf dem heiligen Hintergrunde der Ewigkeit und gewissermaßen ins Riesenhafte vergrößert, verrieten sie sich vor seinem Wahrheitsgefühl in ihrer Überspannung, als zwar berechtigte Triebe, als edle und schöne Seelenäußerungen, die aber in der Phantasie durch sinnlich begehrliche Regungen verwildert waren. Daher ihre energische Zurückweisung als Träume, als unwahre Wahngebilde, und in dieser Zurückwerfung auf die Erde die Erkenntnis, daß die Vergeltung schon im Diesseits eintrete, daß das Gericht Gottes sich bereits vollziehe im Weltgeschehen und im inneren Erleben der Seele.

Man hat dem Dichter den Vorwurf gemacht, seine „Resignation" sei eine offene Aufforderung zu schrankenlosem Genuß des diesseitigen Lebens als des einzigen, was der Mensch zu gewärtigen habe: „Was man von der Minute ausgeschlagen, giebt keine Ewigkeit zurück!" Gewiß, jener unsittliche Lebensgrundsatz des glaubenslosen Leichtsinns wird hier dem Leser zur Wahl gestellt. Allein wo der Dichter mit seinen Sympathien steht, das ist wahrlich ersichtlich genug aus der zweimaligen Betonung des Glaubenkönnens: „Genieße, wer nicht glauben kann! Wer glauben kann, entbehre!" In dem Worte erklingt deutlich eine Anerkennung. Diejenigen, denen dieses Vermögen abgeht und die daraus den epikureischen Schluß auf ihre Lebensführung ziehen, sind dem jungen Schiller offenbar die minderwertigen Menschen; die tüchtigen Menschen sind ihm die Entsagenden, die ihrem Glauben die Erdenfreuden — nach dem Gedicht alle und unterschiedslos, aber wir werden weiter unten sehen, der Dichter dachte, als er diese Verse schrieb, denn doch an ganz bestimmte, dem Gewissen widerstreitende Sinnenfreuden — zu opfern bereit sind. Daß der Genius diese wie jene „mit gleicher Liebe liebt", ist nur der poetische Ausdruck dafür, daß er alle nach ihrem eigenen Gefallen behandelt, indem er jedem das seiner Art Entsprechende zuerteilt: dem Sinnenmenschen die Genüsse, für die derselbe nach seiner niederen seelischen Existenzweise allein zugänglich und befähigt

ist, während dem Glaubensmenschen der Genuß seines Lebens eben in dem Geistesgut und in der Geistesfreude seines Glaubens geboten wird. So ist jedem schon hier auf Erden das Seine geworden, — jeder ist ein Entbehrender und Besitzender zugleich. Die schroffe Scheidung der beiden Menschenklassen, besonders daß wer die geistige Blume begehre, auf die duftende der Erdenfreude völlig verzichten müsse, geht freilich zu weit. Das ist jugendliche und aus seiner Situation zu verstehende Uebertreibung. Aber daß der ungeistige Sinnengenuß durch Ausfall des besseren Lebensgehaltes sich in sich selber rächt, und daß das durch Preisgebung sinnlicher Güter erwirkte Gute in sich als dem eigentlichen Lebenswerte schon seine Vergeltung trägt, das ist die tiefe Wahrheit. Der Mensch soll also die Früchte seines sittlichen Strebens lediglich in seinem sittlichen Bewußtsein suchen, das Reich Gottes ist inwendig in euch! — so mahnt es aus Schillers „Resignation“.

Und damit liegt es nun offen vor uns, worauf der junge Dichter hinaus will: wir sehen, wie er hier auf den Trümmern seines Jugendidealismus, der Glück und Leben und des hoffenden Herzens Befriedigung in der Außenwelt suchte, sich seinen hohen und ewig wahr bleibenden Idealismus der Innerlichkeit zu erbauen begann. Wenn der Genius einst hier als weiser Berater zu dem Jüngling des Gedichtes gesprochen hat: „Ich zahle dir in einem andern Leben!“ — so hat er mit diesem anderen Leben, in dem jede gute That und jedes Opfer edler Selbstverleugnung sich lohnt und in dem er Ersatz finden soll für alles, was die Sinnenwelt ihm vorenthält und was als Entbehrung ihm auferlegt wird, gemeint das schon in der Diesseitigkeit sich erschließende, jedoch hoch über der Sinnenwelt liegende *innere Leben* der großen Gedanken, der reinen Gefühle, der ahnenden Anschauungen des Ewigen. In der Dunkelheit der Orakelstimmen hat er damit hingewiesen auf die Welt jener erhabenen Ideen, die in keiner Erscheinung irdischer Unvollkommenheit aufgehen und die doch alles durchwirken, die nirgends in den Menschen und Verhältnissen ihren reinen Ausdruck finden und die doch in allen Geschehnissen,

auch den widerwärtigen und schmerzlichen, sich durchsetzen zu immer wahrerer Gestaltung und zur Hervorbringung eines immer mehr sich läuternden und veredelnden Menschentums. In dieser Geistesherrlichkeit, die leuchtend in die Seele hineinragt, zu leben und zu weben, ihr zu dienen mit seinem Sinnen und Streben, auf sie seine ganze Lebenserwartung zu setzen, seines Lebens Gehalt, Wert und Glück in ihr zu suchen, an ihren zu des Menschen Ermutigung sich zeigenden Gebilden und an ihren tröstenden Verheißungen weiteren, größeren Werdens sich immer wieder aufzurichten unter allen Schmerzen und trüben Eindrücken, das war der Glaube, der von dem Jüngling des Gedichtes verlangt wurde.

So ist denn also die „Resignation" das erste jugendliche Aufdämmern jener „heiteren Regionen" des herzensinnerlichen Himmels, den nachher der vollendete Meister so wunderbar schön gezeichnet hat in dem philosophischen Gedichte „Das Ideal und das Leben", wo es heißt:

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.*)

Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch!
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmalen
Frei, in der Vollendung Strahlen

---

*) Unter „Gestalt" versteht Schiller hier im Anschluß an die platonische Philosophie das von allem irdisch Beschränkten freie Urbild der Dinge; z. B. wenn uns der Mensch trotz seiner Mängel und Entstellungen ein Kind Gottes heißt, so erschauen wir damit die „Gestalt", die er im Herzen Gottes hat.

Schwebet hier der Menschheit Götterbild.
— — — — — — — — —
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Tau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Von dieser Ruhe des geklärten Mannes, der in der Innenwelt vergeistigter und vertiefter Ideale völlig heimisch und darin der versöhnte, freie, weltüberblickende Mensch geworden ist, ist selbstverständlich das Jugendgedicht noch weit entfernt. Ihm ist das Zurückgehen aus dem Widerspruch und aus dem Ungemach der Wirklichkeit auf sich selbst, ihm ist das Leben nach innen im wesentlichen eben noch — Resignation. Zwar hat der junge Schiller schon Stunden, wo es ihm aus voller, froher Seele kommt, wenn er, wie in einem Mannheimer Briefe, bekennt: „In dem lärmendsten Gewühle mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich *in mein stilles Selbst zurückkehrte* und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte und hie und da eine Blume pflückte. Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.“ In demselben Briefe an Reinwald redet er dann aber wieder von dem Schicksal, das bisher so unbarmherzig mit ihm umging. „Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann.“

So kämpft und gärt es noch in ihm. Er hat den festen Fels gefunden, aber er kann noch nicht recht Fuß darauf fassen,

die Wogen umdrängen ihn noch mit reißender Kraft. Leidenschaftlicher Lebensdrang, des heißen Blutes stürmisches Fordern, die innere Größe in ihrem Hadern mit den Mißgestalten der Kleinlichkeit, jugendliche Unklarheit und Unsicherheit mit ihrem Hingegebensein an Stimmungen und Eindrücke, das alles vergönnt ihm noch nicht die Ruhe und Befestigung des Herzens in dem, was seinem Geiste doch schon Wahrheit geworden ist. Er weiß, daß es von dem Glücke gilt: „Es ist in dir, du bringst es ewig hervor,“ und dabei greift er suchend umher, wo es wohl draußen sich ihm böte. Es ist der Zustand des „Ich glaube, hilf meinem Unglauben.“ Und bezeichnend dafür ist es, daß die leitende Beraterin in der „Resignation“, während sie mit ihrer Heilverheißung in dem „anderen Leben“ auf seines Herzens heilig stille Räume deutet, doch wieder von Lohn und zu erhoffender Vergeltung redet: „Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.“ Es widersprechen sich eben noch in des Jünglings Brust die inneren Stimmen. Der Jüngling, von dem das Gedicht handelt, verfällt infolge dessen einem Wahn, — der Jüngling aber, der es gedichtet hat, wußte Wahn- und Wahrheitsstimmen zu unterscheiden, er glaubte den letzteren, und gerade dieses Gedicht ist ein Zeugnis dafür, wie mächtig er dem Ruheport des in dem eigenen Innenleben sich bethätigenden Idealismus zustrebte. Es ist ein Zeugnis für „des Geistes tapf're Gegenwehr“ gegen die erdrückenden Mächte des Lebens: wie er in Mannheim sein Selbst zu behaupten suchte und aus schwerer Gefährdung den Inhalt seiner Persönlichkeit nicht vermindert und geschädigt, sondern gefestigt, geklärt und bereichert herausgerettet hat.

Am Ende der Mannheimer Tage konnte der Dichter auf den vollendeten ersten Akt des „Don Karlos“ blicken, den er Karl August von Weimar am Darmstädter Hofe hatte vorlesen dürfen, und der im März 1785 in seiner „Rheinischen Thalia“ erschien. In den Schlußversen bittet der Prinz den Marquis, er möge allzeit ihn kräftig anfassen und seinen „Genius bei seinem großen Namen rufen.“ Schiller ist selbst der

junge Fürst, der in diesem Stücke aus der überschwenglichen und in der Berührung mit der Umgebung nur Seelenschmerzen einbringenden Jugendschwärmerei zur Reife des weltbeglückenden und zeitbelebenden Idealisten auferstand. Sein Unglück war sein Glück. Die Jahre, die ihm seine Jugend trübten, mußten dazu dienen, ihm seinen Sinn zu klären; und ob man ihn, den Lieblingsdichter unseres Volkes, auch bemitleiden mag, wenn man diese Leidensgeschichte liest, man wird sich mit dem Leid, das ihn so stark anfaßte, versöhnen in dem Bewußtsein, daß es den Schillergeist in ihm, den hohen, starken Heldengeist, der unserer Nation, unserer deutschen Jugend zumal, viel geworden ist, zu seiner sittlichen Größe gerufen hat. Und rühmt Don Karlos dort am Ausgange des Aktes:

Ich bin
Noch rein, ein dreiundzwanzigjähr'ger Jüngling.
Was vor mir Tausende gewissenlos
In schwelgenden Umarmungen verpraßten,
Des Geistes beste Hälfte, Männerkraft,
Hab' ich dem künft'gen Herrscher aufgehoben

— so redet auch dieses Mannheimer Wort von einer ernsten, aber seinen Idealismus bewährenden und stählenden Gefahr für das sittliche Leben des Dichters.

Es ist in jenen Jahren das so lange unbefriedigt gebliebene Bedürfnis nach Frauenliebe wiederholt in Schiller aufgelodert. „Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren," schreibt er nach Bauerbach. Und in einem Briefe an einen jung verheirateten Freund redet er von der Wonne, an eine Person, die mit uns Freuden und Leiden teilt, gekettet zu sein und alle Bitterkeiten des Glückes im Genuß der Familie zu verträumen." Also zum großen Unterschied von Goethe, der in seiner Liebe vor dem Gedanken an Heiraten erschrak, bei Schiller von vornherein die Sehnsucht nach einem Herzensbund fürs Leben. Er erhoffte denselben

in der Bauerbacher Zeit von der jungen Charlotte von Wolzogen, der noch fast kindlichen Tochter seiner Gönnerin, dann in Mannheim von Margarete, der geistreichen Tochter seines Verlegers Schwan. Auch nach der anmutigen Schauspielerin Katharina Baumann, der Heroine seiner Dramen, erhob er sein Liebe heischendes Auge. Bei der ersteren und letzteren vergeblich, sie sahen in ihm nur den Künstler und Freund; bei der schöngeistigen Buchhändlerstochter entwickelte sich aus der Bewunderung etwas wie eine tiefere Empfindung. Aber bei Schiller war es doch allen dreien gegenüber nur mehr oder weniger Phantasieliebe, wie ehrlich er es auch jedesmal meinte. Trotz der überschäumenden Glückseligkeitsgefühle, die er sich in dieselbe hineinzuträumen suchte, blieb sein inneres Herz doch davon unberührt. Es war nur kurzlebiges Raketengeflimmer, ein freundliches Phantom in dunklen Tagen.

Dagegen griff aufs tiefste in sein Leben ein das Verhältnis zu der jungen Baronin Charlotte von Kalb, der Gattin eines in französischem Dienste stehenden Offiziers. Sie war die Muse seines „Don Karlos“, das lichte Modell zur Elisabeth dieses Dramas, und doch ist auch die Eboli von ihrem Fleisch und Blut; sie steht vor uns in Schillers düsterer Kassandra, aber auch aus der Thekla Augen blickt sie uns an, und die Jungfrau von Orleans ist in wesentlichen Stücken ohne Kenntnis der Frau von Kalb und der an ihren Namen sich knüpfenden Mannheimer Vorgänge überhaupt nicht zu verstehen. Charlotte hat dem Dichter in Schiller erst die Weihe gegeben, sie hat ihn fürs ganze Leben mächtig angeregt und sie hat seinem adligen Menschen zum Durchbruch verholfen, daß jetzt auch sein Aeußeres die Erscheinung des Geistesfürsten annahm, — und dabei hätte sie ihn beinahe für immer ruiniert. Sie war eine durchaus sittliche Persönlichkeit, lauter und hochgesinnt und von reichem Idealismus, — und dennoch riß sie ihn hinein in einen wilden Strudel sinnbethörender Leidenschaft.

Hier ist nicht der Platz, das Charakterbild dieser merkwürdigen Frau zu zeichnen, die zu den bedeutendsten ihres Jahrhunderts gehörte und die, was die geheimnisvollen Tiefen

ihrer Seele und das dramatisch Gewaltige ihres entwicklungsreichen Lebensganges betrifft, wohl unter dem ganzen Frauengeschlechte ihrer Zeit die Interessanteste ist.*) Auch kann hier nicht dargelegt werden, wie in der Brust dieser sich vereinsamt und liebearm fühlenden Frau der gute Genius sich in einen Dämon verwandelte. Genug, der leicht erregbare junge Dichter sah sich plötzlich Bahnen eröffnet, die er im Geist und Kunst austauschenden Verkehr mit der hoheitsvollen Frau nicht gesucht und nie erwartet hatte. Er sah sich in einer Lage, wie er sie nachher in der großen Karlos-Eboli-Scene des zweiten Aktes gemalt hat. Und wenn auch in der Lebensscene zu Mannheim seine Partnerin nicht so wie die Spanierin auf der Bühne die Würde des Weibes in der Glut der Leidenschaft untergehen ließ, so war bei seinem eigenen Erleben der Hintergrund doch darum viel bedrohlicher als der im Drama, weil Frau von Kalb ihm, anders wie die Eboli dem Prinzen, durch einen Eid auf ewig versagt war. Die Wege, die er hier vor sich sah, führten durch blumige Auen an den Abgrund seiner sittlichen Existenz.

Und der fünfundzwanzigjährige Jüngling stürzt diesen abschüssigen Wegen zu mit der ganzen Heftigkeit seines Temperaments. Was in jenen Tagen in ihm vorging, wie das entfesselte Begehren gegen den Widerstand seines besseren Selbst anstürmte, zeigt die „Freigeisterei der Leidenschaft". Der Titel ist bezeichnend für den Inhalt. Es ist das Raisonnement der Sünde wider die Gottesordnung im Leben und im Gewissen. Später strich des Mannes Hand das Gedicht zusammen auf wenige Verse, für die dann der Name nicht mehr recht paßte. Er nannte es nun „Der Kampf". Aber auch dieser kleine Rest in unseren gewöhnlichen Ausgaben verrät doch schon zur Genüge eine beängstigende Erschlaffung seines

*) Ich verweise auf mein Buch „Schillers Frauengestalten", wo Seite 120—142 (II. Auflage) dieses Charakterbild, das in dem Leben unseres großen Tragikers selbst wie eine ergreifende tragische Dichtung dasteht, psychologisch entwickelt ist, und ihre Beziehungen zu Schiller eingehend besprochen sind.

moralischen Willens: ein ungeahnter Lenz war um ihn aufgesproßt, und der Blütenschnee, der schwer und voll auf ihn niederfiel, schien sein höheres Sein in Todeserstarrung sich auflösen lassen zu wollen, — es überschlich ihn das träumerisch süße Verderben jenes Schlummers, der vor ihm und nach ihm schon manchen Edlen dem lichten frohen Leben des freien Empfindens und des großen Schaffens entführt hat. Da noch im entscheidenden Augenblicke raffte die Energie seiner Seele sich auf, er entriß sich in entschlossener That der drohenden Umstrickung; und hatte die Flucht des Dichters vor des Herzogs drohendem Gebot ihn einst nach Mannheim gebracht, so enden diese Tage mit der Flucht des Menschen vor der Liebe lockendem Ruf: hier wie dort siegreiche Selbstbehauptung, das junge Heldentum des Idealisten, der nun wohl mit dem Karlos im Schlußwort des ersten Aktes sprechen durfte: „So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!" Das Denkmal dieser inneren Befreiung ist die „Resignation". Von hier aus versteht man das früher besprochene Gedicht erst in seinem Vollgehalt. Der Genius, die Wahrheit sprach zu ihm:

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gieb deine Jugend mir!
Gieb mir das Weib, so teuer deinem Herzen,
Gieb deine Laura mir!" —
— — — — — — — — —
Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab sie ihr.

Um aber die sittliche Kraft, die der junge Schiller hierbei entfaltete, ganz zu ermessen, muß man sich vergegenwärtigen, wie wenig ihm in dieser Zeit die Religion eine Helferin war. Es sind die Jahre der der Vertiefung vorausgehenden Befreiung, wo des jungen Mannes Persönlichkeit, Vernunft und besseres Gefühl sich selbstbewußt aufrichten wider alles Unwahre und Ungeistige im Glauben; die Jahre, wo sich der innere Sinn den Ueberlieferungen und den Erscheinungen der Religion gegenüber wesentlich kritisch zu verhalten pflegt. Merkt er da, daß er recht viel Wertloses und Verkehrtes abwerfen

muß, wie das bei dem durch orthodox-pietistischen Unterricht hindurchgegangenen Schiller der Fall war, so wird das prüfungsscharfe Auge leicht überscharf und das gesunde Urteil bleibt nicht immer gerecht. Der Radikalismus nimmt dann gern das Wort, der dem Entstellten oder vielleicht auch nur Unverstandenen auf den Grund zu gehen und den echten Kern, den tiefen Sinn zu suchen noch nicht geneigt ist. Es wird dann wohl manches Gute mit dem Schlechten kurz abgemacht, manches nicht voll gewürdigt. Es redet die wohlthuende Liebe zur Wahrheit, aber sie redet zuweilen in Uebertreibungen, und ihr Ton hat hie und da teils etwas zu leidenschaftlich Heißes, teils etwas zu kühl Negatives, und das wirkt rebellierend oder erkältend auf das persönliche Glaubensgefühl.

So wird man sich Schillers Stellung zur Religion von seinem einundzwanzigsten bis zu seinem sechsundzwanzigsten Jahre zu denken haben. Man kann es allerdings mehr aus indirekten Anzeichen, als aus bestimmten Aeußerungen entnehmen. Lud sich schon in der miserablen Rolle, die in den „Räubern" der Pater spielt, und in Karl Moors kraftgenialer Donnerrede wider diese unduldsame, herzlose und zum feilen Werkzeug einer schlechten Obrigkeit entartete Dienerschaft der Kirche viel Groll über pfäffisch-hierarchisches Wesen ab, so sieht man auch in der Anthologie „Gauner durch Apostelmasken schielen," und der Prediger am Grabe des lebenslustigen Weckerlin muß unbedingt einer sein, der „den Toten brüllend der Hölle weiht." Rousseaus Bedeutung war es nach dem bekannten Jugendgedicht, Christen erst zu Menschen zu machen; gewisse von ihm verworfene Gottesvorstellungen gelten ihm als die Anbetung eines himmlischen Nero, und das sinnlich ausgemalte Jenseits ist dem jungen Dichter „des Pöbels Paradies". Die Glaubensfeinde in der „Resignation" sind durchaus nicht seine Gesinnungsgenossen, aber aus der scharfen, rücksichtslosen und höhnenden Sprachweise, mit der diese ihren Unglauben an Gott und Ewigkeit zum Ausdruck bringen, hört man unschwer den Ton heraus, mit dem er selbst das in der Religion ihm verkehrt Erscheinende kritisiert haben wird. In „Kabale und Liebe",

wo Tragik und Katastrophe aus der unfreien, das wahre Gefühl unterdrückenden Frömmigkeit der Louise erwachsen, hält Schiller für jeden, der Ohren hat zu hören, ein vernichtendes Gericht über allen unprotestantischen, allen kirchlich beschränkten Sinn, der das Leben verwirrt und die Menschen unglücklich macht. Aber eine von geistesfreier, Leben und Segen um sich breitender Religiosität erfüllte Persönlichkeit zu gestalten, fühlte er sich doch in Mannheim nicht aufgelegt. Auch in dem dortigen Karlosstück trägt das eigentliche Glaubensleben, in Domingo, in der Mondekar, in der Eboli, abstoßende Züge; die großen Seelen, Elisabeth und Posa, sind — Philosophen. Das alles ist bezeichnend für diese Jugendperiode. Freilich hatte der Regimentsmedikus enthusiastisch ausgerufen: „Ha! mit Jubel, die sich feurig gießen, sei Religion von mir gepriesen, Himmelstochter sei geküßt!" Doch das war eine Verbeugung, die er nur machte, um ihren Zerrbildern dabei einen kräftigen Fußstoß geben zu können.

Der gottesfürchtige Vater hat den religiösen Zustand des Sohnes entschieden viel zu ängstlich angesehen. Wie sehr alle Freigeisterei ihm fern lag, zeigen die Freundesbriefe jener Zeit, in denen er wiederholt die Ueberzeugung ausspricht, daß „der Faden unserer Schicksale durch die Hand Gottes geht." Und wie hätte er ohne dieses Vertrauen sich den Lebensmut erhalten können? Allerdings werden manchmal in der Drangsal der Tage aus dem jetzt vorwiegend verstandmäßig gerichteten Jünglingsherzen Stimmen laut geworden sein, die in das ferne, demütig fromme Elternhaus, wo man nur die auffahrenden Worte las und mit seinem Denken und Fühlen wenig Zusammenhang hatte, schrill und verletzend hineintönten. „Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen haben den Klang meines Gemütes verfälscht und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt," schreibt er einmal. Aber Schiller war eine viel zu große, viel zu hochgesinnte Seele, um in glaubenslose Negation hineinzugeraten. Echter Idealismus, reiner Wahrheitssinn und Gefühl für die Offenbarung des Schönen können sich nie innerlich

der Religion entfremden. Immerhin verliert diese das beste Teil ihrer stärkenden und versöhnenden Kraft, wenn das lebendige Herzensinteresse daran erlahmt. Und das war bei Schiller der Fall in diesen Jahren des kritischen Abbruchs und der beständigen seelischen Unruhen.

Andererseits soll doch nicht vergessen werden, wie seine Widerstandskraft in dieser schlimmen Zeit ihm gehoben wurde durch einzigartig schöne Erfahrungen der treuesten Freundesliebe. Vor allen waren es drei edle Menschen, die wie vom Himmel gesandte Genien ihm zur Seite traten, um den von ihnen in seiner Bedeutung Erkannten zu schützen und vor dem Untergange zu retten, und die mit voller Aufopferung ihrer persönlichen Lebensinteressen diese hohe Mission an dem Bedrängten erfüllten. Nur streifen können wir hier ihre Namen, aber mit den goldenen Lettern der Dankbarkeit wollen wir sie in unser Herz schreiben: den guten Streicher, den Begleiter auf seinen Fluchtwegen, der das bißchen, für die musikalische Weiterbildung zu seinem Lebensberufe bestimmte Geld mit ihm redlich teilte und, als es aufgezehrt war, mit ihm Armut und Sorgen trug; der mit ihm umherirrte, mit ihm darbte, mit ihm litt, der den Schwachen und Zusammenbrechenden weiterschleppte, ihm Mut und Freudigkeit zusprach, auf seine große Zukunft ihn tröstend verwies; der während der Vollendung des „Fiesko“ bei ihm ausharrte, weil er wußte, daß sein Klavierspiel den Dichter anfeuerte und ihm schöne Gedanken anregte; der auch nachher bei Schillers zweitem Aufenthalte in Mannheim wieder sein wackerer Genosse wurde, alles mit ihm durchmachte, was zu ertragen war, und der mit seinem kleinen Verdienst ihm oft ausgeholfen haben wird, als sie bei der Frau Hölzel zusammenwohnten. Und nun diese selbst, die biedere, treue Seele, die einfache Handwerkerfrau, die ihn so verehrte, die wie eine Mutter für ihn sorgte, die keinen Gewinn bei ihm suchte, nur auf sein Wohl bedacht war, ja die sogar, als die Schuldenbedrängnis über ihn herfiel, ihr kleines Vermögen, die saure Ersparnis eines langen mühevollen Lebens, unbesehen und ohne jede Garantie ihm überließ. Zwischen

den beiden Kindern des Volkes aber die Adelige, die Baronin Henriette von Wolzogen, die Herrin von Bauerbach: die Dame des vornehmen Standes, die jedoch mit irdischen Gütern nicht gesegnet und in dem Fortkommen ihrer auf der Karlsschule weilenden Söhne ganz auf den Herzog von Württemberg angewiesen war und die trotzdem den Mut hatte, den Flüchtling auf ihrem kleinen thüringischen Landgute aufzunehmen, ihn hier vor dem vermutlich spähenden Auge des Fürsten Monate lang zu verbergen und ihm in der Wüste seines armen Lebens eine Oase zum Wiederaufatmen und zum hohen Schaffen zu bereiten. Die herrliche Frau, die sich dann noch um seinetwillen in Schulden stürzte, ist neben solchem unerschrockenen Liebesdienste auch durch ihres Herzens geistigen Beistand unserem Schiller viel gewesen. Ehre dem Andenken dieser großen Seelen!

Hinter ihnen aber steigt nun die Gestalt dessen auf, der aus der Ruhe und Sicherheit des Wohlstandes dem fernen Unbekannten, dem Vielgeplagten, der Seelenverwandtschaft enthusiastische Huldigung entgegenbrachte in Worten hoher Verehrung und in Thaten erlösender Liebe, — die Gestalt des Mannes, der berufen, einmal eines Dichters Vater zu werden, dazu erkoren war, erst dem Dichterfürsten des Volkes der Freund zu sein, der ihn in der Nacht seiner Leiden und Kämpfe des Lichtes Aufgang ahnen lassen sollte. Körner zog ihn nach Leipzig, bald darauf, als er sich mit seiner Minna verheiratete, zu sich nach Dresden, wo nun für Schiller ein Leben der freien Sorglosigkeit und des großen Gedankenaustausches begann. Den aus Schauspielerkreisen Kommenden umwehte hier kirchliche Luft, denn Körner war Oberkonsistorialrat; aber das war die Luft des echten geistesfreien Protestantismus, der nichts von dogmatischer und pietistischer Enge wußte, und in dem es einem jungen, ideal gesinnten Manne wohl werden mußte. Nicht nur herrschte in dem Hause ein heiterer Frohsinn, sondern auch das höchste künstlerische Interesse, und Kants klare Gedanken waren die leuchtenden Sterne über dem Leben des Hausherrn. Körner hat mit seinem

philosophisch-ästhetischen Sinne den Dichter aufs reichste gefördert, wie er auch an dessen Arbeiten zeitlebens den regsten Anteil nahm.

Das war ein Aufatmen, ein Aufleben für Schiller und damit auch ein Aufwachen zum Erfassen neuer Welten, die in ihm schlummerten! Jeder Brief, jede Zeile aus dem Anfange dieser Herzens- und Lebensfreundschaft zeigt das Abfallen schwerer Lasten bangen Erdendruckes, das wonnevolle Glück des jungen Dichters, der sich von seinem Körner verstanden, geliebt und getragen fühlte. Wie mit religiöser Weihe umgab sein Gemüt des Freundes, seines Erlösers, Gestalt, und als er mit einem lieben Genossen aus dem Körnerkreise auf einer Fahrt ein Wirtshaus betrat, um zu frühstücken, als man da auf des Abwesenden Wohl anstieß, der heute seinen Geburtstag beging, und man dabei von dessen reinem und edlem Wesen sprach, wie man sich in diesem Freundesbunde gegenseitig zum Guten sporne und sich zu der Menschheit hohen Zielen fortreiße, da wurde ihm beim Gedanken an Körner so andachtsvoll, so heilig zu Mute; ihm ist's auf einmal, als höre er eine Orgel gehen, und als stehe er vor dem Altare — o beschreibt er seine Stimmung — und in seinem Herzen, vernimmt er die Worte: „Dieses thut, so oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtnis." Das ist der junge Schiller, bald 26 Jahre alt, — wahrlich, der ist mit unbefleckter Seelenreinheit und ungebrochener Seelenbegeisterung aus all den Anfechtungen seiner Jugendtage hervorgegangen! Und nun vergegenwärtige man sich den unsterblichen Hymnus „Freude, schöner Götterfunken", der in Dresden an Körners Tafelrunde entstand. Wo ist je dem „lieben Vater überm Sternenzelt", dem Gott, der alles zum besten lenkt, nach großer, schwerer Lebensprüfung feuriger, inbrünstiger und frömmer gedankt worden als in diesem jugendseligen Aufjauchzen, mag auch die Form der Anbetung hier eine ungewöhnliche sein:

Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

So schließt sich denn um diesen Abschnitt, der mit dem freundlichen 22. Lebensjahre des Regimentsmedikus in Stuttgart begonnen hatte, nun der goldene Rahmen zusammen in der so köstlichen Leipzig-Dresdener Zeit. Ja, er umfaßt ein massig ernstes Bild, aber siehe, unter den Posaunenklängen des Liedes „An die Freude“ hellt dieses sich auf, und aus all den Kämpfen, all den Schmerzen, aus Not und Gefahr, tritt hervor des Dichters jugendlich heroische Erscheinung; die ruft allen jungen Menschenherzen, die da ringen müssen mit des Lebens rauher Wirklichkeit, allen, denen es Weh und Müh macht, sich selbst, ihr besseres Selbst zu behaupten, ermutigend zu:

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum siegen!

Fünftes Kapitel.

Titanisches Fühlen und Sehnen.

Nun dieselben vier Jahre in Goethes Jugend, die Zeit nach seiner Heimkehr aus Straßburg — wie anders sieht hier das Lebensbild des 22 bis 26jährigen Dichters aus! Nichts von der Verdunklung des Daseins, unter der Schiller zu leiden hatte: er lebt in der Vaterstadt, er wird getragen von den Verbindungen einer angesehenen Familie, ihn umgeben die Freuden eines wohlhabenden und von der Liebe einer einzigartigen Mutter verklärten Hauses. Er ist nun Rechtsanwalt. Aber die Akten durcharbeitet der fleißige Vater. Der besorgt des Sohnes ganze Praxis, solange es eine solche überhaupt zu besorgen gab; denn bald schüttelt der Herr Doktor das ihm langweilige Amt als eine wegen der Termine ihm immerhin noch lästige Fessel völlig von sich ab. Er darf sich's ja vorerst einmal leisten. Er braucht auch mit seiner Feder keiner Notwendigkeit Frohndienste zu thun, er kann sich ungestört in seine poetische Welt einspinnen:

Heimlich ist mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein,
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein;
Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust —

Aber er ist auch nicht gebunden an den Bezirk seiner vier Pfähle oben in der traulichen Giebelstube. Die weite Welt steht ihm offen. So oft es ihm paßt, darf er zum Wanderstabe greifen. Die Taschen voll Geld, das Land voller

Freunde, so schweift er umher in der Nähe und hinaus in die sonnige Ferne. Ueberall offene Thüren! Wo immer er sich sehen läßt, da springen die Korke, da schäumen die Gläser und Herzen; er fliegt aus einer Umarmung in die andere, alles schwärmt für den strahlend schönen und geistig sprudelnden Jüngling. Im ersten Jahre schickt der Vater ihn an das Reichskammergericht in Wetzlar zur weiteren beruflichen Ausbildung, und eifrig erfüllt der Sohn seinen Beruf: er schwelgt dort in Lebens-, Natur- und Liebeswonne, — was kümmert ihn das Reichsjammergericht? Dann soll er durchaus eine Studienreise nach Italien antreten, des Vaters Lieblingsland. Er muß sich fast wehren gegen die Ueberfülle des ihm Gebotenen. Er hat gar keine Lust dazu, die Freuden auswärts zu suchen, liegt doch das Gute um ihn zu Haufen geschichtet. Endlich entschließt er sich auf Zureden und Bitten der jungen Grafen von Stolberg zu einer Schweizerreise —

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

In Sorglosigkeit und Vergnügen, in Lust und Ausgelassenheit das Jugendbild eines Glückskindes! Und siehe, auf diesen von Gesundheit und Lebensgefühl strotzenden Jüngling geht nun ein Schauer nach dem anderen nieder, ein Gießen und Strömen, der Goldregen des Genius. „Wie das Becken schwillt! Wie sich jede Schale voll mit Wasser füllt!" — es ist das funkelnde Geistesfluten einer Lyrik von berückender Gewalt oder berauschender Lieblichkeit. Tausend Hände greifen darnach, und keiner spricht mit dem Zauberlehrling: genug davon — immer mehr will man haben, und immer Größeres bringt er zu Tage. Von Minderwertigem und dennoch

Bedeutendem und von unvollendet gebliebenen Dichtungen abgesehen, schafft er in dieser kurzen Zeit den „Götz von Berlichingen“, den „Werther“, den „Faust“ in seinen Hauptstücken, eine unheimliche, nur dem Göttersohne mögliche Produktivität. Mein Drang „vorwärts ist so stark, — schreibt er — daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen.“

Vor ihm erbleichen alle Sterne, welchen Namen sie auch tragen, Goethe gilt bald als der unbestritten größte Dichter der Zeit. Seines Geistes Strahlen dringen überall hin. Sie erhellen selbst die düsteren Räume der Karlsschule, und der fünfzehnjährige Schiller jauchzt vor ihnen auf in seliger Ahnung. Von Nord und Süd kommen die buntesten Schmetterlinge, die gepriesensten Größen zum Licht geflattert; das Haus am Hirschgraben wird Wallfahrtsort, „das neue Jerusalem“, wie Goethe scherzend bemerkt, „wo alle Völker aus- und eingehen, und die Gerechten wohnen.“ Die Frau Rat weiß manchmal nicht, wo ihr der Kopf steht im Sorgen für das Bewirten und Unterbringen der Gäste. Welche Freude für sie, welche Unruhe jedoch für den immer noch an Juristerei denkenden Vater, den Dichtersohn so umhuldigt zu sehen! Der aber schlürft des Ruhmes Feuertrank mit vollen Zügen, ohne dabei Schaden zu nehmen an seiner Seele. „Ich hab schon vielerlei Beifalls-Kränzlein von allerlei Laub und Blumen, die ich wechselsweise aufprobiert und mich vorm Spiegel ausgelacht habe.“ „Unterdessen arbeit ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuteres mit mir anzufangen.“ Nur wundert er sich über nichts mehr, was jetzt an Glück des Lebens über ihn kommen will. Gelassen läßt er es über sich ergehen, daß man ihn zum verlobten Bräutigam des schönsten und reichsten Mädchens in Frankfurt, der entzückenden Lili, macht. Und wie ein Natürliches nimmt er es schließlich hin, daß Weimars junger Herzog Karl August persönlich um seine Freundschaft wirbt, und daß ihm mit 26 Jahren die Aussicht auf die leitende Ministerstellung in einem ansehnlichen Lande eröffnet wird. So fiel

ihm ungesucht alles zu. Wenn er in „Wahrheit und Dichtung“ seinen Aufbruch nach der thüringischen Residenzstadt mit dem Egmontworte andeutet: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch!“ — so ist das ein zutreffendes Symbol für all sein Ergehen in dieser Zeit: des Glückes leuchtendes Gefährt riß ihn mühelos, kampflos, leidlos dahin, aus Licht und Wonne der Gegenwart hinein in den Glanz einer großen Zukunft.

So stellt sich diese Periode dar beim äußerlichen Ueberblicke. Daß sie denn aber doch nicht eitel Wonne gewesen sein kann, sieht man aus den Briefen dieser Jahre 1771—1775. Welch ein wunderbar buntes Gemisch darin: ein Jubeln in Daseinsfreude und Schaffenslust, ein Schwelgen im Genuß der Welt und des eigenen Selbst, ein dithyrambisches Ausmalen von Liebes- und Freundschaftsempfindungen, ein Stammeln in abgerissenen Worten der Verzückung — daneben ein kecker und derber Uebermut, Kopfsprünge des Kobolds, der vor froher Laune sich nicht zu lassen weiß, der aus der Haut fahren möchte, der Gesichter schneidet und mitten in seinem Gekicher und Geschäker aus vollem Glücksgefühl Amen und Halleluja ruft — aber durch dies alles hin stöhnt es dann wieder in Ach und Weh wie aus schwer beunruhigter Seele. Der Vielumschwärmte hat Stunden der Verlassenheit, er erduldet Schmerzen, in denen ihm niemand beistehen kann. So viel Gutes ihn umgiebt, er sieht das Leben um sich manchmal für eine Wüste an, und seine Existenz erscheint ihm dann wie ein öder Fels. „Das seltsame Mittelding zwischen dem reichen Mann und dem armen Lazarus“ nennt er sich und sein Herz bezeichnet er als ein Faß mit hefetrübem Wein. „Jeder muß seinen Kelch austrinken, spür' ich wohl.“ „Ich ahnte in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne Schicksal künftig noch mir zugedacht hat.“ Doch was hat das Leben ihm denn auferlegt, und was hat er zu befürchten? „Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich. Aber ich bin wie ein kleines Kind, weiß Gott.“

Lediglich im Innern liegt und aus seinem Innern kommt, was ihn bedrückt. Er leidet an Weltschmerz! Und der steigert sich bis zur Selbstmordsstimmung. „Hängerliche Gedanken“ suchen ihn heim, und sein Urteil über dieses traurige Gebiet menschlicher Verirrung wird recht bedenklicher Art: „Ich ehre auch solche That und bejammere die Menschheit.“ Wie bedrohlich dieses finstere Phantasiegespenst ihn damals umschattete, hat Goethe aber erst im Alter verraten. Er erzählt in seiner Selbstbiographie, daß er in jenen Jugendjahren mehrmals ernstlich dazu angesetzt habe, sich einen scharf geschliffenen Dolch ins Herz zu bohren. Seine Lebenslust, mehr aber noch seine sittlich-religiöse Selbstachtung bewahrten ihn vor dem Frevel der Selbstzerstörung seines Werther: „Ich befinde mich in einem Stand von Perturbation,“ bekennt einer der Jugendbriefe, — in jener inneren Unordnung — „in der es den Seelen, sagen sie, nicht vorteilhaft ist, aus der Welt zu gehen.“ Was ihn nun in so schauerliche Gedankenkreise hineingeraten ließ, war die zeitweilig wahrhaft beängstigende Fülle des durch Herders Werderuf in ihm Entfesselten. Schiller hat in diesem Alter sein Selbst behaupten müssen wider das feindselig auf ihn eindringende Leben, — bei Goethe waren es nicht eigentlich Feinde: es war das Gigantische seiner überreichen Natur, das flutend, wallend seinem Innern erstieg, immer neue Riesengeister, schaffensmächtig, zukunfskräftig, aber wild, trotzig, ungebärdig, eine naturwüchsige Titanenschar, die er erst seinem Selbst und dessen hohen Zwecken zu unterwerfen hatte. So rollt sich denn auch diese Zeichnung, freilich in ganz anderer Weise wie die des vorigen Kapitels, zu einem gewaltigen jugendlichen Kampfesbilde auf.

Beim flüchtigen Anschauen freilich finden wir manche Erscheinung, die das Gegenteil von allem Titanenhaften ist. Wir sehen den jungen Goethe anfangs mit Vorliebe nach Darmstadt wandern. Dort hatte sein trefflicher Freund Merck, der beißend witzige und scharf kritische Geist, der ihm darin, aber auch nur darin, zu seinem Mephistopheles das Modell wurde,

einen gar wunderlichen Kreis sentimentaler Männer und Frauen um sich vereint. Im Bessunger Walde, wo Herders Braut Karoline Flachsland, Psyche genannt, und die beiden süßlichen Hofdamen Urania und Lila ihre Schäferlieder sangen und mit einem buntbebänderten Lämmlein tändelten, wirbelte um ihn ein Elfentanz weichgemütvoller Seelen, die in schönen Gefühlen, in beständigen Eifersuchts- und Versöhnungsscenen, in herzzerreißendem Abschiednehmen auf wenige Tage und Wochen und in gerührt schluchzendem Wiedersehen bis zur Berauschung schwelgten. Jeder hatte einen der kleinen Felsen inne, auf dem er unter Blumengewinden weltvergessen Elysium träumte und entzückt hinüberäugelte zu den Geistesschwestern und Geistesbrüdern. In dieser närrischen Spielerei einer bleichsüchtigen Empfindsamkeit schien keiner sich so in seinem Element zu fühlen wie Goethe. Ueberselig flötet seine Hymne an Uranien, und dieselben Töne gehen durch des „Pilgers Morgenlied“ an Lila und durch den „Felsweihe-Gesang“ an Psyche:

Wie ihr, euch rings umfassend,
In heil'ger Wonne schwebtet,
Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu
Sich euch versiegelte,
Daß du dem Liebenden,
Stille Sehnenden,
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß!

Dazwischen hinein fällt das Idyll der Wetzlarer Monate mit wieder ganz anderem Inhalt. Es zeigt uns den jungen Dichter mit dem Homer in der Hand, wie er sich draußen in der blühenden und zwitschernden Frühlingspracht ein friedliches Naturdasein schafft, wie er alle Bedürfnisse und Vorurteile der verfeinerten Kultur abstreift, am Wirtshausherd selber sein Essen kocht, mit den einfachen Leuten vertrauten Umgang pflegt, unter schmutzigen Dorfkindern sich als der gute Onkel fühlt und seine Tage zubringt mit freudevollem

Beobachten und unermüdlichem Zeichnen der kleinen Vorgänge des bäuerlichen Lebens. Dann lernt er im Hause des Amtmanns dessen Tochter Lotte Buff kennen, die aber unendlich mehr, als nachher die Lotte in seinem „Werther", ein frisch gesundes, vernünftiges und praktisch gerichtetes Naturkind war, die mütterliche Erzieherin ihrer Geschwisterschar. Sein Inneres gerät in stürmische Unruhe, in leidenschaftlicher Liebesverbundenheit umschwärmt er die Verlobte Kestners. Jetzt scheint der Gewaltmensch zum Vorschein kommen zu wollen. Doch nein, ganz anders wie im Roman bleibt das sonderbare Verhältnis bei alledem Freundschaft. Er reißt das ihm so teuere Wesen nicht an sich, sondern begnügt sich damit, schmachtend der Lotte zu Füßen zu sitzen, mit ihr Bohnen zu schneiden, mit ihr im Haus und Garten zu wirtschaften, mit ihr zu plaudern in Scherz und Ernst und sich mit ihren kleinen Brüdern auf der Erde herumzuwälzen — welch ein harmloser Mensch!

Ein weiterer Akt dieser Periode seines Jugendlebens: Zu Frankfurt sitzt in ihrem einsamen Stübchen die fünfzigjährige Susanne von Klettenberg, weltabgewandt, in ihren religiösen Seelenschatz versunken, dazu kränklich, hinfällig schwach, im baldigen Erlöschen ihres Lebens, — vor ihr an ihrem Nähtisch der vierundzwanzigjährige Jüngling, beschäftigt, ihr Bildnis herzustellen. Dabei liest er ihr aus kirchlichen und erbaulichen Schriften vor. So weilt er oft bei ihr und lange Stunden. Andächtig hört er ihr zu, und sanft klingt seine Rede. Er verheimlicht der frommen Herrnhuterin nicht seine ketzerisch freien Ansichten; aber wie tief auch die Kluft zwischen beiden geworden ist, sie ist doch so genial geistvoll, und er wieder so innig gemütvoll, daß sie sich darüber hin immer wieder zusammenfinden im Deuten der großen Lebens- und Menschheitsgeheimnisse. Das Portrait schickt er dann dem ihr glaubensverwandten Lavater mit der Widmung:

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Woge stritt;
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Umweht von dem Friedenshauche dieses Verkehrs schreibt er seine „Zwo wichtige biblische Fragen“ und seinen damals viel besprochenen und Aufsehen erregenden „Brief des Pastors zu ... an den neuen Pastor zu ...“ Derselbe ist ein origineller Versuch, sich einen freisinnigen Geistlichen seiner Zeit zu konstruieren, indem Goethe seine eigenen Aufklärungs- und Humanitätsideen mit einem Restbestande orthodoxer Erinnerungen und mit gewissen pietistischen Lieblingsmotiven der Klettenberg zu einer Toleranzschrift verschmolz, der man das Motto aus dem Epheserbriefe geben könnte, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen. Wie fern liegen diese Ausführungen von den Bahnen des Faustischen Wissensdurstes! In dem Geständnis menschlichen Stückwerks wie fern von allem selbstgewissen Kraftgefühl! Freilich ein kundiges Auge merkt's dieser theologischen Arbeit denn doch an, daß sie nicht von einem kirchlichen Friedensapostel herrührt, sondern von einem vorwärtsdrängenden Reformer.

Es ist auffallend, wie der freisinnige Goethe in jenen Jahren sich doch so angesprochen fühlte von der warmen Gläubigkeit, sobald diese ihm in geistreichen Menschen entgegentrat. So sein intimer Anschluß an Lavater aus Zürich, der kein Kopfhänger war, um den sich aber als das Haupt aller zu unmittelbarer Gebetsoffenbarung und mystischer Christusvergötterung neigenden Frommen ein geistlicher Heiligenschein breitete: Goethe reist mit ihm umher, er lebt, er schläft mit ihm, und wenn er auch in dem bekannten Worte von dem

Weltkinde inmitten der Propheten über Lavater spöttelt, und wenn er sich auch energisch dessen Bekehrungsversuche verbittet, er fühlt sich doch seelisch fest an ihn gebunden und lange arbeitet er fleißig mit an dessen „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe.“ Auf derselben Rheinfahrt Goethes innige Befreundung mit dem jungen Glaubensphilosophen von Pempelfort, der, ohne orthodox zu sein, doch in seinem Gefühlschristentum wesentlich anderen religiösen Anschauungen huldigte: „Nicht eingeführt, marschalliert, exküsiert, grad'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er!“ — er feiert mit ihm Mysterien tiefer Geistesversenkung in Spinozas Lehre und er fühlt sich so glücklich im Spinozismus, der, allem Sturm und Drang fremd, die leidenschaftslose Uneigennützigkeit zum Lebensprinzip macht; er ist an Jacobis Brust ganz Hingebung, stillseliges Sichselbstvergessen im All der Liebe: „Wohl denen, die Thränen haben!“ ruft er aus.

Was war es, das ihn zu Lavater und Jacobi hinzog? In jenem ersten Begegnungsgruße des Zürichers mit Goethe: „Bist's? — Bin's! unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens“ spricht sich charakteristisch der seelische Magnetismus aus, den damals die eine Größe, ein Neues, ein Zukunftgestaltendes in sich Tragenden gegenseitig verspürten, das einander Zufliegen in ahnungsvoller Berührung der hier und dort verteilten Schaffensatome des Genius. Es ist das bei manchem mit ungeheurer Selbstüberschätzung und mit einer uns oft unbegreiflich erscheinenden Ueberschätzung des anderen verbunden gewesen, und viel exaltiertes Wesen machte sich dabei breit. Aber wie natürlich bei einer Jugend, in der die Nation aus langem Geistesschlafe zu reichem produktivem Leben zu erwachen begann! So liebte auch Goethe in den beiden zunächst die Brüder vom heiligen Orden des Genies. Aber daneben waren es, wie auch bei der Klettenberg, die in ihrer Religiosität sich kund gebenden weichen Töne des Gemütes, die ihm wohl thaten. Und diese Sympathie, in der man wieder so gar nicht den Riesen erkennt, ließ ihn

in seinem sechsundzwanzigsten Jahre einen Briefwechsel eröffnen mit „der teuern Ungenannten“, der nie in seinem Leben ihm zu Gesicht gekommenen jungen Gräfin Auguste von Stolberg, die er auf ihr Dankschreiben für seinen „Werther“ zur Vertrauten all seines Erlebens, vor allem auch der Wonne und des Wehes seiner Liebe zu Lili machte. Ihr, der kirchlich strenggläubigen Christin, erschloß er sein Inneres und unter ihrem Zuspruch fühlte sich seine Seele beglückt. Hier einige Worte an seinen „Schutzengel“, die uns zugleich in den Trubel des verlobten, aber unter dem geistig leeren Treiben der Geldaristokratie so unbehaglich sich fühlenden Dichters, damit auch in den Niedergang dieses Liebesverhältnisses hineinsehen lassen:

Januar 1775: „Meine Teure — ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben. Adieu, gleich den ersten Augenblick! .... Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen diesen zerstückten stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt.“

Februar 1775: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe tiefe Gefühle vorstolperte. Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten,

das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seinem Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten kämpfend und spielend entwickeln lassen will. Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen."

März 1775: „Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! bleiben Sie mir hold — ich wollt, ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! .... Beste, wie können wir einander was von unserm Zustand melden, da der von Stund zu Stund wechselt. Adieu. Halten Sie einen armen Jungen am Herzen. Geb Ihnen der gute Vater im Himmel viel mutige, frohe Stunden, wie ich deren oft hab, und dann laß die Dämmerung kommen thränenvoll und selig. Amen."

August 1775: „Wie soll ich Ihnen nennen das hier! Vor dem stroheingelegten bunten Schreibzeug — da sollten feine Brieschen ausgeschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich alles sagen könnte. Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! — — — — Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will. Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd oder schweifen gegen alle vier Winde. Selig seid ihr verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen."

Tagebuchbrief vom September 1775: „Heut bin ich ruhig, da liegt zwar meist eine Schlang im Grase. Hören Sie, ich hab immer eine Ahndung, Sie werden mich retten aus tiefer Not. — Sie raten nicht, was mich beschäftigt, eine Maske, auf kommenden Dienstag, wo wir Ball haben. Ich komme ge-

schwind gelaufen, Dir zu sagen, was mir drüben in der andern Stube durch den Kopf fuhr: Es hat mich doch kein weiblich Geschöpf so lieb wie Gustgen. Und meine Maske wird eine altdeutsche Tracht, schwarz und gelb, Pumphose, Wämslein, Mantel und Federstutzhut. Ach, wie dank ich Gott, daß er mir diese Puppe auf die paar Tage gegeben hat, wenn's so lang währt. — Heut Nacht neckten mich halb fatale Träume. Heut früh beim Erwachen klangen sie nach. Doch wie ich die Sonne sah, sprang ich mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat mein Herz so freundlich, freundlich, und mir ward's leicht, und eine Zusicherung ward mir, daß noch was aus mir werden sollte. Gutes Muts denn, Gustgen. — Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem, wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getrieben werden? — Lili heut nach Tisch gesehen. Hab kein Wort mit ihr zu reden gehabt, auch nichts geredt! Wär ich das los. O Gustgen, und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib meinem Herzen treu und laß es gehn — es wird — — Dienstag sieben morgens. Im Schwarm! Gustgen! ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande. Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut früh regt sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen. — — — Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir habe in Lyon sticken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld als die Bekanntschaft eines Mannes von Geist, der sich auf eben die Stunde bei mir melden ließ. Schon ist was mißglückt. Mein Perückenmacher hat eine Stunde an mir frisiert, und wie er fort war, riß ich's ein und schickte nach einem andern, auf den ich auch passe. — — Ist der Tag leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Scene an meinem Faust. Vergängelte ein paar Stunden. Verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist. Aß in einer Gesellschaft ein Dutzend guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat. Fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder. Spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Mir

war's in all dem wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer."

Wo sind in diesen Zeilen die Züge des religiös beschaulichen Freundes der Klettenberg, Lavater und Jakobi geblieben? Wo das homerisch gemäßigte Wesen des Wetzlarer Schwärmers? Wo der ätherisch-sentimentale Schäfer aus dem Bessunger Walde? Ein Gepolter, Gedränge und Gewirre — so steht hier sein Leben vor uns — ein Wogen und Wallen und Wühlen. Aus diesem Briefwechsel mit dem sanften Kinde des Glaubens, dem offenbaren Versuche, seine Erregung zu beschwichtigen, redet ein Stück vom Faust, im Flimmern und Leuchten seiner Augen der „Wassersturz ohne Zweck und Ruh." „Der Unruhige", lautet die Unterschrift eines dieser Briefe. Und das ist nicht bloß die Unruhe des zwischen heißer Liebe zu der reizenden Lili und dem Widerwillen gegen die prunkende Vornehmheit ihrer Umgebung, zwischen dem unwiderstehlichen Zauber dieses lieblichen Mädchens und seinem eigenen unüberwindlichen Freiheitssehnen hin und her geworfenen Herzens. Derselbe unstätige Geist wie hier am Ende der Frankfurter Zeit, das Hasten des nirgends befriedigten Sinnes geht durch die ganzen vier Jahre. All die auf den letzten Seiten vorgeführten Scenen bis zurück zu jenem blumenbekränzten Felsen des Darmstädter Haines, sie sind nichts anderes wie Augenblicke des Pausierens, Ruhepunkte zu neuem Atemholen, wobei man aber doch unter der äußerlichen Gelassenheit den Sturm und Drang der Seele deutlich genug verspürt.

Wie er damals oft aus dem einen Thore Frankfurts hinausstürzte und beim entgegengesetzten wieder in die Stadt hineinrannte, irgendwo in einem Gasthause eilig zu Mittag speiste, dann schnell von neuem ins Freie stürmte, weit, weit hinaus, um abends durch das vierte Thor zum Niedersinken müde heimzukehren; wie er ohne Rast und Ruh, ohne Plan und Absicht in die Ferne hinauseilte zu den Freunden hier und dort, überall „der Flüchtling, der Unbehauste", immer

nur vorwärts, schleunigst vorwärts über Stock und Stein, durch Wind und Regen, durch Schlossen und Schnee, so war auch sein ganzes Denken in dieser Zeit ein jagendes Brausewetter. Man nehme des „Wanderers Sturmlied“, diesen Dithyrambus des vom Gewitter durchnäßten Dichters auf den ihn treibenden und durchwärmenden Geistesdrang, einen Halbunsinn, wie Goethe es später selbst charakterisierte, „hingewühlt“ in seelentrunkener Stimmung und trotzdem, ja gerade darum, ein köstliches Stück glühenden und sprühenden Jugendsinnes. Und dazu die Ode „An Schwager Kronos“, keck und toll, nach Form und Inhalt so recht ein Ausdruck jugendlicher Verwegenheit: die Verwünschung des schleichenden Alters, das Verlangen nach einem vollen und rasch sich auslebenden Dasein in der Schilderung einer halsbrecherischen Bergfahrt, wo man sich nicht wundern möchte, wenn sich des Dichters übermütiger Zuruf erfüllt hätte:

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: ein Fürst kommt —
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften!

So lautete der ursprüngliche Schluß. Ja — ein Fürst kommt! Das ist bezeichnend. Mit dem Hochgefühl und mit dem Ungestüm dieses Gedankens fuhr Goethe jetzt durch das deutsche Geistesleben hin: mit der Selbstgewißheit eines reich begabten Jünglingsherzens, das, wahr und tief im Guten wurzelnd, darum an sich und seine Mission glaubt und das, wie sehr es auch da drinnen noch gärt und erst zum Werden sich gestalten will, in sich eine neue große Welt fühlt, deren Auferstehungswehen ihn ruhelos umherhetzen. Ein Fürst kommt, ein Geistesfürst, berechtigt durch die unversiegbar in ihm aufsprudelnde Fülle des Lebens, bestätigt durch den immerwährenden Drang des Geben- und Schaffenmüssens, geweiht durch den Feuerblick des Genius, den untrüglich, heiß und seelenhinreißend in sich empfundenen. Ein Fürst kommt, ein Erneuerer

im Reiche der Kunst und des Lebens, der, gestützt auf die Besitztitel des ihn beseelenden Wahrheitssinnes und kraft der in ihm selbst liegenden Autorität des Fortschritts, die Gewalthaber des Geschmackes auf ihre Legitimität prüfen und über das Abgelebte und Lebenniederhaltende, über Vorurteil und Beschränktheit in der Gesellschaft herfallen wird mit jener jauchzenden Rücksichtslosigkeit, mit der der Frühlingssturm rüttelt an der Winterwelt. Aber der hier mit aller Respektlosigkeit an dem Morschen zu rütteln beginnt, das ist ein wirklicher Frühlingssturm, der tausend Blüten in sich birgt. Nur wer über positiv schöpferisches Seelenvermögen verfügt, darf die Hand an das Alte legen zu kühner, vernichtender Negation. So ist es in der Kunst, in der Religion, im Sozialen und Politischen, überall. Auf diesen Sturm- und Drang-Goethe, diesen nicht aus nachgebeteten Formeln, sondern aus eigenstem produktivem Reichtum heraus negierenden Modernen, berufe sich nicht eine Jugend, der vor all den Nullen in ihrem Kopf der Einer fehlt, und der bei ihrem Herunterzerren des Bestehenden einzig und allein ein erhebliches Maß von Dreistigkeit zu Gebote steht!

In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", dem Organ der Herderschen Ideen unter Mercks Redaktion, nahm der junge Machthaber seinen Aufstieg. Hier schrieb er im dreiundzwanzigsten Jahre, dem Lottejahre, zahlreiche Besprechungen über litterarisch-ästhetische, politisch-soziale und theologisch-religiöse Werke in der Ungeniertheit des kraftgenialen Stiles und voll subjektiver Färbung des Tadels wie des Lobes. Zum Teil benutzte er die fremden Bücher ganz ungescheut dazu, statt auf die betreffenden Schriftsteller einzugehen, der Welt den jungen Doktor Goethe, sein eigenes Denken und Streben vorzustellen. So in der Kritik der „Gedichte von einem polnischen Juden", wo aus dem Nebeldunst dieser nichtssagenden anakreontischen Reimereien plötzlich breit und groß die Gestalt des echten Dichters der Zukunft aufsteigt, der aus tiefen und bedeutenden Herzenserfahrungen schöpfend das Unaussprechliche aussprechen wird: „Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schön-

heit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale.“ Und nun entfaltet der Dichterjüngling der Vision, von dem uns der Kritiker verheißt, daß die Muse ihn „bald aufblühen“ lassen werde, sein Wesen und Erleben. Es sind die Tage von Wetzlar, die hier vor uns stehen, Goethes Streifereien durch die ländliche Stille, seine Bekanntschaft und Freundschaft mit Lotte Buff, deren mütterliches Walten im Geschwisterkreise, sein eigenes Schmachten und Sehnen, sein Verlangen, daß ihm einmal ein solches Mädchen noch frei und ungebunden begegnen möchte. Ach, daß sie dann an sein Herz sänke mit „den goldenen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe.“ Ja dann würden Lieder erklingen, wie sie noch nie in Deutschland gehört wären, doch — „es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit!“

Aber diese Art der Auseinandersetzung mit seiner Zeit genügte ihm bald nicht mehr. Die Rezensionen hören auf, und nun wachsen dafür wie Pilze aus der Erde jene merkwürdigen dramatisierten Polemiken wie Pater Brey, Satyros oder der vergötterte Waldteufel, Bahrdts neueste Offenbarungen, Götter Helden und Wieland, das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Hanswursts Hochzeit. Kunstwert hat das natürlich alles nicht und den soll es ja auch gar nicht haben. Zumeist im Versmaß des Hans Sachs gehalten, sind es Farcen, wie der Dichter sagt, schnurrige Einfälle, in übermütiger Laune über Mittag hingeschrieben, Erzeugnisse des Augenblicks voll Humor und Ironie, „Schand- und Frevelstücke,“ litterarische Büblein, die sich fürchterliche Larven umgebunden haben und keck in die Welt hinausspringen, um mit lärmendem Spott manchen gravitätisch Einherschreitenden am Rock zu zupfen, manchem eingebildeten Narren seine Wichtigthuerei lachend nachzuahmen und träumenden Schwärmern zum Stolpern sich possenhaft vor die Füße zu werfen. Es ist leichtes Material, aber dabei

von gewaltigen Tendenzen. Denn alle diese Kasperlefiguren, diese barocken Gestalten, diese wunderlich ausstaffierten Menschen, Heroen und Phantasieungeheuer waren doch in des jungen Dichters Hand eben so viele Prügel, mit denen er den Propheten und Anhängern der mannigfaltigsten Verkehrtheiten seiner Zeit empfindlich den Rücken bläute. Seichte Aufklärung und sinnlich süßliche Pietisterei, Nüchternheit und Ueberschwenglichkeit, prüde zimperliches und naturalistisch rohes Wesen, unlauteres Ausbeuten unter schwärmerisch-empfindsamer Maske, die weichliche und gemachte Sentimentalität, diese Kinderkrankheit der Genialität, an der er selbst vor gar nicht langer Zeit laboriert hatte, und die verhunzende Modernisierung der Bibel wie der griechischen Antike, kurz und gut alles, was sich ihm als Unwahrheit und Unnatur fühlbar machte, überschüttete er mit seinem Hohn. Nicht überall mehr lassen sich die zeitgeschichtlichen Beziehungen erkennen, manches einzelne kommt deshalb vor uns nicht mehr recht zur Geltung. Wer aber den damaligen Goethe kennen lernen will, muß diese Dinge einmal zur Hand nehmen. Er wird staunen über die Fülle der jugendlich tollen Komik, über diesen frischen Wirklichkeitssinn, über seine unbändige, alles beim richtigen Namen nennende Grobheit, auch über eine burschikose Naturwüchsigkeit, die zuweilen an den Ton der Bierzeitung erinnert. Und er wird bei alledem Gelegenheit haben, hineinzuhorchen in den Vulkan einer Jünglingsseele, in der feurige Lavamassen kochten.

Dieselben waren aber inzwischen längst zum weltdurchleuchtenden Ausbruch gekommen in den beiden großen Oppositionsdichtungen, die, so verschieden sie auch gefärbt sein mögen, doch Glutströme aus dem gleichen inneren Aufruhr sind.

„Lieber Bruder! Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einzigen, ewigen Götz, mit innig bewegter Seele“ — so schrieb viele Jahre später der Generalsuperintendent von Weimar, als er dem Freunde das von ihm zu neuem Druck durchgesehene Manuskript jenes Jugenddramas in die Ministerwohnung hinüberschickte. Wer spräche Herder nicht

dieses Wort nach? Es ist doch was Herrliches um Jugendsinn und Jugendmut und Jugendglaube. Als Bühnenstück genommen, als das es aber ursprünglich gar nicht gedacht war, voller Fehler, ersetzt es, was ihm an dramatischer Geschlossenheit fehlt, durch die Großartigkeit der rhapsodisch aneinander gefügten Einzelscenen, in denen sich Goethes Wunsch aus seinem „Liede eines physiognomischen Zeichners" erfühlte:

O daß die innere Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle.

Diese Fülle der Naturwahrheit in den Bildern des ritterlichen Lebens, der Priesterwirtschaft, des Bauernkrieges, des Zigeunertreibens, des Vehmgerichts. Diese Pracht der Gestalten: Adelheid, das unheimlich schöne, verführerische Weib; Weislingen, der Herzensbrecher, die strahlende ritterliche Erscheinung des doch so schuldigen Mannes, des Dichters Reuegruß an Friederike von Sesenheim; Elisabeth, die treusorgende, kernig biedere Mutter und Frau mit ihren Zügen vom Angesicht der Frau Rat; die gute Maria, diese Dulderin von nonnenhaft lebensuntüchtiger Seelenzartheit und dabei doch wieder von der uns Verehrung abnötigenden Seelenhoheit einer Madonna; das ungeistliche und zum Teil auch so geistlose Volk der Hierarchen mit ihrem Schmarotzeranhang und der in reformatorischem Freiheitsdrange dem Leben sich entgegensehnende Mönch Martin. Viele andere noch, aber vor allem nun er selbst, sein Ritter von Berlichingen, der prinzipielle Feind des Bischofs von Bamberg, wider Willen der Gegner von Kaiser und Reich, aus der alten Zeit erwachsen und eine neue ahnend und vorbereitend.

Da steht er, vom Kopf bis zur Zehe der deutsche Mann. Felsencharakter und Kindesherz zugleich; robuste Energie, die Unerschrockenheit des Helden, und dabei ein so weiches und treues Gemüt; eine Gestalt, vor der die Schlechten zittern, die Schwachen sich schämen und die die Guten, hoch und niedrig,

lieben müssen. Da steht er, der Gerade, Ehrliche, der seinen Vorteil sich nicht erschleichen, erlisten, erheucheln kann, der sich nicht nach dem Gefallen der Mächtigen zurecht zu schneiden vermag; der, was er ist aus Gottes Händen, nicht hineinzwängen will in die verkrüppelnde, verflachende und klein, arm und unbedeutend machende Schablone der Menschen; der sich nicht beugen will, er der Götz, der freie, unabhängige, allein in seinem Gewissen gebundene Geist, vor dem Götzen des verdorbenen und verschrobenen Zeitgeistes. Da steht er, der Thatenfrohe, der so gern zu großem Wirken sich entfalten möchte, dem aber das armselige Leben seiner Gegenwart dazu Raum und Recht nicht geben will. Die eiserne Faust geballt wider Lüge, Niedrigkeit und Ungerechtigkeit, wider die anspruchsvolle Gespreiztheit der hohlen Köpfe, der nichtigen Existenzen, wider Zustände und Einrichtungen, die, im innersten Kerne faul, ihre Daseinsrolle ausgespielt haben, ob sie sich auch als ewig Bestehendes aufspielen, — so erhebt er sich gegen die ganze Welt, nur auf sich angewiesen, der Recke, der sich vor nichts fürchtet, der Selbsthelfer, der, seiner Sache gewiß, für eine bessere Zukunft kämpfen wird, mag er an diesem Kampfe auch selbst zu Grunde gehen. Es steht vor uns im Kostüm des 16. Jahrhunderts der junge Goethe, der in den Rezensionen das Wort niedergeschrieben hatte: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein eigen Herz die kostbarste, unter tausenden haben sie aber kaum zween," und der, bei allem Wandel seines Wesens doch immer dem Bekenntnis treu geblieben ist: „Ein Gott versagte mir die Kunst, die arme Kunst, mich künstlich zu betragen."

In dieser Selbsttreue einer großen Natur steht der Jüngling hier vor uns, bis an die Zähne gewappnet wider eine Gesellschaft, die, vertrocknet, verknöchert, verformelt, ihn durch ein Frankfurter Juristenamt in den unfruchtbaren Schlendrian ihres Mumiendaseins hineinzuzerren sucht. Nein, er will der Goethe bleiben, der Zukunftsmensch, der Mensch voll Geist und Leben! Er will sich seine Individualität nicht schnüren, will sich nicht zur Alltagskreatur zurechtmodeln lassen! Er will

sich nicht abstumpfen lassen zum trägen Behagen an Gegenwart und Umgebung! „Frankfurt bleibt das Nest, spelunca, ein leidig Loch, Gott helfe aus diesem Elend," schrieb der Enkel des Stadtschultheißen nach der Rückkehr aus Straßburg. Manchmal ist's ihm dann freilich so zu Mute, als könne er sich um dieser oder jener lieben Menschen willen mit den Verhältnissen aussöhnen. Aber je mehr der Vater ihn als ein Rad in die nach seinem Dafürhalten nur noch Spreu dreschende Verwaltungsmaschine einzufügen sucht, desto mehr wächst sein Widerwille gegen die veraltete Ordnung der Dinge. Das will sein Vater, der selbst aus Opposition gegen das herrschende Kaufmanns- und Juristenpatriziertum nie ein öffentliches Amt angenommen hatte? Das schmerzt ihn. Er sieht sich überhaupt von des Vaters recht pedantischem Sinn in jeder Weise bedrückt und gequält. O wenn er diese Mutter nicht hätte, die einzig herrliche, die ihm immer wieder einigermaßen Bewegungsfreiheit verschaffte! Aber trotzdem wird ihm hier alles zu eng. Er sieht die Wolken jagen, er möchte nach. Ob nicht der Mensch für ein höheres Leben schon verborgene Körperanlagen in sich habe, die er hier ahnend spürt? Ja fliegen, fliegen! Dem Aar gleich möchte er sich „in den unendlichen Luftraum stürzen, über schauerlichen Abgründen schweben und sich auf einen unzugänglichen Felsen niederlassen." Schöner Traum! Ach, er ist der Adlerjüngling, von dem er damals sang, daß er mit gelähmten Flügeln tieftrauernd am Boden liegen muß, auf dem niedern Fels am Bach:

Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt der Tauber nickend über den Sand gewandelt; der girrt den Innigtrauernden an mit der ganzen Selbstgefälligkeit seiner kleinen Philisterexistenz:

Sei gutes Mutes, Freund!
Hast du zur ruhigen Glückseligkeit
Nicht alles hier?
Kannst du dich nicht des goldnen Zweiges freun,

Der vor des Tages Glut dich schützt?
Kannst du der Abendsonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Brust entgegenheben?

Du wandelst durch der Blumen frischen Tau,
Pflückst aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüsches dir
Gelegne Speise, letzest
Den leichten Durst am Silberquell.
O Freund, das wahre Glück
Ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit
Hat überall genug —

Zur Hölle mit dieser Genügsamkeit! Er hat in dieser satten Fülle nicht genug! Er braucht mehr als Bachesfrieden! Er braucht Menschen, auf die er wirken kann, geistig regsame, ideal gerichtete, tiefempfindende, nach hohen Zielen strebende Menschen, die ihn verstehen, die sich mit ihm herauskämpfen wollen aus Ketten und Druck, aus Schablone und Einerlei, aus der Ohnmacht und Dürre des Jahrhunderts, — nicht diese Taubenzwerge, diese Nützlichkeitskrämer, die sich mit allem zurechtfinden können und die froh sind, wenn sie Futter haben! Er braucht das Anwehen gewaltiger Ideen und eines schöpferischen Odems und dazu in freier Luft ein weites Feld, wo er selbst als Schöpfer walten kann in großer That! Statt dessen sitzt er da oben auf seiner Giebelwarte wie Götz auf seiner einsamen Burg — „so beschränkt als ein Papagei auf der Stange," klagt er der Stolberg. Das frißt an seiner Seele. Das hält er nicht aus! Die engen reichsstädtischen Verhältnisse, das politisch Beengte und Gezwängte, das bürgerlich Unselbständige, das Seelenlose des ganzen deutschen Lebens, die Totenstille der Zeit und der schleppende Gang der Dinge im Reich, das ganze Volksdasein ohne Bewegung, ohne Fortschritte, ohne Resultate — das alles droht ihm den Atem zu rauben. Wohin er sieht, überall im Vaterlande eine jammervolle Aermlichkeit und Erbärmlichkeit der Zustände: eine in=

differente Masse, ausgenutzt und getreten von den Mächtigen, nirgends ein begeisterter Aufschwung; die Fürsten Autokraten, zum größten Teil dumm und eitel oder schwach und in Schwelgerei Zeit und Kraft verprassend, umgeben von gewissenlos sie irre leitenden oder unfähigen und kleinlichen Räten; die Kirche herrschsüchtigen Pfaffen preisgegeben, einem toten Dogma unterworfen, so tot und ihrem wahren Wesen entfremdet wie die Kunst, die in der Nachahmung des Fremden, in Unnatur und Unwahrheit darniederliegt. Und nun gar erst Recht und Gerechtigkeit; ja seine lieben Juristen, diese Auserwählten der Menschheit, diese lebenden römischen Archive, stecken voll staubiger Statuten und Gesetze des Mittelalters, sind stolz auf ihre ewig unveränderlichen Ordnungen, halten sich für die wichtigsten Stützen der Gesellschaft, hüten die Konventionen mit zähem Sinn und haben keine blasse Ahnung von dem Naturrecht, das Gott in die Menschenbrust geschrieben hat; um des Buchstabens willen verüben sie die schändlichsten Ungerechtigkeiten. Er leidet unter dieser Erkenntnis an seiner menschenfreundlich fühlenden Seele. In einer Verteidigungsrede vor Gericht bringt er solche Empfindungen einmal mit glühenden Worten zum Ausdruck. Heftig braust des Dichters und des Menschen Sinn auf. Dafür erhält er einen scharfen offiziellen Verweis, da wirft er ihnen den leidigen Rumpelkram vor die Füße und schwört Fehde der Juristerei und erhebt die eiserne Faust über das starre, steife, unnatürliche Schrankenwesen auf allen Gebieten des Lebens — das ist sein „Götz“. Von dem brauchte man nicht sagen wie von dem Berlichingen: „Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!“ Wurde die im Jugendglanze aufleuchtende Dichtung doch das Feuerzeichen, auf das hin, wie von Zauberers Machtgebot gerufen, die wilde Jagd der Sturm- und Dranggeister von allen Seiten hereinbrach, um im geistigen Leben Deutschlands gründlich aufzuräumen.

Er war zweiundzwanzig Jahre, als er sein Ritterdrama schrieb. Zwei Jahre später entstanden, ebenfalls in wenigen Wochen geschaffen, seine „Leiden des jungen Werther“,

die nachkommende Frucht der Wetzlarer Tage und der Abschluß seiner Lotteschwärmerei. Dieser in Briefform gehaltene Roman ist in seinen durchschlagenden Einflüssen auf Goethes Zeitgenossen nur einer einzigen litterarischen Erscheinung Deutschlands vergleichbar, Luthers Thesen. Das ganze Volk war wie elektrisiert von dem Buche. Von den vornehmsten bis zu den niedrigsten Kreisen, über dem Schloß wie über der Hütte des Handwerkers entlud sich die Wertherstimmung wie ein den gesamten Horizont einnehmendes Gewitter. Das war ein Blitzen und Krachen allüberall, in der Nachahmung der Litteraten wie in der Nacheiferung des Publikums, des lesenden wie des nur durch Hörensagen davon berührten. In allen Seelen zuckte es auf von dem Feuer seiner Dichtung, alles lebte und webte in dieser Gedankenwelt. Ihrem Banne konnte sich auch der Nüchternste nicht entziehen. Was durch diese Zeilen wogte, bald wie ein wunder Seelenschmerz aus grübelndem, unsagbar traurigem Gemüte, bald wie ein wunderbarer Gesang von träumender Lebenshoffnung und anbetendem Entzücken; bald wie ein Brausen der Leidenschaft, stürmend, stürzend, bald wie ein Aufschrei der zum Tode matten Verzweiflung, das empfand man in dunkler Ahnung als ein erstes einigendes Band zwischen Nord und Süd, zwischen Fürst und Unterthan, zwischen den Ständen und Klassen. Denn dieses wühlende und gepreßte Gemütsleben erkannte jeder als des Deutschen ureigensten Geist und heiße Lebensstimmung. Das hatten Tausende, Tausende lange schon in sich herumgetragen, und Goethe hatte es nun auszusprechen verstanden.

Wer den „Werther“ zum erstenmal zur Hand nimmt, thut es in der Erwartung, die Tragödie eines in unglücklicher Liebe sich verzehrenden Jünglings zu finden. Und er findet sie auch. Vor ihm entfaltet sich, hineingezeichnet in die mit Selbstmord abschließenden Herzensqualen seines Wetzlarer Bekannten Jerusalem, die Geschichte des an des Freundes Braut sich klammernden Goethe und der Selbstzerstörungsprozeß, zu dem es hätte kommen müssen, wenn Goethe ein Werther gewesen wäre. Aber bald merkt der Leser, wie unter diesem mit

unerschöpflichem Reichtum der Formen und mit meisterhafter Spannung dargestellten Liebesharme als die eigentliche Seele des Romans etwas viel Größeres, viel Gewaltigeres liegt, als die durch eines Mädchens schöne Augen angerichtete Verwirrung. Werther geht in Wahrheit nicht an seiner Liebe zu Lotte unter, sondern an seinem vergeblichen Lebens- und Bethätigungsdrange. Es ist das gleiche Motiv wie im „Götz“, die Klage über die entsetzliche Schlafsucht des Jahrhunderts, das Bewußtsein, nichts Rechtes wirken zu sollen, nichts werden zu können, nichts sein zu dürfen — nur hier nach einer anderen Richtung auslaufend. Im Drama wurde aus dieser Zeiterfahrung das männliche, trotzig sich auflehnende: Dennoch will ich's und werd ich's! Welt, du widerspenstige, ich will dich zwingen, mir mein Arbeitsfeld zu werden, und du ideallose Leben, du sollst und wirst noch was von meines Geistes Stempel tragen! Das war der unter Sturm und Drang in schöner Gesundheit sich aufrichtende Goethe. Aber diese Flut der selbstbewußten Jugendkraft hat auch ihre Ebbe. Da sinkt die Woge wohl nieder zu der weiblich-passiven Klage: Umsonst! Was hilft alles Streben und Wollen? Du dringst nicht durch, du kommst nicht auf, dein Leben liegt brach, nnd ein unnütz Leben ist ein früher Tod, lieber dann sterben! In solche Stimmung geriet auch unser Dichter oft hinein. Besonders damals zu Ende des Jahres 1773 und im Anfang des nächsten. Da war seine geliebte Schwester Cornelia als Gattin in die Ferne gezogen, sein Freund Merck machte eine große Auslandsreise, auch andere gingen weg, er fühlte sich vereinsamt. Dazu kam, daß er eine seiner Freundinnen vom Rhein, die hübsche und geistvolle Maxe La Roche, die sich eben mit dem dortigen Kaufmann Brentano verheiratet hatte, unter der pedantischen Trockenheit ihres Ehegemahls schwer leiden sah. Dies alles schürte bei Goethe den Seelenschmerz, der in der Zeit lag, und bei der Feinfühligkeit seiner Natur hat er denselben wehevoller und zugleich geistesklarer durchgekostet als die anderen.

Er hatte es empfunden, daß diese Stimmung auch eine Leidenschaft ist, die im Herzen erschreckend schnell um sich

greift und, ehe man es sich versieht, zum Hang wird, so daß man sich mit wahrer Lust am eigenen Jammer hineinbohrt in eine möglichst pessimistische Anschauung der Dinge. Mit der Begierde der Schmerzvermehrung verbeißt man sich in die Widerwärtigkeiten des Tages und saugt sich die Seele voll von Aerger, Verstimmung und Trübsinn und berauscht sich am Gefühl seiner Vereinsamung und seines Leidensgeschickes. In diesem Rausch verzerren sich die Bilder des Lebens. Man sieht nichts mehr unbefangen und richtig an. Man wittert überall Schrecken, wo gar keine sind. Man wird ungerecht gegen die Verhältnisse, argwöhnisch gegen die Menschen, wittert im gut Gemeinten Fallstrick und Verfolgung und schraubt sich selbst dem gegenüber zu falscher Größe hinauf, redet sich hinein in hochmütige und eitle Selbstbewunderung, in verderbliche Selbstverkennung. Die Trunkenheit dieser weltschmerzlichen Stimmung demoralisiert den an sich hochgesinnten Menschen. Sie erfüllt ihn mit Weltverachtung und Eigenliebe, daß er alles von sich stößt, sich auf sein Ich beschränkt, dieses verzärtelt und verweichlicht, wo es dann schließlich ganz weinerlich sentimental wird, thränenselig dahinschleicht, bis in die Ohren eingewickelt in schöne Gefühle, untüchtig für die praktischen Aufgaben des Lebens und empfindlich gegen jeden unfreundlichen Luftzug. Darüber wird der Charakter geschwächt, er verliert die Widerstandskraft, wenn schlimme Versuchungen mit dem Angebot, Entschädigung zu bringen für des Lebens Mißgestalt, sich nahen; er läßt sich, ausgemergelt, wie er nun ist, gar zu leicht fangen von der Sinne tyrannischen Launen, kann sich aus verhängnisvollen Situationen nicht mehr losmachen und taumelt willenlos ins Unglück. So geht ein vielleicht bedeutender Mensch an zerrütteten Nerven und gebrochenem Herzen zu Grunde.

Das ist der Sturm und Drang der krankhaften Lebensverwüstung, den Goethe in seinem „Werther“ mit meisterhaft psychologischer Wahrheit vorführt. Der Roman läßt uns hineinblicken in die Verdüsterung einer unthätigen Gefühlsüberschwenglichkeit und damit in jene unter der Welt des

deutschen Jugendempfindens sich hinziehende Drangsalstiefe, die damals ihren Rachen weit aufgesperrt hielt. Aber auch heute noch, in unserer Zeit des einerseits zwar frisch pulsierenden, andererseits doch aber wieder von der weltschmerzlichen „Dekadence“ angekränkelten Lebens, kann ein junger Mensch in solchen verderblichen Seelenjammer verfallen, wenn er, nach seines Volkes Art gemütvoll angelegt, gegen diese edle, aber in ihrer Einseitigkeit gefährliche Gabe seiner Natur nicht ein Gegengewicht zu gewinnen sucht. Wer zu weltflüchtiger, in sein Innenleben sich einspinnender Richtung neigt und wer unter den Mißgeschicken des Lebens an sich selbst betrauernden Stimmungen leidet, der lese lieber das Buch nicht, bis einmal wackerer Kampf mit der Welt und treue Pflichterfüllung im Beruf ihn zu seelischer Aktivität gestählt haben. Denn in der großen poetischen Schönheit dieses Gemäldes liegt für den noch nicht wehrkräftigen Leser etwas Berückendes. Diese Lektüre kann pathologisch ankränkelnd wirken.

Wer aber schon einigermaßen gefestigt an sie herangeht und sich vor allem auch von dem Schimmer der vorzüglichen Herzenseigenschaften Werthers dessen Charakterschwächen nicht verdecken läßt, der wird vielmehr eine heilkräftige Wirkung der Dichtung verspüren. Er wird, je weiter er die innere Zersetzung verfolgt, sich desto eindringlicher hingewiesen fühlen zu ernster Arbeit und strenger Willenszucht, zu regem Mitthun in des Lebens rauhem, aber wohlthätigem Getriebe, wo man von den Verschrobenheiten einer verliebten Selbstbeschäftigung abgehalten wird, für die herzversäuernden Süßigkeiten der Gefühlsschwelgerei den Geschmack verliert und unter den melancholischen Gespenstern der Einsamkeit nicht zu leiden hat. In diesem Sinne durfte der alte Goethe einem englischen Bischof, der den „Werther“ ein unmoralisches, zum Selbstmord verleitendes Buch nannte, erwidern, er glaube der Menschheit damit vielmehr einen wirklichen Dienst geleistet zu haben. Und für ihn selbst war es eine That der Befreiung. Er war nun alles trübe und müde, alles wehleidige und todessüchtige Wesen los und stand wieder auf seinen Füßen in kräftigster

Lebenslust. Er hatte sich im Dichten des Romans herausgearbeitet aus der Seelenwürgerei jener seit der Abreise aus Wetzlar ihn viel plagenden sentimentalen Freundschaftsliebe zu Lotte Buff, die damals bereits Gattin und Mutter war; und damit auch heraus überhaupt aus jener Gefühlsüberspanntheit, wie wir sie von Darmstadt her kennen. Des Gemütes reich entbundene Kräfte, die mit Ueberschwemmung gedroht hatten, waren nunmehr eingedämmt zu einer zwar bald noch mächtiger aufbrausenden, aber natürlich-gesunden Entfaltung. Er kam sich, als er die Feder weglegte, wie zu einem besseren Leben erstanden vor und um Kopfeslänge gewachsen: ein neuer größerer und lebenstüchtigerer Mensch. Man darf unter den „Werther" wohl das Wort aus seinen „Maximen und Reflexionen" setzen: „Der Irrtum verhält sich gegen das Wahre wie der Schlaf gegen das Wachen; ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende."

Im März 1774 war der Roman fertig. Es ist nebenbei gesagt die Zeit, wo Schiller, fast noch ein Knabe, sein erstes Akademiejahr absolviert hatte, und das Lebensalter, in dem er seine „Kabale und Liebe" vollendet hatte und seinen „Karlos" begann. Aus seiner Leidenspoesie erhob Goethe sich sofort zu riesengewaltigen Gestalten, die ihm zum Teil schon länger vorschwebten: „Mahomet" — „Prometheus" — „Der ewige Jude" — „Faust", von denen nur der letztere zu umfangreicherer Ausführung gedieh und als sein Lebenswerk später zum Abschluß kam, während die anderen Fragmente blieben. In diese zweite Hälfte der Frankfurter Sturm- und Drangperiode, in das 25. und 26. Lebensjahr, fallen noch die Dramen „Clavigo" und „Stella", die beiden Spiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villabella", dann auch die Anfänge des „Egmont", durchaus nicht durchgängig unbedeutende Sachen. Aber sie verschwinden doch völlig gegen die oben genannten Projekte, die uns auf den Höhepunkt seines titanischen Fühlens und Sehnens führen.

Welch eine Welt! Das glühende Herz des jungen Mahomet, voll quellenden Lebens, tief, reich, ahnungsfroh, wie er in der Enge seines Heidentums dem Kinde gleicht, das dunkel seine Glieder fühlt, sie jedoch in der Umschnürung der Windeln nicht rühren kann; wie da der Aufblick zum Himmel, wo die Sterne, der Mond und die Sonne, die Gottheiten seiner kindlichen Anbetung, immer wieder untergehen, ihm die Befreiungsstunde bringt: er breitet in heißem Verlangen erschauender Liebe seine Arme nach dem Erschaffenden aus, nach dem ewig ihm nahebleibenden Gott. Lichtgedanken durchleuchten ihn, und im mächtigen Drange weitet und öffnet sich ihm die Brust. Nachdem er so die Fesseln des ererbten Glaubens und der religiösen Beschränktheit seiner Pflegemutter Halima abgestreift hat, empfängt er unter dem Flehen: „Laß nicht in der Finsternis mich irren mit irrendem Volk! Erlöse du, mein Herr, das Menschengeschlecht, ihre innerste Empfindung sehnt sich nach dir!" die Weihe zum Prophetenberufe. Er wird nun das von den Bergen stürzende, Felsen durchbrechende Wasser, das „Mahomets Gesang", das bedeutendste Stück des Fragments, so herrlich schildert. Sein Weg geht durch sittliche Anfechtungen, aber jünglingsfrisch behauptet sich seine Seele in ihrem Idealismus; verwandte Elemente schließen sich dem kühnen und festen Führerschritt des Reformators an; alles, was unter dem Ungenüge des Heidentums schmachtet, glaubt an seine Sendung: das begeisterte Genie übt eine unwiderstehliche Macht aus und entfaltet um sich Segen in Fülle. Soweit steht er da und wirkt er in der Lauterkeit der sein Inneres beherrschenden Wahrheit. Jetzt stößt der Religionsstifter auf heftigen Widerstand in seinem Stamme, er muß fliehen. Zwar überwindet er seine Gegner, er reinigt die Kaaba, er setzt mit welterobernder Hand seine Lehre überall durch; aber um die Welt zu gewinnen, hat er sich selbst verlieren müssen. Nur durch Trübung seiner Idee und seiner Person in Accommodation, List und Gewaltthat waren die Erfolge möglich. Unter der Rückwirkung der Verkehrtheiten seiner Bekenner ist bei ihm das göttlich

Ursprüngliche und Schöpferische hinter das Irdische zurückgetreten. Das bereitet ihm den Untergang. Während seine Gattin Fatema und sein Jünger Ali die alles Menschliche übersteigenden Mittlerthaten Mahomets feiern:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz —

wird er aus Rache vergiftet. Doch im Tode erhebt er sich und sein Lebenswerk aus des Staubes Entstellung zu hoher Geistesschönheit in dem alliebenden Vater.

Unter der Beschäftigung mit dem Verklärungsbilde Mahomets mußte dem Dichter die Gestalt dessen lebendig werden, der dem Menschengeschlechte wirklich das Evangelium der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit gebracht und der dabei seine Religion der Liebe von dem Weltwesen unvermengt erhalten hatte. Er mußte aber zugleich daran denken, wie auch der Christusglaube im Verlaufe der Kirchengeschichte nicht bewahrt geblieben ist vor Entgeistigung der allerschlimmsten Art. Da packte es den Jüngling, mit zerzausender Hand hineinzufahren in alles Scheinwesen bei Volk und Fürsten und Pfaffen, in alles Unreine und Unwahre unter der strengen Beobachtung der Glaubensformen. Mit unbarmherzigen Geißelhieben wollte er Gericht halten über das Christentum seiner Gegenwart, über eine tagelöhnerhaft niedrige Auffassung des Predigtamtes, über die Armseligkeiten der orthodoxen wie der aufklärerischen Theologie, über das des großen Zuges ermangelnde religiöse Leben in den Gemeinden, aber auch über das verschrobene und pharisäische Treiben derer, die sich in Konventikeln von der Kirche abgesondert hatten. Dazu wählte er nun die Legende vom e w i g e n J u d e n, schuf sich in dem Schuster Ahasverus als Zeitgenossen Jesu ein Original von Hans Sachsens Art, von sokratischer, mit jedermann anbändelnder Disputierlust und von der „Herz-Frömmigkeit“ des Herrnhuters. Der sollte die Jahrhunderte der Kirchengeschichte

durchwandern und deren Erscheinungen in sachlichem Ernste, aber mit parodistisch-launigem Tone kritisieren. Das so Begonnene zeigt in kecken Strichen manche gelungene Satire. Aber nach dem Hauptstück des Fragments zu schließen, hat der Dichter während der Meditation den realistischen Schuster fallen gelassen, weil er ihm für den zunehmenden gewaltigen Gehalt nicht mehr genügte; Christus selbst, der Wiederkehrende, sollte dann wohl die Rolle des ewigen Juden übernehmen. Ob auch der der ganzen Anlage entsprechende burleske Ton beibehalten wird, so hebt sich doch nach der Einführung Christi die Stimmung merklich, die Ideen greifen wuchtiger aus, und das ringende, wühlende Leben Goethescher Empfindung erschließt sich in Worten wie diesen:

O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ich komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe.
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du bebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit, dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal.

Jetzt schreitet das Fragment auf der geistigen Höhe des Mahometentwurfes. Dieser nach der Weise der griechischen Halbgötter gedachte, an der Gottheit nur mehr äußerlich teilnehmende, in seiner Natur und in seinen Sympathien vielmehr mit dem Erdgeschlechte verknüpfte christliche Prometheus, der bei seinem Niedersteigen nach Jahrtausenden zum ersten-

male Golgatha wiedersieht, dort wehmütig seiner einstigen Schmerzenstage gedenkt und sich nun glaubensvoll umschaut nach dem Bestande des mit seinem Blute begründeten Heilswerkes, — dieser Christus, der es in großer Geistesentfaltung und mächtig durchgreifender Seelenerlösung jetzt herrlich vollenden will, das weltumfangende Herz voll Liebeskraft, voll Thatenmut und voll Verlangen, Harmonien hinauszuwirken in die Menschheit, wo sie noch fehlen, und überall in seiner Kirche die brennenden Flammen gewaltig zu schüren, der aber nun bei seiner Wanderung ringsum alles so leblos und geistverlassen findet, bei Katholiken wie bei Protestanten von dem Seinigen keine Spur mehr, nirgends kann er zum Anknüpfen den Faden entdecken, den er „so rein vom Himmel 'rab gesponnen," nirgends das Licht, das er den sterblichen Brüdern gebracht hatte, — der tiefe Seelenschmerz des an das Menschenherz glaubenden und nun so bitter enttäuschten Idealisten, der erkennen muß, daß „man für lauter Kreuz und Christ ihn eben und sein Kreuz vergißt," und daß er umsonst einst gelebt und gelitten hat: das war für den jungen Goethe ein Thema! Was für Geisteskraft konnte er daran versprühen! So allein die am Schluß der Aufzeichnung angekündigte Scene: Christus, nachdem er in die Beschränktheit der pastoralen Gedankenwelt der Zeit erschreckend Einblick gethan hat, ist im Begriff, als Fremdling den Konventssaal eines selbstherrlich über den Glauben des Landes verfügenden Kirchenregiments zu betreten, und was sonst noch an großen Bildern im Schoße des Projektes schlummerte. Und hätte er nicht am Ende eine versöhnende Auflösung suchen und den Riß der wahren Christuskirche zeichnen müssen? Zu dieser ungeheuren Aufgabe reichte aber die Jugendkraft wohl noch nicht aus, und solche positive Schöpfung lag noch nicht in der Richtung seines Jugendsinns. Wahrscheinlich an dieser Unfähigkeit scheiterte seine epische Satire; zugleich an der dem ausgewachsenen Gegenstande überhaupt nicht mehr zusagenden satirischen Behandlung.

Ein anderer Stoff lag ihm bereit und der in der vornehmen dramatischen und rhythmischen Haltung — aber was

für ein Stoff! Prometheus selbst, der Titane, der rauhe, unbändige, aber dabei so hochgesinnte Abkömmling der Götter, der sich, weil er es zu gut mit den Menschen meinte und ihnen im Feuer den Segen der Kultur zugeführt hatte, den Zorn der Gewaltigen zuzog — diese Sagenfigur, die, von den griechischen Dichtern so verschieden aufgefaßt, von Goethe nun eine dem Christusbilde entlehnte Färbung erhielt. Seines Prometheus ganzes Sinnen und Streben gehört den Menschen, die er geformt hat nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das ihm gleich sei. Da stehen sie in seinem Haine, die edlen Thongebilde von des Seelenkünstlers Hand:

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach
Geteilt und ganz in meinen teuren Kindern.

Und in eine der Bildsäulen, in seine Pandora, hat der titanische Meister sein Bestes hineingebildet, seine reichsten Gedanken, seine innigsten Gefühle, was er aus der Sonne Blick an Liebe getrunken, was er je an reinem Himmelsglanz und Friedenswonne in sich empfunden hat, seines Leidens tiefes Erfassen und seines Lebens hohe Freude. Nur eines fehlt ihnen noch. Sie sind noch gebunden durch Leblosigkeit. All diese Schätze sind erst Anlagen, die noch schlummern. „O könnt' ich euch das fühlen geben, was ihr seid!“ Daß doch ihre Herzen ihm entgegenschlügen! Daß seiner Geistesgeschöpfe liebe Lippen ihm reden möchten! Daß sie erst webten und jauchzten um ihn her!

Und solches Leben will Jupiter ihnen nun verleihen, aber unter der Bedingung, daß Prometheus und sein Menschenvolk sich den Göttern unterwerfen. Bei dieser Forderung aus Merkurs Munde braust der Titane in ihm auf in flammender Erregung. Er seine Freiheit weggeben, seine Selbstbestimmung? Und an wen? An diese vermeintlichen Herren hinter den

Wolken, die doch wieder höheren Mächten, den Schicksals- und Lebensgewalten, unterthan sind? Vor diesen außer sich und in sich beschränkten Wesen soll er sich beugen? Was können sie dem Menschen sein? Ja, einst hat er ihnen gedient in des Kindes unwissender Gutmütigkeit, hat willig die Bürde getragen, die sie in feierlichem Ernste auf seine Schultern legten, hat fromm alles von den Göttern erfleht und jede Rettung, jeden Genuß als eine Gabe hingenommen, die von ihnen komme. Aber aus der Dumpfheit erwacht, hat er erkannt, daß der Mensch allein auf sich steht und daß er, je größer er ist, desto mehr auf seine eigene Kraft sich angewiesen sieht:

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Nicht von oben wird der Sieg uns zugetragen in des Lebens Anfechtungen — selbst muß der Mensch seine Brust bewahren. Nicht von außen wird uns zu teil, was wir sind und werden — es schmiedet den Menschen die Zeit durch seines Willens innere That. Wofür soll er diesen Göttern dankbar sein? Ihr Leiten ist nicht Weisheit, sondern Willkür, ihre gerühmte Liebe und Güte ist Gunstgewährung für Knechtessinn — herrschsüchtig sind sie und kalt, selbstgefällig und in allem nur auf ihre Ehre bedacht. Ihre Freude ist es, ein „Wurmgeschlecht“ unter ihren Füßen zu fühlen, und ihr Begehren nur ein kleinliches Geizen nach Opfersteuern. Und die wird er, Prometheus der Titane, ihnen verweigern! Nimmer will er vor ihnen sich beugen! Stolz schleudert er den Himmlischen seine Absage ins Gesicht.*) Gegen ihre selbstsüchtig armselige Majestät richtet er sich auf in seiner uneigennützigen Schöpferfreude, in seinem hingebenden Drang, seine Kreaturen zu bilden und zu beseligen. In diesem den Olympiern abgehenden Liebewirken erhebt sich sein Selbstgefühl zu dem riesengewaltigen Bewußt-

---

*) Dieser massigste und schauerlich schönste Abschnitt des Fragments findet sich als „Prometheus“ unter den Vermischten Gedichten, wo auch „Mahomets Gesang“ und „Der ewige Jude“ stehen.

sein: Ich bin keiner dieser Götter, aber ich bin ihnen gleich — ja ich bin mehr denn sie! Wohl, sie sind ewig — aber bin ich es denn nicht auch? Ich bin die Ausgeburt jenes Lebens, dessen Ende ich nicht sehe und das ohne Anfang ist!

Und dieses Leben offenbart sich ihm nun. Vor dem Auftrotzenden steht Minerva, die Tochter Jupiters. Als solche versucht sie ihn gegen die Götter versöhnlich zu stimmen. Umsonst, doch das stößt sie nicht ab, denn sie ist mehr als nur eine der Himmlischen. Sie darf zu Prometheus sagen: Ich bin dir ewig gegenwärtig. Sie ist die mystische Verkörperung jenes gestaltlosen, unsichtbaren, alles durchflutenden Lebensgeistes, vor dem auch sein titanischer Sinn sich in Verehrung beugt, in dem er ruht als in seinem heiligen Daseinsgrunde, den er beseligt erfährt als die ihn erfüllende und stärkende Macht, und dessen Nahesein und Umihnsein er stets in Minerva empfunden hat. Durch sie empfängt er nun auch das aus des Weltgeists Tiefen quellende Leben, daß er Leben geben kann den hohen Gebilden seiner Künstlerhand. Und siehe, nun weben und jauchzen sie um ihn! In neugeborener Jugendwonne wähnen sie sich göttergleich! Freilich meint Jupiter, das Leben werde sie schon von der Ueberschätzung heilen und sie seinem Fürstenarme schließlich als Knechte unterwerfen. Das erstere wird wohl geschehen, doch letzteres sicherlich nicht. Die Menschen des Prometheus werden niemals zugeben, daß ein von Natur und Welt sich scheidendes Wesen, solch ein über den Wolken thronender Einzelgeist, und nähme er auch den Namen des Christengottes an, sich ihnen als ihr Herr überordne. Sie werden demselben immer wieder in des starken Geistes Selbstgefühl den Glauben kündigen — so klingt es unausgesprochen aus des jungen Dichters Werk uns entgegen. Sie werden niemals eine in des Staubes Beschränktheit denkende und handelnde Gottheit anbeten, und die Qualen, die der Olymp dem Prometheus noch auferlegen wird, werden sie nur bestärken in der Ueberzeugung, daß an dieser überweltlichen Gottesherrlichkeit nichts dran ist. Aber sie werden leben und weben in dem Alleinen, der hier noch das Schicksal heißt, in dem

alles durchdringenden Liebesgeist, aus dem sie stammen, zu dem sie gehen; sie werden mit mächtigem Seelendrang in ihm sich zu vergeistigen, aus ihm sich zu erfüllen suchen, und ihr schönster Gottesdienst wird es sein, in einem von innen heraus sich gestaltenden reinen Menschentum sich einzufügen in seine große Weltenharmonie. Darin unterweist sie nun ihr Bildner Prometheus, in dessen Angesicht sich des Titanen Züge schließlich zu verklären scheinen in die des Menschensohnes.

Das keimkräftige Fragment fiel unvollendet zu den alten Papieren, denn ein neues Projekt, in seinem Hintergrunde noch titanenhafter als das Titanenstück, nahm ihn bereits zu sehr in Anspruch, der Faust: dieser genial überlegene, mit seinem Lebensbestande so unzufriedene Geist in seinem strotzenden, seiner selbst so gewissen Kraftgefühl, der Mann voll fiebernder Sehnsuchtsqual, der seine Seele zum Sprengen der ihn von Leben und Wahrheit absperrenden Schranken anspannt und sie dabei zum ungeheuerlichsten, alles menschliche Maß verachtenden Wollen überspannt. So hat Goethe, unter dem Anhauch seines Prometheus, die Gestalt, die viele geistvolle Partien im Laufe der Jahrzehnte noch bereichert haben, n ihren markigen Grundstrichen schon in jenen Frankfurter Jugendtagen gezeichnet.*)

---

*) Um sich ein Bild von dem Jugendfaust zu machen und in unserer Darstellung nicht manche vertraute Töne zu vermissen, denke man sich als noch nicht der Jugendzeit angehörig weg: die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel. Er fängt erst an mit der Studierstubenscene und geht zunächst nur bis zu Wagners Abgang, bis zu dem Faustworte: „wenn er Regenwürmer findet.“ Dann streiche man sich im Geiste das nun folgende große bedeutsame Stück, enthaltend Fausts Verzweiflung, das Osterbild, den Spaziergang, die Unterredung mit Wagner, die Erscheinung des Mephistopheles, die ganze Verhandlung und den Pakt mit dem Teufel. Der Urfaust hebt erst wieder an in dem Gespräch des Schülers mit Mephistopheles und geht bis zu „deiner Gottähnlichkeit bange“. Von hier setzt er sich fort in Auerbachs Keller. Weg fällt aber wieder die Hexenküche. Die Gretchentragödie ist fast ganz Jugendarbeit mit

Freiheit für sich und Leben für seine Geschöpfe — das war das Begehren des Titanen gewesen. Das ist auch der heiße Wunsch des Professors. Heraus aus dieser rauchigen Enge des Studierzimmers, los von diesem Bann der Flaschen, Instrumente und toten Präparate, Erlösung von der Herrschaft dieses grübelnden Gelehrtentriebes, der ihn hier an modrige Pergamente gekettet hält, daß er sich durch alle Wissensgebiete hindurchplagen, Kraft, Jugend und Lebensglück dem Aufhäufen einer öden Scholastik opfern muß, — für solchen Bücherwurm wie Wagner freilich ein Paradieseszustand, für Fausts Adlerseele aber ein Höllenzustand. Die schreit nach Freiheit: hinaus ins weite Land, in Mondesdämmer und Sonnenglanz, in die frische, gesund machende Gottesnatur, hinein ins reiche, frohe Dasein, in „Lebensfluten und Thatensturm!“ Und weiter: Leben für seine Geschöpfe! Das sind für Faust die Kinder seines denkenden Geistes, seine Erkenntnisse. Wie bleichsüchtig sie sind, vom Staube genährt, eingezwängt von der menschlichen Beschränktheit, trauriges Stückwerk; noch ohne helle Augen, auf die tiefsten Daseinsfragen noch so stumm, tote leere Worte; so geistreich alles ist, doch arm an Seelenkraft; so hoch es über dem Kleinkram jenes trockenen Schleichers steht, doch schließlich auch nicht viel mehr als dürre Herbstesblätter, durch die unerquicklich der Nebelwind fährt, nicht viel mehr als Wagners Schellengeklingel, unfähig, die Menschen zu fördern, ihren Geist zu erleuchten und ihren Sinn zu bessern — o könnte er mit seinen Erkenntnissen eindringen in das, was die Welt im Innersten zusammenhält, in die Geheimnisse des Universums;

Ausnahme der Scene „Wald und Höhle“ und der dortigen Begegnung mit Mephistopheles, von der nur der Schluß (das Bild vom Wassersturz) schon damals entstand. Auch von dem Valentinstück fehlt das meiste. Ferner überschlage man die unterbrechende Walpurgisnacht und den Walpurgisnachtstraum. Die Vorgänge im Kerker stelle man sich noch in Prosa vor, — so hat man, von Ueberarbeitungen abgesehen, das doch schon sehr umfangreiche Frankfurter Manuskript des jungen Goethe, wie es erst 1887 von Erich Schmidt in Dresden aufgefunden worden ist.

könnte er sie tränken aus den verborgenen Brüsten des Lebens mit Licht und Feuer und Kraft! Dann würden sie aus dem Scheinwissen auferstehen zu Wahrheitsaussagen, und, erfüllt von neuen Gefühlen, würden sie ihm aus der Seele quellen frühlingsfrisch und lebensmächtig, Worte, die die Welt durchdringen, Geistesworte, die alle Hörer packen und mit heiliger Gewalt aus ihren Herzen Herzen schaffen!

Aber ist dieser Wunsch denn ein Titanentum? Hier ist doch nichts von des Prometheus Auflehnung wider den Himmel droben? Freilich nicht. Aber solch einen jenseitigen Himmel, der über allen seinen Kräften thront, giebt es für den Denker Faust überhaupt nicht mehr. Ihm ist Gott der Allumfasser, der Allerhalter innerhalb der Welt, dessen unendliche Lebensmächte „harmonisch all das All durchklingen"; der große Geist, der in der wirkenden Natur, in Geburt und Grab, in allem Menschengeschehen, auch in Fausts eigenem Erleben sich webt seiner „Gottheit lebendiges Kleid." So ist Faust in seinem Glauben einer der Menschen aus des Prometheus Hain. Gegen diesen Gott und seine innerweltliche Herrlichkeit sich empören zu wollen in trotziger Absage, wäre Wahnsinn. Denn es wäre Weltverneinung und Selbstverachtung. Und doch kann auch diesem All-Einen gegenüber der Prometheussohn Faust die Natur seines Vaters nicht verleugnen. Ja das titanenhafte Selbstgefühl steigert sich noch in ihm. Sein maßloses Selbstbewußtsein, das sich ihm durch seinen alles Maß des Gewöhnlichen überschreitenden Kräftebesitz gebildet hat, wird zum Widerspruchsgeist gegen jede im Wesen des Menschen liegende Beschränkung. Es ist ihm nicht möglich, sich mit der ihm doch vergönnten übergroßen Fülle zu bescheiden; es ist ihm unerträglich, für sein Streben überhaupt irgend welche Grenzen anerkennen zu sollen. Das treibt ihn zu einem zwar nicht gottfeindlichen, aber gottbedrängenden Gewaltthatsversuche. Im Charakter des Prometheus lag doch immerhin noch ein starker Zug von Demut: so sehr er die Belebung seiner Geschöpfe begehrt — wenn es nicht sein kann, nun gut, dann sollen sie leblos bleiben; schließlich nimmt er das Ersehnte

hin als ein ihm an und für sich nicht Zustehendes, er läßt es sich schenken aus des Weltgeistes Lebensquelle und fühlt sich dafür zu Dank verbunden. Faust dagegen hat beim Beginn des Stückes nicht eine Spur von Demut an sich: er will unbedingt zu dieser Quelle alles Wissens und Vermögens durchdringen!

Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis würde kund.

Also das Erzwingenwollen des Zugangs durch Zauberei! Allerdings übt Faust nicht die schwarze Kunst aus, in der sich nach dem Aberglauben des Mittelalters der Mensch die Geisterwelt mit magischen Mitteln willenlos unterwirft, daß sie ihm knechtisch gehorchen muß. Es ist hier die weniger als Frevel betrachtete weiße Magie: unter Berufung auf heilige, in Geheimlehre überlieferte Zeichen und im Vertrauen auf den mystischen Zusammenhang dieser Zeichen mit jener ersehnten Welt eine Beschwörung mehr geistiger Art, mehr vom Charakter des heißen Gebetsansturmes, ein gieriges Sich-einsaugen des inneren Lebens in die dem Menschen verschlossene Sphäre höchster Erkenntnis und höchsten Vollbringens, — ein seelengewaltig heranzerrendes „Du mußt! du mußt! und kostet es mein Leben!“ Wir denken hierbei an die alchymistischen Experimente, die der junge Goethe nach seiner Rückkehr aus Leipzig zusammen mit seiner Mutter und mit Susanne von Klettenberg betrieben hatte, wo es galt, mittels Retorten und Kolben und unter Anleitung kabbalistischer Schriften „aus dem allgemeinen Geist der Natur ein Universalmittel gegen alle Krankheit,“ auch gegen seinen damaligen leidenden Zustand zu gewinnen. Dieses zur Zeit freilich längst überwundene Treiben gab ihm die Farben für diese Faustscene. Wir denken aber bei derselben noch mehr an die durch Goethes ganze Jugend gehende Klage über seinen Studienbetrieb, daß er es nicht recht zu einem gründlichen Wissen bringen könne; denn statt in mühsamem, schrittweisem Vorwärtsdringen eine

Wissenschaft zu durcharbeiten, habe er immer den Hang, sich die Sache, um die es sich handle, kurzer Hand durch intuitive Gesamtanschauung anzueignen. Dasselbe will nun Faust hier im großen: das dem Sterblichen Unerforschbare, die verborgenste Wahrheit und Lebensfülle, was keine Philosophie, keine Naturforschung und leider auch keine Theologie ihm vermitteln kann, das will er mit unmittelbarem Zugreifen erraffen und in sich hineinreißen. Er will mit Hilfe der Magie einen Zustand ertrotzen, der ihn in physischer, intellektueller und moralischer Beziehung hoch hinaushebt über das armselige Erdengeschlecht, er will zum — Uebermenschen werden.

Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!

Aber mit dieser Empfindung täuscht er sich. Sein titanischer Sturm ins Innere des Universums mißglückt. Dasselbe bleibt, im erhabenen Zeichen des Makrokosmus, vor ihm ein Geheimnis, das er wohl dunkel ahnen, aber nicht erfassen kann, — die Unendlichkeit voll „Wirkungskraft und Samen" geht nicht ein in die Endlichkeit, der Weltgeist erscheint nicht dem menschlichen Einzelgeist. Eine große Demütigung! Statt den zu schauen, der das Weltall im Innersten zusammenhält, muß Faust sich begnügen mit dessen Mantelsaum. Nur was von dem Allumfasser das Weltteilchen Erde erfüllt, nur als Geist dieser Erde umwittert er flammend den Erdensohn. Nur als Erdgeist! Aber liegen für das auch in dem Größten so kleine Menschenherz in der relativen Winzigkeit dieses „nur" nicht schon erdrückende Felsenlasten? Der Erdgeist, dieser ungeheuerliche Inbegriff aller Erdenfreude, alles Erdengenusses, des für den einzelnen undurchkostbaren, aber auch die Ursache alles Erdenschmerzes, dieses millionenfachen Wehes, — der Erdgeist, aus dem alles menschliche Denken, Thun und Erleben herrührt, der alles Schöne, Edle und Hohe unseres Geschlechtes wirkt, aber auch die namenlose Unmasse des Bösen, der Schuld und des Sündenelends kennt und braucht, wer

vermöchte diesem Erdgeiste ins Angesicht zu blicken? „Schreckliches Gesicht! Ich ertrag dich nicht!“ Doch nein, ob er auch zittert und bebt, — angeweht von diesem Riesenhauch der Kraft, spürt seine riesige Kraft eine verwandtschaftliche Berührung, den

> Mut, mich in die Welt zu wagen,
> Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
> Mit Stürmen mich herumzuschlagen
> Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen —

Titanisch richtet sein Selbstbewußtsein sich an der gewaltigen Erscheinung auf: „Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!“

„Bin deinesgleichen!“ Dieser Augenblick war seines Lebens wonnereichster und verhängnisvollster zugleich. Vielerlei wonnige Empfindung bringt das Leben dem Manne im Lernen und Werden, im Erstreben und Erreichen seines Zieles, in Liebe und Freundschaft, in Genuß, Erfolg und Anerkennung. Tausend Dank allen, die uns diese Glücksgefühle bereiten. Aber das höchste Glück kann keines Menschen Hand und Mund uns geben. Das höchste Glück, wenigstens für den hochgesinnten Mann, liegt in den Momenten, wo er im energischen Zusammenfassen alles dessen, was moralisch und geistig in ihm ist, in sich den Schöpfer fühlt, und wo es ihm im Kampf mit sich und der Welt oder in der Arbeit an sich und für die Welt einmal so recht durch die Seele jubelt, so daß er im vollen Aufschrei seines Herzens dem schaffenden Geiste der Erde zuruft: Bin deinesgleichen!! In Lebensfluten, im Thatensturm ein Stück von deiner Kraft, von deinem Willen!! Wer das noch nicht erfahren hat, der hat noch nicht gelebt; und wem einmal so zu Mute ist, der setzt in diesem Augenblick seinen Fuß stolz auf des Lebens Sonnenhöhe. Aber hüte dich, daß der Schritt, mit dem du hinaustrittst auf den Gipfel, dir nicht, indem du ihn überspannest, gleich zum Fehltritt werde, der dich jäh in die Tiefe stürzt! Hüte dich vor der Vermessenheit, in der beseligenden Wahrnehmung dieses Zusammenhangs dich deinem Schöpfer gleich zu wähnen und in der Fülle der Gesichte deine Kreatürlichkeit, dein ewiges Menschbleiben zu über-

sehen! Das Bekenntnis des Uebermenschentums, in das die krafttrunkene, der nüchternen Klarheit ermangelnde Philosophie eines Nietzsche den Jugendgeist unserer Zeit förmlich hineinzüchtet, ist allemal das Geständnis: Ich habe mich überhoben, jetzt stürze ich ab, sei es in Wahnsinn, sei es in Schuld!

Diesen Absturz des Faust darzustellen, ist der Sinn der Gretchentragödie, auf die das Frankfurter Manuskript nun ohne große Unterbrechungen rasch hinausspielt: wie dem Berauschten das „begierig wütend nach dem Abgrund zu" erst nicht bewußt ist, wie er sich vielmehr durchglüht, verjüngt vorkommt, in nie gekannte Glückseligkeit versenkt; wie's dann aber in düstern Ahnungen seiner inneren Lebensabnahme ihn zu durchschwindeln beginnt:

Und Finsternis drängt ringsum bei,
So sieht's in diesem Busen nächtig —

wie Angst und Weh der sich und andere unglücklich machenden Verschuldung ihm das Herz zusammenpreßt, er aber, nun jedes sittlichen Haltes bar, wie ein Unsinniger unaufhaltsam weitergerissen wird, bis der vermeintliche Uebermensch schließlich daliegt in dem ganzen Jammer seiner menschlichen Armseligkeit und sich jetzt vielmehr als den Unmenschen fühlen muß.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" hatte die Erscheinung ihm in der Beschwörung zugedonnert. Dieser ihm faßbare Geist, zu dem der sich überschätzende Faust hinuntergewiesen wird, ist Mephistopheles. Derselbe ist nach der Absicht der Jugenddichtung Goethes noch nicht der Böse oder einer seiner dienstbaren Wesen, noch nicht der Teufel der Volksauffassung und späterer Partien des Dramas, der den Menschen um sein Seelenheil zu betrügen und am Ende in den Höllenrachen zu ziehen trachtet. Vielmehr ist Mephistopheles hier noch eines der Werkzeuge des Erdgeistes, ein menschenartiger Einzelgeist, von diesem dem Faust zu seinem Heile beigesellt. Zunächst einmal zur Ernüchterung in seinem hochfahrenden, alle Wirklichkeit überfliegenden Idealismus. Denn das Wesen des Mephistopheles ist nach Weitbrechts

Darlegung in seinem vorzüglichen Buche „Diesseits von Weimar“ die kalt realistische Lebensbetrachtung, die hinter alle Kulissen geblickt hat und sich keinen Illusionen mehr hingiebt; die Ruhe des überlegenen Geistes, der die Grenzen alles Menschlichen kennt, der das Leben mit seinen Mängeln beurteilt, wie es eben ist und sich darüber nicht mehr aufregt, der vielmehr über das, was dem Idealisten Faust gleich immer am Herzen reißt, in aller Gelassenheit, in beißender, aber schalkhaft humoristischer Satire sich amüsieren kann. In solchen Leuten, „die auch vom Menschen, so wenig als von der Welt im ganzen, mehr verlangen, als er eben thatsächlich im Durchschnitt leistet, die die menschlichen Dummheiten und Schlechtigkeiten als etwas hinnehmen, woran im Grunde auch nicht viel Wesentliches zu ändern sei — gerade in solchen Naturen entwickelt sich leicht jene frivole Laune, die auch die sittlichen Fragen nicht mehr pathetisch nimmt, sogar ihren boshaften Spaß daran findet, das Schlechte und Gemeine im Menschen hervorzulocken und mit verächtlicher Beflissenheit den Finger darauf zu legen: da seht, was ihr im Grunde für Kerle seid! Ihr Menschengesindel, das den Mund immer so voll nimmt von Recht und Gut und Wahr und Schön; die Bestie steckt ja doch in euch und man darf sie nur ein wenig kitzeln, so reckt sie die Tatzen und leckt sich das Maul!“

Und dahin will der Erdgeist, also nach unserer Auffassung das Gotteswalten im Erdgeschehen, den Faust bringen. Dazu bedient er sich des Mephistopheles: der idealistische Titane soll sich der zweiten Seele, die doch auch in seiner Brust wohnt, und damit seiner menschlichen Staubesniedrigkeit bewußt werden, um in schmerzlichen Erfahrungen, im Jammer und Elend seiner Schuld, von seiner Selbstüberhebung geheilt zu werden. Was der tückische Schalk Mephistopheles im Professorenmantel dem jungen Scholasten nachruft, als dieser dessen Stammbucheintrag: Eritis sicut deus, ihr werdet sein wie Gott! schmunzelnd durchliest, - -

Folg nur dem alten Spruch von meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange —

das soll sich an Faust auf seinem Gang durch das Leben in dieses unheimlichen Genossen Begleitung erfüllen. Für den wüsten, roh sinnlichen Lebensgenuß in Auerbachs Keller ist sein Innerstes doch zu groß. Solch geistloses Treiben kann nicht die Oberhand über ihn gewinnen. Dafür hat er nur Verachtung und Spott. Aber in Fausts Liebe zu dem reinen Gretchen feiert der pessimistische Leugner der Menschengröße Mephistopheles an ihm seinen Triumph: Fausts stolzer Geist kommt zum Fall, zum entsetzlich schweren, aber schon nach der damaligen dichterischen Anlage zu einem rettenden, seine geläuterte Weiterentwicklung bewirkenden Fall.

Nehmen wir diese vier Fragmente zusammen, so haben wir darin eine ganze Welt der heißen Gefühle, der stürmischen Gedanken und des auf alle Höhen, in alle Tiefen drängenden Lebensdurstes. Und wer merkte nicht, wie durch diese brausende Welt in den verschiedenen Gestalten er selbst, der junge Goethe, dahineilt „mit Geist- und Feuerschritten“? Wer vernimmt nicht in diesen poetischen Gebilden, ob sie Mahomet oder Christus, ob sie Prometheus oder Faust heißen, im großen und oft auch bis in kleine Züge hinein das pochende Jünglingsherz, wie es uns hier seine verschwiegenste Selbstbeurteilung und seine geheimsten Lebenserwartungen verrät? Dieses Hochgefühl des aus des Ewigen Fülle entströmten Genies, das sich von Inspirationsmächten genährt und zu einem weltumspannenden Wirken berufen weiß. Diese Freude der entfesselten Kraft, der ungeheures Vermögen gegeben ist, ein produktiver Reichtum, der den Geist in herrlicher Freiheit ganz auf sich selbst stellt. Diese Lust, seine Glieder zu recken, seine Seele auszuspannen, jede Einengung zu sprengen und hohnzulachen über alle Versuche, ihn in das Maß des Gewöhnlichen herabdrücken zu wollen. Was aus diesen dichterischen Projekten redet, ist sein eigenes titanisches Selbstvertrauen. Ein unerschütterlicher Glaube an das Schöpferische seiner Persönlichkeit, das Bewußtsein, in sich das Mark und die Heroldsstimme des Führers zu haben, auf die die Menschen hören, und daher das

elementare Bedürfnis, seine Eigenart voll und rein zu entfalten. Die jauchzende Gewißheit, daß, was seine Hände hervorzaubern und was zu bilden sein ganzes Glück ist — des Dichters Glück das höchste Vaterglück! — daß diese Gebilde seiner Kunst in der Welt der Schönheit wie mit messianischem Verlangen ersehnt werden, und daß er damit sein noch so armes Volk zu neuen Stufen des ästhetischen und des geistigen Lebens hinaufführen werde. Aber damit nicht genug. Während der jugendliche Schiller einzig und allein den Ehrgeiz hatte, im dramatischen Schaffen seines Volkes großer Dichter zu werden, greift Goethes vielseitiger Bethätigungsdrang hier noch nach manchem anderen hohen Ziele aus, nach dem Triumphe des Forschers, vor dessen aufgeschlossenen Blicken die Natur daliegt in ihren enträtselten Geheimnissen, und vor allem nach dem Einfluß des Staatsmannes, der mit bestimmender Hand mitarbeitet am Webstuhle der Geschichte. Nicht bloß Dichterruhm, auch die Gelegenheit zu großen Werken praktisch realer Art ersehnt diese junge Seele, schon hier der Antonio neben dem Tasso, — „in Lebensfluten, im Thatensturm!“ Zu allem fühlt er in sich das Können und Sollen und Müssen des universellen, des außerordentlichen Geistes. Daß in dieser titanischen Jünglingsbrust die Ideen des Uebermenschentums aufstiegen, wer will sich darüber wundern? Empfindungen des Sichüberhebens über Zeit und Umgebung, über sein ganzes Geschlecht bedrängen ihn; die Stimmung, sich in seinem Selbstgefühl zu schwindelnden Höhen hinaufzuwirbeln, will ihn übermannen. Da vollbringt er wieder dichtend die That seiner Selbstbefreiung. Wie sein gesunder Sinn sich im „Werther“ von Pessimismus und Leidensseligkeit und sentimentaler Zerwühlung erlöst hatte, so windet er sich im „Faust“ aus dem bedrohenden Hochmut des übermenschlichen, auf die kleine Welt der Erdengeschöpfe verächtlich niederblickenden Herrengefühls siegreich heraus. Goethes „Faust“ und Nietzsches „Zarathustra“ sind Gegenstücke: dort bei Goethe die geistesklare und innerlich sich läuternde Erhebung und hier bei Nietzsche die in Ueberspanntheit und wirren Wahn versinkende Niederlage des ge-

nialen Kraftbewußtseins — beide Auserwählte des Geistes: im Dichter des „Zarathustra“ der Titane, der sich verfinstert zu unsinnigem Ansturm wider das Christentum, im Dichter des „Faust“ der Titane, der durch sein Werk seinen wilden Sinn aufhellt zu harmonischer Empfindung und in derselben seine christliche Vertiefung anstrebt.

Jedem Leser ist es aufgefallen, daß „Faust“ und ebenso auch die anderen Fragmente weit in das religiöse Gebiet hineinreichen. Das spricht von dem ungemeinen Glaubensinteresse des jungen Goethe, das uns in diesem Abschnitt schon wiederholt entgegengetreten ist. Darin steht der Mannheimer Schiller weit hinter Goethe zurück. Schiller lebte in dem gleichen Alter lediglich dem künstlerischen Denken. Wo er Fragen der Religion berührte, geschah es doch ohne besondere Seelenerwärmung für dieselben, womit natürlich nichts gesagt ist gegen die sittlich-ideale Gesinnung Schillers, die ja eine echt christliche war. Aber bei Goethe läßt es sich schwer entscheiden, was ihn in diesen Jünglingsjahren mehr bewegte, die Religion oder die Poesie? Jedenfalls galten sie ihm beide als die edlen Kinder des Genius, die er am liebsten zusammensah, die Goldenhaarige, in deren leuchtenden Augen die Welt sich spiegelt, und die Dunkelgelockte mit dem tiefen sinnenden Blick.

Goethe ist ein Beweis dafür, wie eine Jugendbewegung, welche die geistige Welt einer Zeit zu erneuern, die Mächte der Erstarrung und der Verfälschung zu überwinden sucht, durchaus nicht nötig hat, den Glauben als ihren Widersacher zu bekämpfen. Ja, wie eine auf Leben und Wahrheit dringende Moderne, wenn wirklich der Genius in ihr waltet, sich vielmehr gerade zu der Religion als ihrer natürlichen Bundesgenossin hingezogen fühlen muß. Vielleicht nicht zu ihren Oberschichten, zu dem, was in der kirchlichen Ueberlieferung und in der gesellschaftlichen Anschauung als Religion offen zu Tage tritt. Das ist oft etwas recht Verwittertes, von der theologischen Formelsucht in sandige Oede verwandelt, ein langweiliges Heideland ohne Quellen, ohne Waldesrauschen, ohne heilige Gottessprache und ohne der Pfingsten feurige Zungen.

Darin findet eine frisch aufstrebende Jugend keine Anregung der in ihr drängenden Geister, sondern Lähmung und Seelenermüdung. Doch der Glaube hat seine Untergründe, in die aus Bibel, Kirche und Leben der tiefere Sinn sich hineingewiesen sieht: des Menschendaseins verborgene, in Lust und Schmerz sich ihm offenbarende Welt; die heilige Welt seiner persönlichen Gottesbeziehungen mit ihren Gewissensstimmen und mit ihrem Gemütszuspruch; die Welt der Innerlichkeit, aus der alles herauswächst, was in des Volkes Seele ringt. Da ist Gott, sein reicher großer Geist, sein warmer treibender Odem, formelfrei, fessellos, nicht vermenschlicht und zum Buchstaben vertrocknet, sondern zu fassen und zu fühlen in seiner Liebes- und Lebensfülle. Darum rinnt in dieser Glaubenstiefe der Bronnen alles verjüngender Kraft. Goethe als der Führer der nach Weltverjüngung lechzenden Zeit hat daraus, sehr zum Vorteil vom Sturm und Drang, mit vollen Zügen getrunken.

Aber ist denn dieses titanisch-faustische Wesen wirklich Religiosität? Ist es nicht für ein christliches Empfinden vielmehr Glaubensschädigung und geradezu Irreligiosität? so fragt wohl der gretchenhaft ängstliche Sinn. Was sind denn diese dichterischen Projekte? Eine Verherrlichung des Islam. Aus jüdischem Munde eine Verhöhnung der Kirche, ihrer Einrichtungen und ihrer Diener, eine barocke Behandlung ihrer Glaubensmysterien. Ein poetisch leichtfertiges Spielen mit der Christusgestalt. Frevelhafte Gotteslästerungen. Murren und Angehen wider die göttliche Vorsehung. Kreaturvergötterung, die das endliche Wesen zum Schöpfer macht. Und nun gar im „Faust“ eine vom Aberglauben getrübte, des sittlichen Ernstes ermangelnde Lebensanschauung. Kurz, diese ganze Dichterreligion nicht viel mehr wie ein geistig etwas aufgestutztes Heidentum, ein mit ästhetischen Floskeln verbrämter Atheismus!

Nun, um Goethe gerecht zu werden, muß man den freien Sinn haben, der auch in religiösen Dingen über Aeußerlichkeiten, selbst über Verkehrtheiten im einzelnen und jugendliche Ungeniertheiten hinweg auf den Kern zu greifen imstande ist.

Solche weitherzige Betrachtung, die über den eigenen Horizont hinauszudenken und anderen ihre Art nachzufühlen vermag, wird in jenen Fragmenten ein Glaubensleben, an dem das Herz beteiligt ist, nicht verkennen können. Das ist fürwahr kein Spielen mit der Religion, kein loses Umgehen mit dem Heiligen, auch keine dem Christentum mißgünstige Kritik. Menschliche Entstellungen und Unzulänglichkeiten sind es, die im „Ewigen Juden“ mit vielem gesundem Urteil unter die Lupe genommen werden, ob auch bisweilen unter eine idealistisch überscharfe. Das Göttliche selbst aber wird nirgends angetastet. Wo es so scheint, wie in manchen Strichen des dortigen Christusbildes, sind es nur wieder gläubige Abgeschmacktheiten, wie er sie z. B. an Freund Lavater beobachtet hatte, die damit, in freilich etwas kecker Weise, getroffen werden sollen. Vor Jesus selbst zeigt der junge Goethe die höchste Verehrung. So unsympathisch ihm eine Frömmigkeit war, die, um den Stifter der Religion zu ehren, alles vor ihm und neben ihm verwirft; so gewiß es ihm war, daß schon allen Zeiten ein göttliches Licht geleuchtet hat, — das reine und volle Licht der Gotteserschließung fand er doch im Christentum als der Religion des vergeistigten Menschentums. Aber als Dichter nahm er sich das Recht, von dem, was in der Zeiten Erfüllung gegeben wurde, auch denen schon mitzuteilen, die noch nicht des Menschensohnes Jünger waren. Er sieht in den arabischen Reformer etwas von dem erbarmenden und erlösenden Heilandsgeiste hinein, und selbst der griechische Titane muß sich den höchsten Gedanken öffnen; er wird dem Dichter, wie dann zum Teil auch Faust, die Gestalt, an der er sich zu einer selbständigen Gottesanschauung durchzuarbeiten sucht.

Freilich um sich mit Prometheus, dem Götterverächter, dem Manne des riesengewaltigen Selbstvertrauens, als mit etwas Christlichem zurechtzufinden, dazu gehört denn doch mehr als ein unbefangener Blick. Dazu muß man, in einer gewissen seelischen Verwandtschaft mit dem Kraftjüngling der Sturm- und Drangzeit, selbst einmal in jenem beängstigenden Dilemma gestanden haben, wo der Glaube, der uns von der

Kindheit her so teuer und wert ist, und wovon das Herz nicht lassen kann, ohne sich zu verbluten, uns doch unhaltbar zu werden droht, weil er für das nun mächtig sich dehnende Leben des Jünglings und Mannes, das man doch auch nicht verleugnen kann, zu eng werden will. Das ist der Eindruck, unter dem Goethe damals schwerer gelitten hat, als er es im Alter bei der Abfassung seiner Biographie noch wußte. Und das ist die Empfindung, die auch heute wieder als der stärkste der Zweifelsgründe durch die junge Welt geht: das Christentum sei zu asketisch, auch für das reinste Wollen zu einschränkend; es versage einer gesunden Natur zu sehr den Raum zur Entfaltung und presse den kraftfrohen eigenartigen Geist in die höchstens dem durchschnittlichen und besonders dem weiblichen Empfinden entsprechenden Geistesformen der Frömmigkeit ein; es fordere zu viel demütigen Selbstverzicht und lasse kein markiges Sichfühlen aufkommen; das Christusbild sei viel zu sanft und elegisch, der Grundton des Glaubens zu weich und zu passiver Art, als daß ein stark ausgeprägter Mannessinn sich bei dieser Denkweise heimisch zu fühlen vermöchte, — eine Klage, die allerdings immer auf einer sehr einseitigen Kenntnisnahme von der christlichen Religion beruht. Würde man sich nach der evangelisch wahren Religion Jesu erkundigen, wozu sich heute auf Kanzeln und in Büchern tausendfache Gelegenheit bietet, so würde man staunen über den bei aller Gemütsinnigkeit so unbedingt dem männlichen Geiste entgegenkommenden Charakter des Christentums und über das Bestreben vieler moderner Theologen, das heroisch Starke im Wesen und in der Lehre Christi zur Geltung zu bringen.

Auch Goethe war ja nach dieser Seite nicht ohne Aufklärung geblieben. Wir erinnern an die Einflüsse Herders und des Straßburger Münsters, unter denen dem damals noch pietistisch Gestimmten das Christentum groß und rein als sittlich-humane Macht aufzudämmern begonnen hatte. Aber inzwischen war nun doch das Leben in seiner Natur gewaltig gestiegen. Diese kraftstrotzende Ueberfülle fühlte sich jetzt von zwei Begriffen eingeschraubt, die er auch in dem freisinnigen

Christentum eines Herder viel bedeuten sah, die er sich dann freilich nicht im Herderschen, sondern doch wieder in dem orthodox-pietistischen Sinne seiner Jugendbelehrung auslegte. Das waren die Worte Sünde und Gnade. Alles ist Gnade Gottes! — daraus glaubte er den Zuruf hören zu müssen: du Erdenwurm, du bist nichts und hast nichts zum Leben, kein Können, keine Entscheidung, keine Einsicht; über dir wird dein Geschick bestimmt, außer dir liegt, was dein Dasein gestaltet, was dich zum Werden und Handeln befähigt; von deinem Schöpfer da oben muß dir alles erst gegeben werden, du bist eine leere unproduktive Kreatur. Und dabei fühlt er in sich das Schaffenkönnen! Spürt in sich die ungeheure Kraft und das sonnige Licht! Findet in sich und nimmt aus sich, ja aus sich selbst, aus seinem eigenen und individuellen Wesen, doch alles und jedes! Gewiß hast du etwas in dir — schien ihm auf solchen Einwand die Lehre von der Sünde zu antworten — aber alles, was du bist und hast, taugt nichts; das ist die durch die Adamsschuld verdorbene Menschennatur; von der muß die Gnade dich gerade erst frei machen, wenn du vor Gott und Menschen etwas werden willst. Und dabei kennt er diesen Besitz seines Innern als so wertvoll! Weiß, daß bei allem Verkehrten doch ein heiliges Feuer der Begeisterung für das Hohe und Schöne ihn durchglüht! Sieht sich in einem Reichtum, den er, will er seines Daseins Zwecke erfüllen, vielmehr unbehindert in sich ausleben muß!

Gegen diese Entgöttlichung des Menschen, die des Lebens Ursachen und Wertgehalt in ein weltfernes Wesen hinausverlegt, richtet sich Goethes starkes, sich selbst behauptendes Mannesbewußtsein protestierend auf, während zugleich sein christliches Glaubensbewußtsein, damals an Spinoza genährt, sich nicht minder entschieden an die Gottesliebe klammert, wie sie ihm durch den Philosophen zu einem das Weltleben durchdringenden Sein, zum heiligen Urgrunde alles Lebens zu werden beginnt. Jene negative Tendenz seiner gesunden Menschennatur und diese positive Tendenz seines religiösen Gemütes fließen ihm nun zusammen zu dem Entschluß, sich sein

eigenes, ebenso starkes wie frommes Christentum aufzubauen, und mit diesem Vorhaben wirft er sich hinein in sein Prometheusprojekt. Da entsteht die Riesengestalt, die in den Olympiern die Goethe ungenügend gewordenen Gottesvorstellungen seiner Jugend bekämpft, sie bekämpft mit der Leidenschaftlichkeit des Jünglings, der sich durch sie auf Schritt und Tritt eingeengt, in dem, was sein bestes Gut ist, sich bestritten und behindert fühlt, — sie aber doch zugleich bekämpft mit dem Ernste des Christen, den bei allem Protestieren und Negieren der Drang nach einer die Seele befriedigenden Erfassung der Wahrheit, den das Verlangen leitet, daß ihm Gott lebendig werde.

Ja, man schaue nur näher hin: in diesem Trotz des Titanen ist etwas Heiliges, etwas von dem „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ unseres großen Glaubenshelden. Goethes damaliges Bemühen, „sich ein Christentum zum Privatgebrauch zu bilden,“ ist nicht Ueberhebung und eigenwillige Willkür gewesen, sondern es lag, so sonderbar sich jener Ausdruck auch macht, doch in derselben Linie wie Luthers That. Luther riß sich los von dem Christenglauben seiner Zeit, weil derselbe für sein fortgeschrittenes religiöses Ich nicht mehr Raum bot; er suchte eine Glaubensform, in der seine Individualität sich voll und frei entfalten konnte. Die fand er dann mit Hilfe der Bibel und in der Bibel. Aber nicht die Bibel hatte er gesucht, sondern einen Gott für sein Ich, so wie es nun eben durch Christus geworden war. Und einen Gott für sein Ich, nicht für ein zuchtlos ausschweifendes Begehren, sondern für seine christliche, zwar ungebunden und kühn sich regende, vielfach über die Bibel hinausgewachsene, aber mit sittlicher Energie auf das Gute gerichtete und Edles hervorbringende Persönlichkeit suchte auch Goethe. Was er brauchte, war ein Gott, in dem er bei der frommen Empfindung, alles und jedes von ihm zu nehmen, doch mit ungebrochenem Selbstgefühl alles und jedes zugleich als das Seine, als sein eigenes Wollen, Denken und Schaffen betrachten konnte. Was er brauchte, war eine religiöse Lebensanschauung, in der er, was seine innerste Eigen-

art war, als ein von Gott Gewirktes und Gewolltes in sich hochhalten und in der er zu seinem Gott sagen durfte:

Du bist meinem Geist, was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete,
Und mitgeborne Harmonien
In ihr erklängen aus sich selbst:
Und eine Gottheit sprach,
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich, eine Gottheit spreche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig
Ewig meine Liebe dir!
Es haben meine Kräfte sich entwickelt
Mit jedem Atemzug aus deiner Himmelsluft.

Das ist das Bekenntnis des jungen Goethe zu der weltinnerlichen, sein Leben belebend durchwirkenden göttlichen Ursächlichkeit, wie sie sich dem Prometheus in der mystischen Offenbarung der Minerva erschließt, und wie Faust sie dann, ob auch in partieller Erscheinung, im Erdgeist anschaut. Des Dichters Gotteserkenntnis ist hier auf dem Wege zum christlichen Theismus: zu der das All erfüllenden Weltseele, in die der Mensch durch Hingabe seines Herzens aufgehen muß, um aus ihr geläutert und geweiht sich zu erheben als ihres Schaffens schaffendes Werkzeug. Diese Hingabe Goethes ist aber weit entfernt von der falschen Vertraulichkeit, mit der viele Christen einem recht menschlich klein gedachten Gotte gegenüberstehen. Sein weltdurchflutender Allgeist ist etwas unendlich Großes und Herrliches, so groß und herrlich, daß die Ehrfurcht des Faust sich nicht unterwinden mag, ihn mit einem menschlichen Namen zu benennen und mit menschlichen Worten ihn zu beschreiben. Man soll nicht von ihm reden, man soll nicht in Bekenntnissen ihn aussprechen, man soll

nur selig ihn fühlen, — eine Zurückhaltung, bei der allerdings weder der denkende Geist, noch der religiöse Sinn sich beruhigen werden, die aber doch viel frömmer ist, als jene gläubige Gedankenlosigkeit, die sich über das tiefe Rätselbuch der Gottheit so leichthin und mit einem Unfehlbarkeitsdünkel auszusprechen liebt, als handle es sich um das Notizbuch, das man in der Tasche hat. Ehrfurchtsvolles Verstummen, nicht aus Skepticismus, auch nicht aus Kantischer Resignation, wie dann bei Schiller, sondern aus dem tiefen Gefühl für die Größe seiner Gottnatur ist fortan die Grundstimmung Goethescher Religiosität geblieben. Und dennoch, so unaussprechlich die Gottheit für Goethe ist, so weiß er doch, zwischen diesem Lebensgeist in der Schöpfung und seiner Menschenbrust webt es hin und her, ein beständiges Geben von der einen und ein Nehmen von seiner Seite, ein tiefinnerliches Inspiriertwerden, wo mit segenduftenden Schwingen die höheren Kräfte auf- und niedersteigen und sich die goldnen Eimer reichen. Und beglückt erfährt er darunter sein tägliches Reicherwerden an schaffendem Vermögen, wie er Leben empfangend Leben wirkt.

Freilich eines fehlt noch diesem Gottesglauben der Jugend, ein für die Religion sehr Wichtiges. Minerva wie der Erdgeist sind ja nur poetische Personifikationen. Was sie darstellen, das ist etwas unermeßlich Gewaltiges, aber im Grunde etwas bewußtlos in den Erscheinungen des Lebens Verfließendes. Es ist die Natur, die Goethes naturfrohes Auge zwar überall durchgeistigt sieht, jedoch noch nicht abgeklärt zu dem reinen Geistsein einer in denkendem und wollendem Selbstbewußtsein sich erfassenden Macht. Das Göttliche, zu dem Prometheus wie zu sich selber spricht, vermag nicht zu ihm zu sprechen, wenn das Herz nach tröstender und zurechtweisender Antwort verlangt; und der Allumfasser, der nach Faust die Menschenbrust mit so hochstimmendem Gefühl erfüllt, hat schwerlich Gefühl für seine Menschenkinder. Der junge Goethe ist erst auf dem Wege zum christlichen Theismus. Seine Gottesanschauung bleibt noch im Pantheismus stecken. Es ist daher begreiflich, daß er vor seinem Freunde Kestner in Wetzlar

das Gebet als eine Lüge bezeichnete, als ein sich selbst Belügen. Das scheint der Jüngling zuweilen als eine Entbehrung schmerzlich empfunden zu haben. Aber wie er seinen Faust trotz der für diesen eigentlich tauben Gottheit in erregten Augenblicken beten läßt, so rief auch Goethes Seele, wenn sie in hoher Schwingung war, zuversichtlich in die Geisteswelt hinein. Man lese nur das köstliche Frühlingslied vom Sturm und Drang, seinen „Ganymed", wo der Dichter, voll Verlangen den Lenz in seiner tausendfachen Liebeswonne zu umarmen, sich an den Busen des „allliebenden Vaters" stürzt. Sein Herz wußte eben von Gott doch schon mehr als die langsamer nachfolgende begreifende Vernunft.

Auch in einem anderen Punkte ragte Goethes christliche Sinnesweise über das noch Unvollkommene seiner Gottesvorstellung hinaus. Der pantheistische Gottesbegriff ist in sittlicher Beziehung wertlos, wenn nicht gar schädigend. Bezeichnend dafür ist es, daß Faust in seinem so warm bezeugten Glauben nicht nur keinerlei moralischen Halt findet, sondern daß gerade die Scene des Religionsgesprächs zur sinnlichen Verstrickung der Liebenden führt!

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,

— dann? ja dann bist du damit noch nicht um eine Spur gebessert und gefestigt, denn diese Religion des dunklen Gefühls weiß nur von einer weltbeseelenden Geistes- und Lebenskraft, aber nichts von einer Macht, die zwischen Gut und Böse scheidet; der Gott, der in der Welt aufgeht, richtet sich nicht vor der Welt empor zu jenem heiligen Willen, der als des Menschen innerstes Lebensgesetz sein Gewissen gebietend anredet. Im Gegenteil —

Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,

in dem Gefühle, dem „Herz, Liebe, Gott" alles dasselbe ist, dem das Menschenherz mit dem ganzen Inbegriff seiner Triebe, und was diesen Liebe heißt, göttlich ist, dann hüte dich, daß solch ein mit deinen sinnlichen Reizen vermischter Gott dir nicht

dein Gewissen überschwemme und die Wegweiser darin wegspüle und dein Leben in die Verschuldung reiße. Diese pantheistische Verquickung von Natur und Geist in Gott erzeugt daher in dem wirklich ethisch gerichteten Menschen ein Gefühl des Unbehagens. Und Goethe war ein viel zu gut gegründeter Charakter, um nicht das unheimlich den moralischen Bestand des Menschen Gefährdende solcher sittlich indifferenten Gottheit zu empfinden. Im zwanzigsten Buche von „Dichtung und Wahrheit" kommt er auf Anlaß seines Egmonts in nicht gerade durchsichtigen Sätzen auf seinen jugendlichen Glauben an ein „Dämonisches" im Weltgeschehen, im Naturlauf und besonders im Auftreten einzelner Menschen zu sprechen, ein dämonisch Furchtbares und Unerklärliches, das wie mit zwingender Gewalt, oft zerstörend, verblendend, den Menschen wider Willen weitertreibend, mit den notwendigen Elementen seines Daseins willkürlich zu schalten scheine und eine die moralische Weltordnung durchkreuzende Macht bilde. In dieser Anschauung des Jünglings lagern sich mancherlei Verworrenheiten seines Innern ab, die sich auch in den Briefen jener Sturm- und Drangjahre kund thun: Eindrücke von Trübung und Erschlaffung seines Wesens und von Störung in seiner gesunden Entwicklung, wie es aus seiner pantheistischen Gottesauffassung durch sein Sinnenleben hindurch bedrohlich auf ihn eindrängte — Zustände, die aber sein mannhafter Entschluß, kein Werther, kein Faust, kein Egmont werden, in ihre Verirrungen nicht hineingeraten zu wollen, siegreich durchbrach.*)

*) Goethe verstand offenbar unter dem Dämonischen nicht zu allen Zeiten dasselbe. Später wurde es ihm der Ausdruck für das problematisch Wunderbarliche der göttlichen Vorsehung in der Sendung, Zurüstung und Leitung außerordentlicher Menschen. Nach den Eckermannschen Gesprächen sah er, wie in Napoleon, Friedrich dem Großen, Peter dem Großen, Karl August, Lord Byron, so auch in seinem eigenen Erleben, in dem, was ihn vielfach ganz gegen sein eigenes Vorhaben zu seinem großen Ziele geführt hatte, vor allem auch in seiner engen Dichterfreundschaft mit Schiller, die ihnen beiden zum Heile gereichte, ein dämonisches Walten. Aus der Vermengung der

Der Pantheismus ist ein philosophisch, religiös und ethisch noch nicht ausgereifter Theismus. Er ist der Gottesbegriff, zu dem immer die gebildete Jugend zunächst gelangen wird, wenn sie, wie Goethe hier, mit dem deistisch weltfernen, als menschenartiger Persönlichkeit und in himmlischer Sondergestalt vorgestellten Gott des naiven Glaubens mit Recht zerfallen ist. Aber sie darf dabei nicht stehen bleiben. Viel Wirrsal in der heutigen Moderne rührt daher, daß ihre besten Köpfe noch im pantheistischen Denken befangen sind. Der junge Geist muß, wie es auch Goethe gethan hat, darüber hinausstreben zu der Gotteserkenntnis, in der allein ein Menschenherz, ein Familienleben und ein Staatswesen recht gedeihen können. Unser Dichter ist in der Reife seines Lebens, und damit auch in den späteren Faustpartien, zu dem All-Einen gelangt, der wohl die Welt im Inneren bewegt und der sein Leben in seinen Kreaturen hat, der sich aber von allen Weltwesen in seinem Selbstbewußtsein unterscheidet als ihr Herr und Gott und so in seinen Geistern sich erwirkt sein Gottesreich der rein abgeklärten Humanität.

Ueber den Pantheismus wird man aber hinausgeführt durch die Beobachtung, daß man doch nicht bloß, wie Prometheus annimmt, in sich „mitgeborene Harmonien“ trägt, sondern daß auch in uns als Naturwesen recht schrille Disharmonien erklingen, und daß zwei Seelen in unsrer Brust um unser Leben ringen. Diese Erfahrung der menschlichen Sündhaftigkeit, der sich auch Goethe trotz seiner sehr optimistischen Beurteilung des Menschenwesens nicht hat entziehen können, läßt uns dann in dem innerweltlichen Gott nach einer Macht suchen, die uns erlösen kann. Und damit kommt man zu dem theistischen Gott des Heils und der Gnade, zu dem, was im wahrhaft evangelischen und auch in Herders Sinne Gnade heißt: zu der aus des reinen Geistes ewigem Liebesgrunde aufsteigenden, das Widergeistige in uns überwindenden und

---

jugendlichen Auffassung mit der seines Alters erklären wir uns das Dunkle in jener Stelle von „Dichtung und Wahrheit“.

unser individuelles Wesen vergeistigenden göttlichen Belebung, die Goethe dann als klassischer Meister in seinem Faust, dem immer strebend sich Bemühenden, besonders durch den Prolog, durch die Osterscene und durch den Schluß des zweiten Teiles, so großartig verherrlicht hat. Aber schon in der Jugenddichtung ist Goethes tastendes Durchgreifen nach der erlösenden Gottheit deutlich wahrzunehmen. Läßt er doch seinen Erdgeist, allerdings im Widerspruche zu dessen eigentlicher Natur, eine erzieherisch befreiende Aufgabe an dem vom Uebermenschenwahn Befangenen vollbringen und das durch Mephistopheles. In dieser Gestalt, die der Dichter aus dem Volksaberglauben entnommen hat, liegen also, genau besehen, gerade die Ansätze zum christlich reinen Theismus innerhalb des pantheistischen Jugendwerks.

Bei all dem erregten Sinnenleben der Gretchentragödie geht doch durch dieselbe ein auf das Geistige und Reine zielender Sinn. Das ist charakteristisch für diese Entwicklungsperiode in Goethes Jugendleben. Ja, es war ein Wogen übersprudelnden Lebensbedürfnisses, ein Aufrühren seines Innern bis in die Grundtiefen seiner Natur in rücksichtslosem Rütteln an allen Beschränkungen der Zeit und der Verhältnisse und dabei in tollem Hinleben ohne Ruh und Rast, in Saus und Braus, in extravaganten Kraftstücken übermütiger Jugendlaune. „Ein gottloses Geschwärme“ hat er es genannt und in „Lilis Park“, der poetischen Auflehnung wider den Bann seiner Liebe, schafft er sich für diese Zustände ein sehr bezeichnendes Wort; er schildert sich als den eingefangenen Bären, der, so schwer es ihm wird, doch schließlich ihrem Zauber sich entwinden wird, denn „es wildzt die innere Natur.“ Seinen Höhepunkt erreichte dieses wild gewordene Wesen, als im letzten Sommer (1775) die Grafen Stolberg, die begeisterten Jünger des Hainbundes, mit feuerspeiender Seele und ziemlich kraftgenialer Flegelei ins Haus brachen und den jungen Faustdichter mitrissen auf ihre Schweizerreise, wo es bunt hergegangen sein muß. Aber nach der Rückkehr von dem Gelärme und Gewühle in den Bergen schreibt er der Schwester seiner Freunde, seiner Herzensvertrauten Auguste von Stolberg:

„Engel, manchmal wenn die Not in meinem Herzen die größte ist, ruf ich Dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet und es wird werden! Du wirst Freude an Deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's, die uns aufblasen wird zum Brand; in dieser Not werden wir um uns greifen und brav sein und handeln und gut sein und getrieben werden dahin, wo Ruhe — Duld uns! Gieb uns eine Thräne, einen Händedruck, einen Augenblick an Deinen Knieen. Wische mit Deiner lieben Hand diese Stirn ab. Ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen."

Wer unter den tumultuarischen Empfindungen der jugendlichen Werdezeit so seine Bestimmung im Auge behält, der kann schwimmen. Der hat einen Halt in sich, welcher ihn nicht untergehen läßt im Strudel einer das Gewissen verwirrenden Sinnenlust. Das ist nicht der Faust, der jedes Gelüst bei den Haaren ergriff. Nicht jene zuchtlose Herrenmoral, die das Ueberschreiten der den anderen Sterblichen gesetzten sittlichen Schranken unter die Gerechtsame des Genies zählt. Ein Herrentum strebte der junge Goethe allerdings an, seine vornehme Natur wollte über die Massen hinaus. Aber die Aristokratie, nach der er begehrte, fand er gekennzeichnet in einem Briefe Ulrich von Huttens, in dem der reformatorische Ritter den wahnhaften Edelleuten, die sich, ohne selbst etwas zu sein und zu leisten, in thörichtem Dünkel nur ihrer Abkunft rühmen, die wahrhaften Edelleute gegenüberstellt, denen die Ahnenbilder ihres Geschlechtes als mächtiger Ansporn zu eigenen Thaten dienen und die sich durch Verdienst, Bildung und sittliche Tüchtigkeit jenen persönlichen Adel zu erwerben wissen, der, in gleicher Weise jedem Bürgerlichen zugänglich, einzig und allein zu einem höheren Standesbewußtsein berechtige.

Auf diesen den Geburtsadel weit überragenden Hochadel der Gesinnung war des jungen Reichsstädters und seiner engeren Freunde ganzes Dichten und Trachten gerichtet; durch Veredelung ihrer Persönlichkeit und durch Zunahme an innerem Lebenswerte sich der von Hutten geforderten Geistesritterschaft der Nation einzugliedern, wurde ihr moralisches Credo. So

lag der Zielpunkt seines titanischen Fühlens und Sehnens nicht jenseits von Gut und Böse in einer genialisch lockeren und individualistisch willkürlichen Sittlichkeit, wofür heute viele zerfahrene junge Geister schwärmen, sondern im Bereiche des christlichen Humanismus. Am schönsten hat Goethe das ausgesprochen in jenem Worte an Auguste von Stolberg, in dem er bekennt, daß unter all den konvulsiven Spannungen seiner kleinen närrischen Komposition — wie er dort den Seelenzustand seiner Frankfurter Jahre bezeichnet — doch sein „Innerstes immer und ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt, und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold.“

Sechstes Kapitel.

Des Jugendtraumes Erfüllung.

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen,

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel;
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!

Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück!

Es ist nun noch das Jugendleben unserer Dichter bis zu ihrem 30. Jahre zu überblicken, wo beiderseits wichtige und entscheidende Ereignisse eine in die Augen fallende Grenzlinie ziehen. Zutreffender aber als in den obigen Versen aus Goethes „Künstlers Abendlied“ und Schillers „Spaziergang“ läßt sich die Bedeutung dieser vier Jahre nicht zusammenfassen: es war die Periode der ersehnten Ausweitung ihres Daseins zu großem Wirken und zu reichem Glück und der vollendenden Abklärung ihres Innern, wo nun der junge Mannesgeist zu seinem vollen und reinen Lebensgefühl durchdringt.

Ob sie diese Ausreife zu dem, was sie uns als Menschen

und Dichter geworden sind, auch in Frankfurt, auch in Dresden oder sonstwo im Gedränge der laut und bunt bewegten Welt gefunden hätten? Ob's nicht vielmehr die Führung der Auserwählten war, die sie aus dem großen Leben hierher versetzte in die waldes- und bergesstille Natur, in die damals noch fast ländliche Miniaturresidenz an der Ilm? Wenn man die näheren Umstände von Goethes Uebersiedelung nach Weimar erwägt, was alles hier und dort im Innern und Aeußern diesen Schritt vorbereitet hatte, und was dann doch wieder in ihm und um ihn die Ausführung bis zum letzten Augenblicke zu vereiteln drohte, und wie er, schon auf einer Reise nach Italien begriffen, unterwegs zurückgeholt wurde, so muß man sagen, wie Goethe selbst es angesehen hat, er ist ganz sichtbar von höherer Gewalt in die Thüringer Lande hineingezogen worden. Und dann ein Jahrzehnt später Schiller, der durchaus nicht Goethes wegen hinging, ja der sich von dessen alles erdrückendem Ansehen erst recht belästigt und darunter recht unglücklich fühlte und durchaus wieder wegstrebte, wie der durch Charlotte von Kalb und das merkwürdige Verhältnis ihrer Seelenfreundschaft förmlich gebannt und wie mit zwingender Hand in Weimar festgehalten wurde — wer müßte da nicht zu dem Schluß kommen: es sollte offenbar so sein, dieser Boden war für sie beide ausersehen! Draußen im Leben hatte ihr Charakter sich gebildet, hatte ihr Genius sich entfaltet, und eine reiche Welt durchwogte ihre Brust. Jetzt brauchten sie die seelische Berührung jenes Lebens, das so erquickend und so rein aus tausend Bergesbächen sprudelt und das von tannenduftigen Höhen und aus der Buchen rauschendem Geflüster so kräftig und doch so beruhigend herniederweht: es rief der Geist sie hierher, und gerade hierher nach Thüringen, in seines Haines weihevollen Frieden.

O deutsches Land, du hast so viele Gegenden von großer Schönheit der Natur, ja manches, was viel gewaltiger, viel prächtiger ist als jener anmutige Erdenwinkel zwischen der Saale und der Werra Strand. Du hast deine herrlichen

Inseln, deine Gestade, die des Meeres Wogen brausend umspühlen. Du hast deine Seen, vom neigenden Schilf umstanden oder in die Felsen malerisch gebettet, da in des Wassers Tiefen der blaue Himmel träumt. Deine Ströme, die dahinziehen durch lachende Gefilde oder vorbei an romantischen Bergeslehnen, von denen Schlösser und Burgen oder der Rebe grünes Geranke die Eilenden freundlich grüßen. Deine ragenden Gebirge mit ihren schauerlichen Klüften und mit ihren rauhen Zacken, wo man zu den Wolken steigt, deine Alpen, deinen Schwarzwald, deinen Harz oder wie sie sonst heißen, die hohen Warten in Ost und West: überall bist du vom Schöpfer reich geschmückt, mein Vaterland. Aber einzig schön, das Erhabene mit dem Lieblichen paarend, bist du in dem Lande deiner Mitte, da wo der Freiheit stolzes Bild, wo mit ihrem Zauberblick die Wartburg thront; wo von den sammetgrünen Waldwiesen rings um den Inselberg melodisch die Herdenglocken ertönen; wo Oberhof durch der Forsten würziges Labyrinth seine luftigen Straßen wie Arme der Liebe nach dem Wanderer ausstreckt; wo aus den schweigenden Wipfeln von Ilmenau der Kickelhahn lugt, und im Mondesdämmer geheimnisvolle Mähr den Lauschenden umfängt; wo über der traulichen Rudolstadt, des reizenden Schwarzburgs sinniger Schwester, ein seliges Lied von tiefem treuem Empfinden webt; wo im lieben Jena, dem jugendfrohen, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit verklärend sich über das deutsche Geistesleben breitet; und wo sich um diese ganze poesievolle Bergeswelt mit Weimar, Erfurt, Gotha, mit Eisenach, Meiningen und Koburg ein Kranz schlingt, der in der Zierde seiner vom thüringer Naturgemüt inspirierten Anlagen an sich selbst die köstlichste Poesie ist.

Was Thüringen diesen einzigartigen Reiz verleiht? Es ist eben Deutschlands Herz! Erstehen aber dem Kopfe die großen Gedanken; sind, daß er die Waffen führe, daß er erwerbend um sich greife und Gewaltiges vollbringe, dem Menschen die Arme gegeben, so entspringt im Herzen der Sinn fürs Schöne. Da singt und jubelt die Liebe, da wächst des

Glaubens festwurzelnde Kraft, da wird die Begeisterung geboren, die in Zungen redet. Siehe, wie sie lodern des Kandelabers steinerne Flammen, wo zwischen Friedrichroda und Georgenthal das Gebirge seine Pforte erschließt! Das Sinnbild hat recht. Ein Hauch ewiger Pfingsten zieht durch diese tiefen Wälder, diese frischen Thäler. Der läßt sie nicht alt werden die glücklichen Bewohner des Landes; es leuchten ihre Augen von Herzensjugend und von der Freundschaft, die nie aufhört. Der läßt ihrer Söhne Brust erglühen, daß sie ihrem Volke zu Propheten wurden, die, wie sie mit reformatorischer That ihm sein Sehnen deuteten, so auch für den neuen Lebensinhalt ihm erst die herrliche Sprache schufen. Andere wieder hat er entflammt zu hohem künstlerischem Gefühl und zu Meistern des Spieles, deren Töne die Welt durchfluten. Und was von außen hereintritt in dieser Berge wunderbaren Bereich und unter diesem Stamme heimisch wird, das hat von den Minnesängern an bis heute für das Höchste, was dichtend und denkend, was glaubend und hoffend das Leben bewegt, hier erst den rechten Ausdruck, die große und freie Entfaltung gefunden. Ja Thüringen — dazu hat ein Gott es erkoren — ist Deutschlands heiliger Wald! Wer aus der Städte Qualm entflohen, dahinwandelt unter seinen lieb und lind ihn umfangenden Aesten, dem faßt etwas die Seele an wie der Wunsch, hier immer bleiben, leben und wirken zu dürfen, daß er mit Herders Gattin sprechen muß:

Ich wollt', ich wär' eine Ficht',
Gen Himmel aufgericht!
Hernieden wollt' ich wehen
Nur himmlische Ideen. —

Darum mußte Thüringen Goethes und Schillers Heimat werden, als für sie die Zeit erfüllet war zur mannesreifen Verkündigung ihres dichterischen Humanitätsevangeliums. Die seelische Atmosphäre, die ihnen hier aus Land und Leuten entgegenkam, hat wesentlich, und wohl nicht weniger als die Beschäftigung mit der Antike, ihre klassische Vollendung

bewirkt. Das gilt auch für Schiller und nicht nur für den auf Natureinflüsse ganz besonders gestimmten Dichter des „Faust“.

Freilich der günstige Boden allein genügt nicht; was wachsen soll, braucht auch Sonnenschein. Wirklich Abgeklärtes und Harmonisches läßt sich nur erwarten, wo der schaffende Geist getragen wird von der verständnisvollen Anerkennung der Besten, und die Gunst der Großen bringt wohl viel zur Reife, was im Schatten nicht gedeiht. Diese Sonne der Geister aber ist nicht eine in ihrer Macht unendlich über alles erhaben sich fühlende Majestät, die sich in das Bewußtsein, daß alle ihre Thaten Gnadenthaten seien, hineingewöhnt hat und die sich nun auch einmal zu dem an sich nur gering taxierten Vertreter des geistigen Lebens gnädig herniederneigen zu müssen glaubt. Solche Almosen der Herablassung verschmäht das Genie; und für den wahren Idealisten hat die Laune der Gewaltigen, die gleich dem Wetter rasch umschlägt, wenn etwas ihrer mimosenhaften Selbstgefälligkeit zu nahe zu treten wagt, keinerlei Anziehungskraft. Stolz spricht er mit Posa:

Ich kann nicht Fürstendiener sein!

Anders, wenn der, dem das Scepter verliehen ist im Reiche der Welt, als groß und frei denkender Mensch ein Auge hat für die Hoheit derer, denen es bestimmt ist, zu herrschen im Reiche des Geistes; wenn er, mit seines Volkes Propheten, Denkern und Dichtern durch den inneren Zug der Seele verbunden, es als eine seiner heiligsten Regentenpflichten betrachtet, ihnen mit seines starken Armes Schutz und Förderung die Möglichkeit zu geben, daß sie werden und wirken können, wozu sie berufen sind. Darin ist das kleine Thüringen von der Vorsehung wieder ganz besonders gesegnet worden, daß es, bis in die Tage der Gegenwart hinein, oftmals wahrhaft erlauchte Gebieter besessen hat, die zu ihres Landes und der Menschheit Wohl über unseren bedeutendsten Geistern die Sonne einer treuen Herzensgunst scheinen ließen. Sie thaten es mit hohem, selbstlosem Sinne: freie Männer, nicht gefügige Werk-

zeuge ihrer Laune wollten sie um sich scharen — da wurden aus Idealisten, die keine Fesseln dulden, ihnen hingebende Freunde, mächtige Helfer, denn

für den Edlen ist kein schöner Glück,
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Wir wissen, wem Goethe mit diesem Ausspruche seines Tasso gehuldigt hat. Unsterblich klingen sie fort all die Worte voll Poesie und tiefer Empfindung, durch die hier der Dichter an der Gestalt des Alphons von Ferrara und seiner Umgebung die Herrlichkeit des Weimarer Musenhofes feiert; diesen Sammelpunkt von so vielen geistreichen Frauen und Männern, wie noch nie in einer kleinen Residenz zusammen gewesen waren, und fast alle in der Blüte ihrer Jahre; diese Fülle des feinsinnigen, dem Schönen zugewandten Lebens, das die Parkgärten von Belvedere, von Tiefurt und Ettersburg erfüllte und darin der Dichtung hohe Feste, die Tage der von einem Odem griechischen Geistes verklärten Lust beging; mitten aber in dieser ideal- und kunstfrohen Jugendwelt der Humanist im Fürstenmantel, sein großgesinnter Mäcen Karl August. Bewegt erklärt ihnen Goethe durch Tassos Mund die Triebfedern seines nunmehrigen klassischen Schaffens. Und wenn das Folgende auch nicht gerade in diesem Umfang und mit diesem Nachdruck auf Schiller zutrifft, der ja dem Herzog wie überhaupt dem Hofe persönlich ferner blieb, so ist doch auch bei ihm das Gefühl, im Geistesstaate Karl Augusts zu atmen, ein seine Meisterwerke wohlthätig fördernder Umstand geworden, so daß er denn doch im wesentlichen mit einstimmen durfte in Goethes Bekenntnis:

An euch nur dacht' ich, wenn ich sann und schrieb;
Euch zu gefallen war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen war mein letzter Zweck.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier spricht Erfahrung, Wissenschaft, Geschmack.
Ja, Welt und Nachwelt seh ich vor mir stehn.

Die Menge macht den Künstler irr' und scheu.
Nur wer euch ähnlich ist, versteht und fühlt,
Nur der allein soll richten und belohnen.
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn; denn euch gehört es zu.

Aber bei dem Versuche, aus dem „Tasso" die Weimarischen Verhältnisse herauszulesen, muß man doch vorsichtig sein. Einmal ist der italienische Dichter des Stückes bei mannigfacher innerer Berührung mit Goethe doch durchaus nicht Goethe selbst, wie wir später noch sehen werden. Und auch Alphons ist nicht ohne weiteres Karl August. Vieles, was der Antonio des Dramas begeistert an dem politischen Papste Gregor rühmt, muß man dem Bilde des Alphons zusetzen, um die Wesensähnlichkeit mit dem Herzog von Weimar herzustellen. Denn bei all seinen geistigen Interessen war dieser gleich seinem Großoheim Friedrich II. von Preußen doch ein vorwiegend praktischer Kopf und in noch viel höherem Grade als der Fürst von Ferrara ein ausgezeichnetes Herrschertalent. Als Staatsmann unternehmungsmutig und von kraftvoll durchgreifender Art, dazu mit weitem Blick begabt, wurde er zum energischen Vertreter der ersten deutschen Einigungsbestrebungen. Andererseits muß man sich aber die marmorne Glätte und Ruhe aus Alphons Wesen wegdenken. Zwar war auch Karl August ein mild und edel gesinnter und vornehm handelnder Charakter, von dem man mit Tasso sagen durfte, daß es leicht wäre, ihm zu gehorchen, da er, indem er gebot, zugleich überzeugte durch das menschlich Freie und volkstümlich Wohlwollende seiner Regierungsthaten. Dagegen hat Anna Amalias Sohn auch in der Zeit seiner männlichen Vollendung nie die äußere Vornehmheit des feinen aristokratischen Auftretens besessen, auch nie dieselbe für erstrebenswert gehalten; wie ja auch seine vorzügliche Mutter, der Stern des Weimarer Musenhofes, der Etikette sich abhold zeigte und ungezwungene Natürlichkeit um sich liebte, die selbst derbe Töne anschlagen durfte, wenn sie nur von einem reinen und edlen Sinne beseelt war.

Fremd war Karl August vor allem jene vornehme Ge-

messenheit des Alphons, die, wie sie selber keinerlei innere Aufregung kennt, so auch kein erregtes Empfinden um sich duldet, die weltmännische Scheu vor allem, was das gesellschaftliche Gleichmaß beeinträchtigen könnte. Dazu hatte der junge Fürst viel zu viel Feuer in seinem Blute, die kostbare und dabei so gefährliche Mitgabe aller bedeutenden Menschen. Das schafft Großes. Das lodert auf und fragt in göttlicher Rücksichtslosigkeit nicht darnach, ob die Menschen Flammen vertragen können, und ob wohl auch einmal die Eintracht dadurch gestört werde. Aber das kann auch, nicht recht bewacht, Brandschäden erzeugen, die das eigene und anderer Leben verletzen, wenn eine Leidenschaft im Menschen die Flammen treibt. Und Karl August hatte eine Leidenschaft. Es wühlte etwas in ihm, was seiner Seele ein wirkliches Leiden schaffte: für das, was er vermocht hätte, war der Thron seiner Väter zu klein, es war das ererbte Land zu eng für die Bethätigung seines gigantischen Wollens! — das gleiche Weh, wie beim Frankfurter Goethe, daher auch die mächtige gegenseitige Anziehung beider. Goethe wurde davon erlöst, denn hier in Thüringen fand er die seinen Kräften und Neigungen voll entsprechende Wirksamkeit. Der Fürst aber hat sein Geschick tragen müssen. Er trug es mit Würde und Vernunft, er wandte es zum Guten, indem er, was er politisch nicht konnte, im Geistigen vollbrachte: sein Weimar wurde die Hauptstadt Deutschlands. Von Weimar und Jena ging unter seines Scepters Walten das ideale Leben aus, von dem die ganze deutsche Welt sich nährte. Aber ein stiller Schmerz blieb diese Einschränkung ihm denn doch. Der hinderte ihn, so prächtig sich auch sein Charakterbild gestaltete, je den Grad von innerer Harmonie zu erreichen, der seinem Dichterfreunde beschieden war. Und aus diesem verborgenen Herde des ungestillten Sehnens, des drängenden Verlangens brannten in seinem begeisterungsvollen, so menschlich schönen Fürstenleben denn doch immer wieder mal trübere Flammen auf, die mehr an den Scythenkönig Thoas in der „Iphigenie“, als an den klassischen Herzog Alphons im „Tasso“ erinnern. Ehe nun aber der sittliche Wille hierin

die Zügelung lernte, äußerte sich solche überschüssige Kraft als wilde Ungebundenheit, als tollkühnes Drauflosrennen ohne Sinn und Bedacht, als selbstherrlich trotziger Starrsinn; und was sich später aus dem so gesunden Kerne seines Herzens heraus läuterte und adelte, das war, als Karl August mit achtzehn Jahren die Regierung antrat, noch der elementare Impuls für ein oft recht selbstsüchtiges und auch sinnlich rohes Triebleben.

Nicht ohne ernstliche Besorgnis fragte man sich im Lande, was nun werden sollte, als dieser bedrohliche Jüngling 1775 die Gewalt in die Hände bekam. Auch die fürstliche Mutter, die so lange mit Weisheit und Treue regiert hatte, blickte unruhig in die Zukunft. Und fünf Jahre später (1780) — es ist die Zeit, wo Goethe seinen „Tasso" begann und die oben citierten Worte der Huldigung schrieb — war das Land tief beglückt über seines jungen Herzogs bereits so herrliche und noch viel Herrlicheres versprechende Entwicklung. Was er inzwischen geworden war, das ist fast ausschließlich Goethes Werk gewesen! Den menschlich bildenden Einfluß, den im „Tasso" der Fürst auf den Dichter ausübt, hat im Leben der Dichter auf seinen Fürsten gehabt! Wie hätte das auch anders sein können? Hören wir, wie Anna Amalias Freund Wieland, der als Erzieher Karl Augusts an den Hof berufen war, aber an ihm so gut wie nichts ausgerichtet hatte, in edler Neidlosigkeit das Erscheinen des noch nicht siebenundzwanzigjährigen Goethe in Weimar schildert:

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig daher!
Und die niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,

Der unzerdrückt von ihrer Last
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunklen schliefen?
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück.
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein;
Nahm unsre Herzen in jeder ein.

So Wieland. Vielen allerdings, draußen im Reich und in Weimar selbst, wollte die Gestalt, die der Zauberer zunächst annahm, ganz und gar nicht zusagen. Man sah ihn mit dem jungen Herzog, statt diesen zum Einleben in den eben überkommenen Beruf anzuhalten, vergnügungsfroh umherstreifen und in allerlei tollen Dingen wildlustige Kurzweil treiben. Da war man sich darüber klar, daß Karl August seinen Mephistopheles gefunden habe, der ihn ins Verderben stürzen werde. Aber konnte denn Goethe anders handeln? Der tiefe Blick seiner Menschenkenntnis ließ ihm doch keinen Zweifel darüber, daß der Fürst, als er ihn mit umklammerndem Begehren in seine Nähe zog, in ihm vorläufig mal nur den poetischen Herold des gegen alle Fesseln sich aufbäumenden Lebensgefühles liebte, dessen deckende Autorität ihm in Weimar zu

einer freien Bewegung nach seinem Wohlgefallen verhelfen sollte. Da hätte er alles verdorben, wenn er ihm, wie Wieland es gethan hatte, in der moralischen Ueberlegenheit des Mentors hätte gegenübertreten wollen. Sollte er den in gärendem Drange überschäumenden Jüngling aus der Dumpfheit seiner Empfindung und aus dem bei so lauteren Absichten doch noch ganz ungeschlachten Wesen herausbringen, so mußte er erst einmal auf dessen Zustände, ob er selbst auch, wenigstens über das Tollste, bereits hinaus war, als teilnehmender Kamerad eingehen und auf der gleichen Bahn jugendfrohen und jugendwilden Lebensgenusses neben ihm herstürmen. Und Jugenddrang war immerhin noch genug in Goethe, um ihn den zum Mitmachen nötigen Geschmack an solchem Brauseleben finden zu lassen. Nur so also ließ sich des Herzogs vertrauensvoller Herzensaufschluß und damit allmählich die freundschaftliche Leitung über ihn gewinnen. Etwa zwei Jahre währte dieses ausgelassene Genietreiben. Als Goethe dann Karl Augusts sicher war, hörte das wüste Treiben der halsbrecherischen Hetzjagden, der schwelgerischen Lustbarkeiten, des lärmenden Uebermutes auf. An dessen Stelle traten nun die edlen Kunstgenüsse des Musenhofes, den er als Anna Amalias Werk vorgefunden hatte und den er nun immer mehr um seinen Herzog zusammenzog, indem er zugleich in Herder und Corona Schröter für einen bedeutenden Geisteszuwachs sorgte und den mehr leicht-litterarischen Unterhaltungston durch sein eigenes dichterisches Schaffen hob. Das vierte Weimarer Jahr 1779, in dem Goethe 30 Jahre wurde, sah die Entstehung der „Iphigenie“ und deren Aufführung im engen Hofkreise, zum Teil durch die Fürstlichkeiten selbst. Karl August spielte den Pylades, Goethe den Orest. So weit hatte der Dichter den Freund in seiner Vergeistigung bereits emporgehoben! Aus dem nur in körperlichen Leistungen hervorragenden Unband hatte er sich den kunstverständigen Mäcen erzogen, dessen recht selbständiges Urteil er bei seiner dichterischen Arbeit nicht zu überhören pflegte.

Dasselbe Jahr 1779 ist ausgezeichnet durch die lange

Schweizerreise, die der Dreißigjährige in Begleitung seines herzoglichen Freundes unternahm in der ausgesprochenen Absicht, diesem in der großen Natur gewissermaßen die Weihe zu seinem fürstlichen Lebensberufe zu geben. Sie bedeutete den Abschluß wenigstens seiner grundlegenden Erziehungsarbeit. Wir wissen jetzt aus Goethes Briefen und Tagebüchern, mit welcher Geduld und Treue er sich dieser nicht immer leichten Aufgabe gewidmet hat, und wie er schon mitten in allem Saus und Braus dieselbe ernstlich im Auge gehabt hatte. Er suchte seinen Herzog aus dem Wirrsal unreifer und widerspruchsvoll durcheinander schwirrender Ideen zur Klarheit einer gesunden Lebensanschauung zu führen. Er lenkte seinen Thatendrang, daß er sich nicht in jugendnärrische Kleinigkeiten verlöre, in die Bahnen eines dem Lande förderlichen Wirkens. Er hielt ihn zu Maß und Besonnenheit an und aus manchem trüben Unmut wies er ihm die Wege zu jener Lebensbefriedigung, die allein aus Zucht und Tüchtigkeit ersprießt. Immer mehr wußte er ihn durch den Zauber seiner Persönlichkeit, durch lockende Stimmen in seinen Dichtungen, aber auch durch sehr ernste Unterredungen für das Gute zu gewinnen. Als sein Gewissensrat und sein Gewissensschärfer gab er ihm unter Umständen deutlich die Wahrheit zu hören. Besaß er doch eine solche Vertrauensstellung, daß er sich selbst vor dem Heikelsten, wie Karl Augusts anfangs wenig glücklichem Verhältnis zu seiner jungen Gattin, nicht zu scheuen brauchte. Da bekam er es wohl fertig, bis in die Nacht dem Fürsten zuzusetzen und nicht zu gehen, ehe er nicht bindende Zusagen erreicht hatte. In dem Bestreben, des Freundes Seele aus den Fesseln unlauterer Triebe zu befreien und sie zum reinen Menschsein zu geleiten, handelte er nach dem Grundsatz, den er in der „Lila“, einem kleinen Singspiel aus der ersten Weimarer Zeit, dem Arzte Verazio in den Mund legt:

„Jeder, der in sich fühlt, daß er etwas Gutes wirken kann, muß ein Plaggeist sein. Er muß nicht warten, bis man ihn ruft; er muß nicht achten, wenn man ihn fortschickt. Er muß sein, was Homer an den Helden preist, er muß sein wie eine

Fliege, die verscheucht den Menschen immer wieder von einer anderen Seite anfällt."

Will man dieser Freundschaft auf den Grund sehen, so lese man die eigenartig schöne Traumdichtung „Ilmenau", ein Geburtstagsgedicht für den Herzog, das zwar nicht gerade mehr aus der Weimarer Jugendperiode stammt, aber doch eine Scene aus dem ersten wilden Jahre behandelt. Ein nächtliches Jagdlager im Walde wird da vorgeführt. Zechend und scherzend sitzen am Feuer Knebel, Seckendorf und die anderen lustigen Gesellen; abseits in einer Laubhütte schläft der junge Fürst, bis zur Erschöpfung abgespannt, nachdem er sich den Tag über, um den Unmut über sein „enges Schicksal" zu betäuben, wieder mal die waghalsigsten Kraftleistungen zugetraut hatte. Draußen aber vor der Schwelle wacht, in Nachdenken versunken, der Freund. Zu diesem Goethe des Jahres 1776 tritt nun im Traum wie eine andere Person der Goethe des Jahres 1783. In dem Gespräch, das sich zwischen beiden entspinnt, empfängt man ein Bild von dem Sinnen und Sorgen des Dichters in jenen Tagen, wo die Welt seine guten Absichten noch verkannte: mit wie ernsten Gefühlen der Verantwortlichkeit er die Pflichten seiner Stellung zu dem fürstlichen Freunde empfunden hat, und wie es sein unablässiges Bemühen wurde, dem in des Geistes Beistand alles zu werden, dem bei tiefer Neigung für das Wahre der Irrtum noch eine Leidenschaft war. Des Herzogs freier Sinn haßt alle Zucht, alle Rücksicht, und in seinem drängenden Jugendungestüm droht er sich aufzureiben. Aber hat nicht er, der Dichter, diesen Zustand selbst veranlaßt durch seinen Götz, seinen Werther, durch seinen Prometheus, seinen Faust? — so fragt sich Goethes zartes Gewissen, wo doch die Erklärung aus Karl Augusts Natur so nahe lag. Ach ja, von ihm ging vielleicht die trübe Wallung aus. Doch ist es denn seine Schuld, daß, was er so groß und rein gemeint hatte, von dem Jüngling hier falsch erfaßt ist? Immerhin, als schweres Unrecht müßte er es sich zuschreiben, wenn er nun nicht alles dransetzen würde, dem verworrenen Sinne zur

rechten Selbstbestimmung zu verhelfen! All seine Hingebung, sein bestes Können will er diesem Berufe weihen! Ob aber mit Erfolg? Er ist doch ein ungemein schwieriger und wenig zugänglicher Charakter. Manchmal will es scheinen, als ob ihm noch jegliches Verständnis für seine große Bestimmung, wenigstens jede Fähigkeit, den besseren Gefühlen seiner herrlichen Seelenanlage zu folgen, abgehe:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

— da verschwindet der Traum, o welch' ein Entzücken! Es sind das alles ja vergangene Sorgen und Plagen, längst ist es geschehen, im Sonnenlichte wiegt der Falter seine Schwingen, zu einem schöneren Leben hat sein teurer Fürst sich durchgerungen: zu der Freiheit, die im edlen Maßhalten der des Landes Wohl bedenkenden Liebe das eigene Selbst und seine Wünsche beschränkt! —

Goethes sehnliches Begehren war in Erfüllung gegangen, er hatte die bedeutende und voll befriedigende Thätigkeit gefunden. Berufen in die Verwaltung eines Landes, das ihm im damaligen Zustande reichlich Gelegenheit bot zur Entfaltung seines anregenden, bessernden und ordnenden Sinnes, hatte er an dieser Arbeit eine so ungeteilte Lust, daß ihm daneben sein dichterisches Schaffen vorläufig als ein minder Wichtiges erschien. Eine Fülle einflußreicher Aemter sah er in seine Hand gegeben, und nachdem er als des Herzogs Vertrauter im stillen schon längst der alles lenkende Geist gewesen war, brachte das Jahr 1779 dem Dreißigjährigen die Ernennung zum Minister, der bald die zum Ministerpräsidenten folgen sollte. Aber ein so freundlicher Gedanke es ihm auch war, viel thun zu können zum Heile des ihm wert gewordenen Landes, zur Hebung des Wohlstandes und zur Erleichterung des Lebens, sein höchstes Glück war doch in dem allem das ganz individuelle, nur für ihn vollführbare Freundschaftswerk,

das Bewußtsein, unter dem schöpferischen Walten seiner Persönlichkeit den großen Fürsten, den wahren Menschen im Fürstenkleide, vor sich erstehen zu sehen. Wie diese hingebende Beschäftigung mit einer Herzens- und Charakterbildung, von der so viel für Tausende von Menschen abhing, ihn zu nachdenklicher Selbstprüfung führte, wie er sich darunter täglich reifer, klarer und ruhiger werden fühlte und des köstlichen Gehaltes seines Innern immer froher wurde, das sei hier vorläufig nur angedeutet. Dies alles zusammen gab ihm einen solchen Seelenschwung, daß er sich „wie ein von Gott Geliebter" vorkam, — so klingt es aus den Briefen dieser Jahre — wie ein von der Vorsehung besonders Begünstigter, der alles erlangt habe, was er nur je von seinem Leben habe erwarten können. Und wenn auch die Seinigen in der alten Heimat, anfangs selbst seine Mutter, die Befürchtung hegten, daß er durch sein Leben an Karl Augusts Hofe und in staatsmännischen Geschäften von seiner eigentlichen dichterischen Bestimmung verschlagen sei, er selbst vertraut, wie er in der „Seefahrt" ihnen beruhigend zuruft, seinem guten Geiste, der, wie immer, so auch hier durch das anscheinend von seinem Ziele ihn Abbringende seine Entwicklung gerade fördern werde. Frohgemut schaut er dem weiteren Laufe der Dinge entgegen.

Während sich so Goethe vom sechsundzwanzigsten bis dreißigsten Jahre bereits in den vollen Besitz des Lebens gesetzt hatte, war das gleiche Alter für Schiller noch eine Zeit des unruhigen und unbefriedigten Suchens. Nach einer hohen Stellung und einer großen äußeren Wirksamkeit freilich verlangte er gar nicht. Die hätte er, wo sie ihm angeboten wäre, vielmehr als eine lästige Fessel empfunden; so ausschließlich war seine Neigung die rein geistige Arbeit. Wohl trug er sich mit manchen Projekten zu praktischer Bethätigung. Er hätte auch zu vielem die Tüchtigkeit gehabt, nach Goethes späterem Urteil sogar in hervorragendem Maße zum Diplomaten und Staatslenker. Und er, der Mann des eisernen Fleißes und der unbedingten Gewissenhaftigkeit, würde überall seine Pflicht erfüllt

haben. Aber ein Herzensanliegen war ihm kein etwa möglicher Beruf, wirklich mit dem Herzen konnte er nur Dichter und Schriftsteller sein. In der Kunst Großes zu schaffen, sah er als seine eigentliche und einzige Lebensaufgabe an. Um aber hier das hervorzubringen, wozu er Gabe und Auftrag in sich fühlte, brauchte er, diese Ueberzeugung war ihm in Dresden bei Körner aufgegangen,, noch eine längere Zeit der Vorbereitung zum Zwecke geschichtlicher Bereicherung und philosophischer Vertiefung. Jetzt galt es, irgendwie die bescheidene, aber gesicherte Existenz zu erlangen, die ihm gestattete, in sorgenloser Freiheit des Geistes die ihm vorgezeichnete Bahn zu gehen, wo dann am Ziele der ungehemmten Produktion sein Genius ihm in seinen Werken auch der Erde Güter reichen werde.

So ist es denn auch geschehen. Dem starken Willen des großen Geistes beugte sich schließlich die ihm widerspenstige Welt. Aber vorerst schienen sich die Bedingungen zur Ausführung des in die Weite angelegten Planes gar nicht bieten zu wollen. Daß er, schon siebenundzwanzig Jahre alt, noch keinerlei Aussicht auf eine Lebensstellung hatte, trübte ihm mehr und mehr den doch so lieben Verkehr mit seinem Körner. Er ging nach Weimar. Aber auch hier war nichts für ihn bereit. Er mußte sich als Herausgeber der Thalia und sonstwie mit seiner Feder mühsam durchschlagen. Er hatte wieder seine tüchtigen Sorgen, und einmal besaß er nur noch zwei Groschen, ohne zu wissen, woher er in nächster Zeit Geld bekommen sollte. Als dann 1789 der beinahe Dreißigjährige das Katheder in Jena bestieg, war es eine unbesoldete Professur, die ihm hier zugefallen war. Goethe hatte sie ihm verschafft. Im übrigen jedoch stand der Heros von Weimar, was Schiller tief kränkte, ihm anfangs in recht kühler Ablehnung gegenüber, weil er ihn verkannte und ihn für einen ganz negativ gerichteten Stürmer hielt. Kein Mensch ahnte damals, daß die beiden einmal so innig sich fördernde Dichterfreunde werden sollten. Der Glanz dieser kommenden Tage, dessen Hauptanteil gerade Schiller zufallen sollte, lag noch hinter dichtem Nebelgewölk. So schließt seine Jugendperiode ab An

seinem dreißigsten Geburtstage, am 10. November 1789, schrieb Schiller zwei Briefe, in denen sich das Gefühl der Unzufriedenheit über seine Lage scharf ausspricht. Er durchsucht alle Winkel der Erde nach dem Platze seiner Zukunft und überblickt, sich selbst belächelnd, seine dreißig Studenten, von denen ihm für die so viele Zeit und Kraft fordernde Arbeit seiner großen Vorlesungen kaum zehn ein kleines Honorar zahlen könnten. Nun, er hatte es ja eben in seinem Gedichte „Die Künstler" niedergeschrieben, das Wort mußte er sich selbst zum Trost zurufen:

Der freisten Mutter freie Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne!
Um andre Kronen buhlet nicht!

Aber man denke sich diesen Schiller, momentane Empfindungen abgerechnet, nicht in der trüben Stimmung der Mannheimer Jahre. Bei aller Ungewißheit seines Geschickes fühlte er sich doch als reichen und glücklichen Menschen. Wie konnte es auch anders sein? In den Zuschriften, die er um denselben Tag, seinen dreißigsten Geburtstag, erhielt, fanden sich ja Worte wie diese:

„Möchte dieser Brief morgen das erste sein, was Dich begrüßt, mein Geliebter! Wärst Du hier, meine zärtliche Umarmung, das Schlagen meines Herzens an dem Deinen würde Dir sagen ohne Worte, was Du mir bist ....

„O es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir uns immer sehen können; wenn wir nur von einem Zimmer in das andere zu gehen brauchen, um uns zu finden! Wenn zuweilen meine Gefühle zu hoch gestimmt sind, und ich dann alles mit mehr Innigkeit umfasse, kommt mir auch ein Gedanke mit, der mir wehe thut. Ob Du mich auch immer so finden wirst, wie mein Wesen jetzt in Deiner Seele steht? Könntest Du Dir nicht zu hohe Begriffe von mir machen? Kann ich Dir auch wirklich, so wie meine warme Liebe zu Dir es möchte, Dein Leben verschönen? Ich hoffe, daß es immer so sein, so bleiben wird. Es wird manches kommen können im Leben, was uns daran erinnert, daß es keine dauernden Freuden giebt. Aber

unsere Liebe wird bleiben; sie wird uns durch die Dämmerung des Lebens wie ein schöner Stern immer leuchten. Das ist ein süßes Gefühl! . . ."

„Nein, Lieber, ich hatte keine frühere Neigung, die mich so fesselte, daß der Eindruck, den Du auf mich machtest, hätte schwächer sein können. Ich fühle wohl, ich kannte die Liebe noch nicht vorher; es war nur eine wärmere Freundschaft, die mich vielleicht zu einigen zog, aber nicht das Gefühl, das mich nun belebt. Dieses mächtige Gefühl, nur für Dich, für Dein Glück zu leben; ja ich könnte mein eigenes aufopfern, könnte meine Liebe oder besser mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um Dir ein schönes ungestörtes Leben zu verschaffen. Dein Glück, Deine Ruhe sind mir das Heiligste, was ich kenne . . . ."

„Lebe nun wohl, mein teurer, einziger Freund. Wir werden morgen bei Dir sein, Du wirst das Umfassen meiner Seele fühlen. Ewig Deine treue

Lotte."

Das nur einige Sätze aus dem großen Liede der Liebe, wie es sich nun beseligend durch Schillers ganzes Leben hinzieht und wie es wiederklingt in seinen Dichtungen. Wer erkennt nicht in obigen Worten die Herzenstöne der Thekla, der Agnes Sorel und der Gertrud? In der That, diese drei poetischen Gestalten zusammengenommen, sie ergeben das Bild von Schillers anmutiger, bei dem schwärmerischen Zuge ihres Wesens doch so praktisch tüchtiger und charaktervoll heroischer Lotte von Lengefeld. In Seelenkraft und Seelentiefe ihrer Liebe eine Erscheinung echter Weiblichkeit, so recht die Königin Louise der Litteraturgeschichte, spricht sie hier als Braut den Gedanken aus, den sie einige Monate später vor dem Traualtar beschwor und den sie bis zu des Dichters letztem Atemzuge in aller Treue bewahrheitete, daß sie sich nur noch in ihm fühle. Ihr ganzes Leben soll den großen Zwecken seines Lebens dienen, und mit ihrem Lieben und Sorgen ihm das freie Schaffen zu ermöglichen, will sie ihre höchste Bestimmung sein lassen.

So sah auch Schiller an der Schwelle des Mannesalters eine schöne Jugendhoffnung in Erfüllung gehen. Aber, was

im Leben eine Seltenheit ist, die Wirklichkeit war viel köstlicher, als das Phantasiebild es gewesen. Mit welcher rührenden Sehnsucht hatte doch der Dichter schon in den Frühtagen seiner Lyrik darnach verlangt, einmal wahr und tief geliebt zu werden! Er hatte dann an manches Mädchenherz angepocht, wenn er den rascher schlagenden Puls jugendlichen Wohlgefallens schon für die gebietende Weisung seiner Seele hielt. Von seinem Liebebedürfnis über sein Gefühl getäuscht, hatte er wiederholt voll Feuer und Flammen die Hand nach der Lebensgefährtin ausgestreckt. Immer vergeblich. Ein gutes Geschick vereitelte stets die falschen Verbindungen. Zuletzt in Dresden hatte Körners vernünftiges Eingreifen gewaltsam das leidenschaftliche Verhältnis zu Henriette von Arnim zerrissen, das den Dichter unfehlbar in die weheste Enttäuschung gestürzt haben würde. Glücklich war er so durch alle Gefahr, in vermeintlicher Liebe, wie so unzählige, der höchsten Wonne des Lebens, des Genusses der wahren großen Liebe verlustig zu gehen, hindurchgedrungen, — da begegnete er in Rudolstadt der Lieblichen, die seines Lebens guter Engel werden sollte. Nicht heftige Wallung, sondern still selige Herzensneigung war es, die jetzt über ihn kam, als in dem von Poesie und Geist so reich verklärten Sommer 1788, unter dem täglichen Verkehr mit dem Lengefeldschen Schwesternpaare, sein Himmel sich ihm erschloß.*)

Einer der segensvollsten Einflüsse des jungen Mädchens war es, daß es Schiller, der ganz in sein Ideenleben zu versinken drohte, aus dieser weltabgewandten Selbstbetrachtung und damit, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, aus „philosophischer Hypochondrie" erlöste. Denken wir daran, wie er in Mannheim aus dem naiven Glauben an das draußen im Leben

*) Die hier nur kurz angedeutete hohe Poesie seines Liebesglückes ist ausführlich dargestellt in dem Werke „Schillers Frauengestalten" (II. Aufl. Seite 185—284), wo auch das scheinbar als Doppelbrautschaft ganz eigenartig dastehende Verhältnis zu Lottens Schwester Koroline seine Erklärung findet.

zu findende Glück auf das eigene Ich als die wahre Quelle der Glückseligkeit gewiesen war. Ja, allein in unserem Innern liegt des Lebens reicher Schatz. Aber wo da? Nicht in der Höhe der sich selbst genügenden Spekulation, im Seifenblasenspiel mit schönen Ideen. Auch nicht in der Tiefe der ganz mit sich beschäftigten, Grübelei, im selbstgefälligen Aufrühren von schönen Gefühlen. Was dem Menschen das Herz froh macht, ist vielmehr das Hinauswirken seiner Ideale auf die Welt und das ob freundliche oder feindliche Berührtwerden von der Welt zu immer neuem Hervorbringen auswirkender Kräfte, kurz der lebendige Zusammenhang des Innern mit Zeit und Umgebung. Nur der aus sich herausgehende Mensch ist ein glücklicher, und nur er bleibt ein gesunder Mensch. Das hatte Schiller in dem thätig frischen Dresdener Kreise, wo er die anregende Seele gewesen war, wohlthuend empfunden. Da kam er nach Weimar, wo er noch nichts galt. Sein einziger beständiger Umgang wird hier Charlotte von Kalb. Die Trübungen vergangener Tage sind vergessen. Der Dichter ist ganz hingenommen von ihrem glänzenden Geiste. Aber das ist ein gefährlicher Geist! Ein passiver und quietistischer Eremitengeist, der um sich und auch um den, der sich ihm ergiebt, unmerklich eine Mauer zieht, hinter der er sich einspinnt zu trübselig unlebendiger Selbstgenügsamkeit; ein Geist der Verführung zu weltflüchtigem Ausschweifen in unfruchtbare und unwahre Ideenferne, wobei man sehr leicht den richtigen Blick fürs Leben verliert, infolge dessen pessimistisch zu urteilen anfängt und im Gefühl des Erlahmens der thätigen Kräfte sich unaussprechlich elend vorkommt. Das war Schillers Zustand in den ersten Weimarer Monaten. Das Geistige und Weltfreie seiner großen Natur drohte sich nach ihrer Kehrseite, zu lebensuntüchtiger Innerlichkeit und idealistischer Weltentfremdung zu entwickeln.

Da wurde Lottens Liebe und ihr ganzes Wesen für ihn eine heilsam korrigierende Macht. Ob auch die litterarisch reich Gebildete, die mit Goethe und dem Hofe Karl Augusts zusammenhing, sich in Schillers Ideenwelt mit verständnisvoller

Hingebung einlebte, so lehnte sie sich in ihrer frauenhaft sinnigen Art, die ihren Schwerpunkt nicht so sehr im Geistesleben wie im Gemüte hatte, doch viel mehr, als an den Dichter und seine Gedanken, an den Menschen und sein Herz. Bei seinem geistreichen Gespräche im Lengefeldschen Hause hatte Schiller an Lotte eine andächtige Zuhörerin, die ihm mit Entzücken folgte; wollte er aber den Quell ihrer Seele zum Strömen bringen, daß ihr eigenes Sein sich ihm erquickend mitteilte, so mußte er sich mehr auf das Gebiet der rein menschlichen Empfindung und der sittlich-praktischen Lebensfragen begeben. Er mußte auf Dinge eingehen, wie sie etwa den Inhalt des Liedes von der „Glocke“ ausmachen, das ja viel später erst geschrieben wurde, das er aber bezeichnender Weise gerade auf diese Rudolstädter Tage zurückführte. Solches Eingehenmüssen auf des Mädchens Herz und Interessen that Schiller gut, es schloß seinen Sinn wieder dem Leben auf. Ihr unverfälschtes Naturgefühl, dazu ihr frohes Gottvertrauen und auf Grund desselben ihr lichtes Anschauen des Lebens, das alles wirkte zugleich versöhnend auf ihn ein. Es gab ihm neues Zutrauen zu der Welt, es richtete seinen Optimismus immer mehr zu der früheren Stärke auf und es klärte ihm den Blick für die Wirklichkeit: wie das Leben zwar nicht das Ideal sei und auch nie es werden könne, wie es aber trotz Gestein und Gestrüpp sich doch als der vielfach empfängliche Boden zur Aufnahme des Idealen erweise, und wie deshalb der Idealist den heiligen Beruf habe, zum Wohle der Menschheit den Samen des Guten in überzeugungsfreudigem Schaffen auszustreuen. „Mein hiesiger Aufenthalt hat mich mir selbst wieder zurückgegeben und überhaupt einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Wesen gehabt,“ schreibt er aus Rudolstadt. Lottens Herz war der reine Altar, von dem er sein Leben geläutert und neubeseelt wiedernahm. Aus seiner Liebe brachte er „den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.“

Ein interessanter Beleg für diese Wendung in Schillers Geiste sind die beiden großen Gedichte des Jahres 1788, von denen „Die Götter Griechenlands“ noch vor seinem

sommerlichen Liebesglück, „Die Künstler" dagegen im unmittelbaren Genuß dieser köstlichen Monate entstanden sind. Beide handeln von der Macht der Schönheit. Aber dort eine Elegie auf deren Ende, hier ein Triumphlied auf ihren glänzenden Fortbestand. Dort in den „Göttern Griechenlands" die Trauerklage, daß ein Christentum, welches in seiner Starrheit und Herbheit der lebenswarmen Naturbetrachtung des griechischen Götterglaubens feindlich sei, mit diesem antiken Heidentum auch der Herrschaft der Schönheit und den in Poesie und Kunst waltenden heiligen Mächten den Untergang gebracht habe.

Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.

Die Welt ist in ein ödes, geistverlassenes Schattendasein versunken; der sehnend nach Liebe und nach mitfühlendem Verständnis rufenden Brust antwortet in der Welt keine freundliche Stimme! — so sieht Schiller die Dinge vor Rudolstadt an, mit den Augen der melancholisch-düsteren Charlotte von Kalb. Wie anders jetzt in Lotte von Lengefelds, der Geliebten beseligender Nähe! Hatte ihn dort der Gott des Christenglaubens aus des Dogmas unlebendigem Weltmechanismus nur als der Zerstörer der griechischen Schönheitswelt unfreundlich und unschön, mit den Zügen finsteren Ernstes und traurigen Entsagens angeblickt, so ist er ihm nun „der prangende, der heitere Geist," der in seinem herrlichen, überall von seinem göttlichen Sein lebendig durchdrungenen Weltenplane sich als der große Künstler offenbart, indem er, was seiner weisen Ordnung Notwendigkeit erheischt, auch das Wehe, durch Erhabenheit zu veredeln, durch Anmut zu mildern sucht. Die christliche Gottheit ist wieder, wie im Dresdener Hymnus, „der Freude starke Feder in der ewigen Natur," die das Sinnengeschöpf zu jener Freiheit hintreibt, wo seines Gesetzes Forderungen geliebt werden als das Erfreuliche, das Schöne; ja

Gott ist die Schönheit selber, die durch die lockenden Symbole der Kunst uns hinanzieht, bis wir einst fähig sein werden, der Wahrheit Angesicht zu schauen. So ist die Kunst also ein Unvergängliches, denn sie gehört zum göttlichen Erziehungswerke. Ist ihr griechisches Blütenalter auch untergegangen, zu grenzenloser Fortentwicklung ist sie auferstanden in neuen Gestalten und alle Gebiete in des Geistes unermessenem Reiche will und wird sie sich unterwerfen. In immer breiteren Schichten des Volkes wird der Kunstsinn das Leben verklären, der Menschheit ganzes Thun und Denken wird er durchleuchten; selbst was die Wissenschaft entdeckt, was der Gelehrte erforscht, wird, schließlich der Schönheit zureifend, aus nüchterner Prosa zum Kunstwerk sich erheben müssen, daß es behülflich werde zur Verkündigung edler Humanität:

So führt ihn, in verborg'nem Lauf
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Schiller hat diese Auffassung in seiner klassischen Zeit insofern aufgegeben, als er der Kunst hernach lediglich Schönheitszwecke zuschrieb und alle Nebenzwecke, auch den moralischen und kulturellen, ihr als eine Verfälschung ihres Wesens untersagte. Sehr richtig. Sobald der Dichter absichtlich moralisiert, weicht von ihm der poetische Zauber. Aber jede echte Dichtung wirkt, ohne daß es beabsichtigt wird, versittlichend, eben weil die Kunst die Himmlische ist, und weil des Dichters Hand in höheren Gewalten steht. So ist auch Schillers gesamtes künstlerisches Vollbringen stets auf den in Rudolstadt festgelegten Bahnen geblieben.

Welch eine Perspektive eröffnet sich hier für den Künstler, für den Dichter! Wie groß liegt jetzt vor Schillers Blicken sein eigenes Leben! Konnte er sich nach den „Göttern Griechen-

lands" nur für den Träumer halten, der weltverloren dahinzieht durch ein Fabelland und zwar Schönes und Liebliches, aber für das Erdenleben Wertloses hervorbringt, — jetzt fühlt er sich in seinen dichterischen Gaben als der Gottheit geweihtes Organ, dem der Menschheit Würde, ihre geistige und sittliche Entwicklung in die Hand gegeben ist. Jetzt weiß er sich als den Reichen, der der Welt viel mitzuteilen hat, was läuternd und adelnd hineinwirkt in ihr Leben. Herrlich will sich nun in seinem Dichterberufe erfüllen all sein jugendliches Sehnen nach Größe, nach geistiger Führerschaft. Nun drängt in ihm die Fülle dessen, was er geworden, in Kraft und Lust zu seinem Geschlechte hin. Nun wird auch die Philosophie, aus der er noch schöpfen muß, ihn nicht mehr in des Denkens abstrakte Bahnen entführen. Alles muß seiner Dichtung dienen, und seine Dichtung strebt nun zum Leben hin! So zog die Liebe den Geist, der nach seiner Eigenart und infolge seiner Jugenderlebnisse zum Idealistischen hingewandt war, mit sanfter Gewalt zum realen Dasein herab und bereitete ihn damit vor zu dem großen dramatischen Schaffen seiner Meisterjahre. Zwar hatte ein innerer Zug ihn bereits auf die Geschichte hingewiesen. Mit dem Eifer des wahren Gefühls arbeitete er damals an seiner „Niederländischen Rebellion." Aber erst unter Charlotte von Lengefelds Einfluß entschied sich, durch Goethe später gefördert, diese heilsame Erdrichtung seines Geistes.

Umgekehrt schlug Goethe, der Erdensohn, in dieser Zeit der abschließenden Jugend eine von der Welt wegstrebende Richtung der Verinnerlichung und der Vergeistigung ein, wie sie wieder seinem Wesen zur förderlichen Ergänzung diente. Schon in dem tumultuarischen Genietreiben der ersten Jahre lag für ihn wie für den Herzog diese Tendenz des Sichabsonderns vom Strome des Lebens. Wenige Wochen erst kennen sie sich, als der Dichter dem zu großen Hoffestlichkeiten in Gotha weilenden Fürsten schreibt:

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,

Und all den Gesichtern, die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen grad und treu wie du.

Und Karl August geht auf diesen Ton ein. Ihm wird „ganz schwindlig und übel“ in der Umgebung „von so vielen dienstbaren Geistern, welche ihr leichtes, luftiges Wesen in Samt und Seide gehüllt haben,“ — „wie sehr wünschte ich, mit freier Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das, lieber Goethe, mit Dir!“ Beiden ist erst wohl, wenn das prunkende und beunruhigende Leben hinter ihnen liegt, wenn sie den Herzog und den Hofmann ausziehen und ganz Menschen sein können im Schwärmen und Schweifen mit ihresgleichen. Aber auch diese genielustigen Zerstreuungen hören, wie wir wissen, bald auf, und schon nach einem Jahre tönt es aus Ilmenau:

Mein Karl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und, ach ich fühl's, im stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.

Immer merkbarer wird es, daß ein Wandel in Goethe vorgeht. Er zieht sich, soweit es irgend möglich ist, von der Gesellschaft zurück. Er konzentriert sich auf seine ministeriellen Arbeiten, und enger und enger wird der Kreis seines seelenvertrauten Umgangs. Ein lebhaftes Bedürfnis, sich selbst zu gehören, läßt ihn mitten im Winter sein Pferd besteigen. Trotz der Dezemberstürme eilt er zum Harz hin, wo er sich mit Wonne in die einsamen Schneeberge vergräbt, einen Jubelhymnus der Anbetung dichtet und auf dem von Wolken umwallten Brocken sich in den höchsten Empfindungen weltvergessener Geistesanschauung gefällt. Daheim aber weilt er am liebsten draußen in seinem Gartenhause, das der Herzog ihm geschenkt hatte. Dort lebt sein Geist beschaulicher Meditation. Dort streift er mehr und mehr von sich ab das unklar drängende Gewühl der Jugend. Dort in der heimeligen Idylle,

umrauscht von den hohen Bäumen des Parkes und in Phantasien eingewiegt von der unter ihm flüsternden Ilm, ruht er in lauer Frühlingsnacht auf dem Altane und singt, ursprünglich noch ohne die wehmütigen Zusätze, sein wunderbares Lied „An den Mond:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.
— — — — — — —

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Die Schatten, die hier Goethes Geiste entstiegen, verdichteten sich zu den Gestalten der „Iphigenie auf Tauris“, diesem bezaubernden Seelengemälde, das mit seinen durchweg nur innerlichen Vorgängen ein Spiegel seines damals nach innen sich kehrenden Wesens ist. Zwar steht die Prosabearbeitung des dreißigsten Jahres an künstlerischer Wirkung noch weit zurück hinter der später in Italien zu klassischer Form vollendeten Jambendichtung, in der erst das Stück unsterblich geworden ist. Doch auch schon diese noch unfertige Erscheinung zeigt die sich vollziehende Reife und Vergeistigung des Dichters. Welch ein weiter Abstand zwischen „Götz“ und „Werther“, den Schöpfungen der Jahre 1771 und 1774 in ihrer unbändigen Jugendpracht, und diesem Werke des Jahres 1779 in der Schönheit maßvoller Beschränkung! Ja, welch ein ungeheurer Unterschied selbst noch zwischen Projekten wie „Mahomet“, dem „Juden“, „Prometheus“ und „Faust“, mit denen Goethe nach Weimar gestürmt war, und dieser Dichtung von der

Tochter aus Agamemnons fluchbeladenem Geschlechte, seiner ersten großen Einführung am Musenhofe! Dort einst des Jünglings Lust am Zeichnen des ringenden Lebens und am Hervorbringen immer neuer Töne des tobenden Kraftgefühls, wobei die Versöhnung in weite Ferne gerückt wird oder doch eine nebelhafte Andeutung, nur jugendliche Ahnung bleibt. Hier nun, nach dem Ende der wilden Weimarer Zeit, auch viel glühende Gärung, heißer Kampf, schmerzvolle Zerrissenheit; aber aus diesem Stoffe bildet sich ihm in der „Iphigenie" eine erhabene Poesie der Erlösung, die in majestätisch ruhiger und würdevoller Haltung dahinschreitet. Der negierende und protestierende Jüngling ist im Begriff, in innerer Sammlung zum Manne heranzureifen, zum Schöpfer positiver Lebenswerte. Aus dem sich selbst Durchsetzenwollen wird ein sich selbst Hingeben zum Durchsetzen uneigennütziger Zwecke. Das natürlich Kraftvolle läutert und veredelt sich zum idealistisch Heilvollen.

Gewöhnlich forscht man nur im Orest nach den Zügen Goethes. Aber auch in der Person seiner Heldin ist er zu finden. In ihr tritt uns der Prozeß seiner damals vor sich gehenden inneren Erhebung vor Augen. Iphigenie ist an Abstammung und Gehalt wiederum eine jener Goetheschen Riesengestalten. Noch einmal taucht mit ihr, der von Tantalus Entsproßten, in des Dichters Welt jenes griechische Titanentum auf, das der Jüngling zur Verkörperung alles gewaltig Wollenden und leidenschaftlich Dringenden seines eigenen gigantischen Wesens gewählt hatte. Und in der That, am Ende des 4. Aktes droht wirklich der alte Prometheusgrimm in Iphigeniens Seele wieder auszubrechen. Unter der Verwicklung, in die sie sich hineingerissen sieht, gewinnt es für sie den Anschein, als ob die Götter sie zur Verunreinigung ihres Herzens, zur Lüge und Tempelschändung zwingen und so der Reinen fluchlösendes Segenswerk vereiteln wollen. Da hören wir aus ihrem Munde das unheimliche Lied von ihres Ahnherrn Verstoßung durch die Himmlischen, das einst ihr die Amme sang — in dem Prosaentwurfe noch grausiger und

aufreizender, als hernach in der jambischen Form. Wir sind darauf gefaßt, daß jetzt die Priesterin der Diana sich in die Götterfeindin verwandeln wird. Doch nein, ihr Gesang ist nicht ein Ausdruck ihrer Erbitterung. Mit aller Macht sträubt sie sich vielmehr gegen solche Empfindung. Und das Parzenlied soll durch seinen Schauer ihre Seele gerade bewahren vor der in ihr aufkeimenden Empörung. Iphigenie will nicht hassen, grollen, rebellieren. In ihr hat der Titanensinn sich vergeistigt! In ihr hat das Uebermenschentum sich religiös vertieft und erfüllt! Ihr Dichter ist nicht mehr der Dichter des Prometheus! In der Demut sucht Iphigenie ihre alles überragende Hoheit. Im Gehorsam, in der Unterwerfung ihrer Wünsche unter die ewige göttliche Ordnung des Guten und Wahren weiß sie ihre alles vermögende Stärke. Ja, Selbstbeschränkung ist bei Goethe die den Sturm und Drang überwindende Losung geworden; und freudiges Vertrauen auf die lenkenden Mächte ist jetzt seine Lebensstimmung, nachdem diese ihn aus der leidvollen Not des Frankfurter Sehnens, wie einst Iphigenie vom verhängnisvollen Opferaltar in Aulis, hierher nach Weimar entrückt haben in seines Thoas glückliches Eiland. Indem nun seine Heldin mit der Gottheit Bild in ihrer Brust ihr eigenes Ich rettet und sich selber treu bleibt, wird sie kraft ihres hohen reinen Sinnes die Siegerin, die alles zum Guten hinausführt, und die Erlöserin, die Heil und Frieden bringt ihrem friedlosen Hause: die reine Iphigenienliebe ist das wahre Uebermenschentum, sie vollbringt, was über alle Kraft kreatürlichen Menschenwesens geht! — mit diesem dichterischen Bekenntnis schließt Goethes Jugend ab. Also bei Schiller und Goethe an der Schwelle des Mannesalters, von entgegengesetzten Standpunkten aus und in innerlichem Entgegenkommen, dieselbe Abklärung zum sittlich-humanen Ideal der christlichen Lebensanschauung.

Charlotte von Lengefeld gab Schillers Geiste durch ihre beglückende Liebe eine Weltstimmung. Und wem verdankte Goethe die vergeistigende Richtung seines Lebens? Es ist bekannt, daß Iphigenie das poetisch verklärte Bild der Charlotte

von Stein ist, einer der weiblichen Größen am Hofe Karl Augusts, die so tief und so lange auf des Dichters innere Welt eingewirkt hat wie keine andere Frauengestalt. Sie hat ihn verstanden in den verborgensten Regungen seines Empfindens, wie er sich so von keinem anderen Menschen verstanden wußte. Sie hat ihm in der Reife ihres Wesens eine Seelenschönheit vorgelebt, wie er sie in dieser Vollendung noch nirgends getroffen hatte. Kein Wunder, daß sie für ihn der Stern von Weimar wurde, zu dem er aufblickte wie mit anbetendem Entzücken; ja daß er sie später in der großartigen „Zueignung" an der Spitze seiner Gedichte geradezu als seine göttliche Muse feierte. In den schönsten Offenbarungen seiner Poesie hat man ihre Persönlichkeit sich vor Goethes Augen zu denken. Um sie als das bewegende Element seines Innern drehte sich alles bei ihm, sie war sein höherer und beständig ihn beschäftigender Lebensinhalt. Ob er nun mit den Freunden in den Wäldern Ilmenaus jagte oder am Ministertische saß oder im Lande Rekruten aushob und Chausseen baute; ob ihn auf dem Brocken das Wetter umtobte, oder ob er mit Karl August im Berner Oberland am Staubbach dem „Gesang der Geister über den Wassern" lauschte oder in seinem Weimarer Garten träumte, überall lebte und webte er in Charlotte von Stein. Von überall her umschwirrten sie die zahllosen Briefe und Karten, die in seiner freien Herzensaussprache dem Biographen das wertvollste Dokument der Zeit sind. Die also Umschwärmte, die ihm als der Inbegriff aller Harmonien und als die Verkörperung des griechischen Schönheitsgeistes galt, war äußerlich eine wenig ansehnliche Frau ohne bestrickende Reize, auch viel älter als Goethe und Mutter von sieben Kindern, dabei immer leidend und deshalb schon damals, als er die „Iphigenie" schrieb, mit ihren 37 Jahren eine ziemlich welke Erscheinung, — so recht das Gegenteil von der in blühender Lieblichkeit hernach Schillern entgegentretenden Lotte von Lengefeld.

Mit Einwilligung ihres Mannes, des fürstlichen Oberstallmeisters, der von seinen junkerlichen Interessen ganz hin-

genommen, der bedeutenden Frau recht wenig bieten konnte, erschloß sie ihr Inneres voll und reich dem großen Dichterfreunde. Nach langem Darben fing ihr in dem Gedanken, einem Goethe die ihn schöpferisch anregende Macht zu sein, das Leben jetzt erst an. Freilich die stürmische Leidenschaft seiner ersten Weimarer Zeit begehrte von ihr mehr. Aber ihr Gewissen und ihre weibliche Würde versagten ihm und sich selbst aufs bestimmteste eine Liebe, die sie ja nicht mehr geben durfte. Allein schon in ihren Kindern wußte sie sich zur Treue gegen den Gatten verpflichtet. In späteren Jahren, als die seelischen Bande zwischen Goethe und ihr immer stärker wurden, ist Charlotten bei der großen Tiefe und Wärme ihrer Empfindung diese zurückhaltende Mäßigung der Gefühle in dem Maße nicht mehr möglich gewesen, wenn sie auch da sich und ihn stets in den Grenzen erhalten hat, die Goethe durch seine eigene, die sittliche Reinheit Charlottens verherrlichende Dichtung als unverbrüchliches Gesetz ihres Umgangs sanktioniert hatte. Damals jedoch, in den Tagen der „Iphigenie", stand sie ihm gegenüber wohl als die Freundin, die gewillt war, mit innigem Herzen ihm seine eben gestorbene teure Schwester Cornelia zu ersetzen; bei all dem aber in einem ihr Wesen bis zur Marmorruhe abkühlenden Selbstüberwindungsstreben. Und in gestrenger Hoheit forderte sie ein Gleiches von dem Dichter. Sobald er darin einmal nachließ, strafte sie ihn mit Zurückziehung, und solche Entbehrung war ihm eine Höllenqual. So mußte Goethe in schweren Kämpfen sein Herz zur Entsagung zwingen. Das war der trübende Schleier, der beim Abschluß der Jugend auf seinem sonnigen Weimarer Leben lag. Er wandelte, wie er im Mondlied klagt, „zwischen Freud' und Schmerz in der Einsamkeit" und er, der so viel besaß und gerade auch in Charlotte von Stein so unermeßlich viel sein eigen nannte, sollte doch nichts kosten von dem Glück des köstlichsten Besitzens, wie es hernach jenen Liebenden in Rudolstadt beschieden war. Hier, wo die Ehe dem sonst so Ehescheuen ein tiefes Seelenbedürfnis wurde, war sie ihm durch die Verhältnisse verwehrt,

und schon Gedanken und Wunsch mußte er als eine Verunreinigung seiner Seele niederkämpfen.

Doch diese Tragik seines Geschickes sollte ihn der Erfüllung des Wunsches zuführen, der ihm alles Sturmes und Dranges hohes Ziel gewesen war, der vollen harmonischen Ausgestaltung seiner Persönlichkeit. Das erkannte er selbst. Er spürte, wie das Entsagenmüssen in der Liebe für sein ganzes Wesen eine Läuterung wurde, und bei der Uebersendung der „Iphigenie“ an Fritz Jacobi redet er von dem großen Hammer, dessen es bedurft habe, um seine Natur von vielen Schlacken zu befreien und sein Herz gediegen zu machen. Mit der Einschränkung, die er sich Frau von Stein gegenüber aufzuerlegen hatte, trat überhaupt das Gebot der Selbstverleugnung, der Demut und der Abtötung eigenwilliger Sinnesart gebietend an das innere Leben des vom Glück verwöhnten großen Menschen heran, und in die erregte, noch unfertige Welt des Jünglings senkte sich besänftigend und seine kräftige Aktivität vertiefend und ergänzend das vermännlichende Evangelium von der Heldenstärke im edlen Dulden, von dem wahrhaft Frei- und Großwerden unter des Gesetzes Zucht und von der Schönheit der Seele, die sich in dienender Liebe übt. Gerade das äußerliche Getrenntbleiben des Herzens, das ihm doch innerlich so nahe stand, die priesterliche Ferne derer, die ihm doch eine Schwester war, verlieh dieser die Gewalt ihres bezaubernden Einflusses, daß sie in dem Reichtum ihres reinen, hohen Wesens ihrem Orest eine klärende, erlösende und erhebende Iphigenie werden konnte:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

— so schrieb Goethe seiner Vertrauten schon drei Jahre vor der Entstehung des Dramas in den Tagen des lärmenden Gewühles, da der Lustgenosse Karl Augusts es unter dem wohlthuenden Gefühle dessen, was er selbst durch Charlotte von Stein wurde, immer deutlicher und liebevoller als seinen hohen Beruf erfaßte, das in ihr Erschaute auch in seines Fürsten Leben hineinzubilden.

In einem mit jedem Jahre zunehmenden Eifer geht nun, beständig empfangend und gebend zugleich, durch diese letzte Jugendperiode ein ernstes, ringendes Streben nach sittlicher Vervollkommnung. Die großen Vorsätze aus den Frankfurter Briefen an Auguste von Stolberg, dort nur Absichten, Wünsche, Hoffnungen, ohne recht zu wissen, wie er es angreifen solle, und auch noch ohne rechte Anschauung vom Ziele, werden nun, erfüllt von Charlottens seelischen Anregungen, treibende Mächte zur Ausscheidung alles Ungesunden, alles Wertlosen und Hemmenden, treibende Mächte zu herrlichem Wachstum in idealer und humaner Sinnesart. Der Verfasser von „Werthers Leiden“ macht sich jetzt an „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, um nach der Zeichnung von eines Jünglings Untergang durch ungezügeltes Sichselbstleben in diesem Roman des Jünglings glückliche Ausreife zur Lebenstüchtigkeit darzustellen: wie er von verborgener, heilsam lenkender Hand durch alle Irrgänge seines unsicher tastenden Wesens immer mehr zum opferfreudigen und hingebungsvollen Leben für andere hingeleitet wird, bis er an der Seite der edlen Humanistin Natalie, die die Liebe nicht kennt, weil sie die Liebe selber ist, seine Vollendung finden soll. Ja, die Vollendung zum wahren, guten Menschen! — das ist jetzt Goethes ganzes Sehnen. Und als sein 30. Lebensjahr zur Neige ging, setzte er sich zur Selbstbeichte nieder und schrieb in sein Tagebuch Bekenntnisse, die ewig ihn ehren wegen der Demut und der Wahrhaftigkeit, mit der er hier, sein vergangenes Leben überblickend, mit sich in ein ernstes, zum Teil sogar zu scharfes Gericht geht. Er nennt sich im Gedanken an alle Verworrenheit, alle Fehlgriffe, alle Thorheiten, alle zeitverderbenden

Leidenschaften seiner Jugend einen, „der sich aus dem Wasser rettet, und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen", und schließt mit den Worten:

> „Gott helfe weiter und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zum Abend das Gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

„Nemo coronatur, nisi qui certaverit ante" — nur wer da kämpft, wird die Krone davontragen — mit diesem Eintrage ins Tagebuch beginnt er dann das neue Lebensalter der Mannes- und Meisterjahre.

Wir sind am Ende des jugendlichen Lebenslaufes unserer Dichter. Kampf hier wie dort. Aber bei Schiller vorwiegend ein Kampf mit den Verhältnissen und dem Geschick, bei Goethe, auch im Ringen mit der Welt, mehr ein Kampf mit sich selbst. In einem Briefe an Lavater nennt Goethe seine Seele „ein Fegfeuer, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durcheinander wirken." Was muß er in seiner Jugend mit sich zu thun gehabt haben, zwar weniger in bestimmten, bedrohlich auf ihn einstürmenden Versuchungsstunden, wie Schiller eine solche in Mannheim durchlebte, als in beständigem Bedrängtsein durch Fleisch und Blut! Die Sinnenglut und die Kreatürlichkeit Goethes kannte dieser nicht, weshalb auch der Sturm und Drang bei Schiller nicht den elementaren Charakter annahm, wie bei dem jungen Goethe. „Es wildzt die innere Natur" — dieses Wort aus der Frankfurter Zeit bezeichnet einen Aufruhr, der dem Räuberdichter wenigstens in dem Grade fremd war. So viel wildes Sinnenleben auch aus einigen Stuttgarter Gedichten redet, dasselbe war doch im wesentlichen nur ein jugendliches Einstimmen in den die medizinischen Kreise beherrschenden Ton. Das derb realistische Empfinden

stand ihm so wenig zu Gesichte, wie die Uniform des Feldschers. Es war nicht seine wirkliche Art. Seine Fehler und Schwächen, der Größe ermangelnde Charakterzüge, die sich erst im Laufe seiner Entwicklung veredelten, hatte natürlich auch Schiller. Aber bei all seinem Anteil am Menschlichen hatte doch schon im Jüngling das sittliche Pathos eine unbedingte, die Grundstimmung der Persönlichkeit ausmachende Oberhand. Daher sieht sich auch der weibliche Sinn und das junge Menschenherz zu ihm besonders hingezogen, während Goethe, der um den Sieg des Guten in sich erst so schwer ringen mußte, in seiner Gefolgschaft mehr die Männer hat, die da wissen von dem heftigen Widerstreit der zwei Seelen in des Menschen Brust.

Schiller war nach seines innersten Wesens Beschaffenheit eine jener Christusnaturen, die wie aus des Geistes stillen Friedensregionen zu uns niedergestiegen zu sein scheinen, um von dort als lichte Genien göttliches Leben hineinzuwirken in das irdische Treiben. In heißer Glut der Anfechtung müssen sie sich bewähren, aber aus ihren Wüstenstunden gehen sie hervor in des Helden Kraft. Ihr Dasein erscheint nun wie ein Weben in höherer Klarheit. Ihr ganzes Denken ist ein Zwiegespräch mit den idealen Mächten, ihre Rede hat etwas Befreiendes; auch das Gemeine, das sie berühren, ist geweiht. Doch sie müssen viel leiden, die Wirklichkeit des Lebens widersetzt sich der Erhabenheit ihres Sinnes; und bei aller Liebe, die sie der Welt entgegenbringen, steht's doch unter ihrem Bilde wie ein Wehmutswort: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Aber so recht von dieser Welt sind die Paulusnaturen, die Luthernaturen, zu denen Goethe gehörte. Wie aus dem Staube und der Unruhe dieses Lebens erwachsen, schreiten sie thatenfroh durch der Menschen buntes Gewühl. Sie rufen den Erdgeist, den ihnen vertrauten; sie lauschen dem, der stets verneint, und dabei heben sie sich doch mit mächtigem Seelenflehen dem läuternden Elemente entgegen. Sie müssen dahingehen durch vielen Widerstreit zwischen dem Gesetze des Geistes und dem Gesetze in ihren Gliedern. Es ist ihnen ein Pfahl ins Fleisch gegeben, und der Böse setzt ihnen auch auf der

Wartburg zu. Doch sie haben die Wurfgeschosse bereit. Im Schreiben, Dichten oder Reden erringen sie ihre inneren Siege, und die Leute sagen vielleicht schließlich: Siehe da, die vollendete Harmonie! Ja, Harmonie, die aber fortwährend wieder erstritten werden muß. Ihres Herzens ewiges Geständnis bleibt es: Nicht daß ich's schon ergriffen hätte, noch immer jage ich ihm nach — süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!

Schiller und Goethe sind gleich edle Gestalten, gleich groß durch das, was sie, sei es sich erhaltend, sei es sich erringend, aus ihrem Jugendleben gemacht haben. Als Adlerseelen stehen sie uns vor Augen. Aus luftigen Fernen, seiner Ideale Reich, fährt der eine herab; des Himmels Sonnengold auf seinem Gefieder, streift er die Erde mit majestätischem Fluge, aber dem Staube ergiebt er sich nicht. Aufwärts schwingt sich der andere; ob auch mit seinen Blicken immer wieder zur Erde geneigt, stäubt er die Fittige und sucht des Lichtes Blau. Wohl der Jugend, die Adlerschwingen hat und in Freud und Leid zur Höhe dringen kann! Aber ob ihr mehr Goethes Erdnatur, ob ihr mehr Schillers Geistnatur gegeben ist, des Adlers Flügel sind keine Naturmitgabe. Sie sind es nur in der Anlage, die jeder Mensch hat. Sie wachsen aus dem Herzen, das das Reine liebt, aus dem Willen, der nach dem Ewigen strebt, — der Seele Adlerflügel ist der sittliche Idealismus!



II. Teil.

Die Jugendwelt in den Dichtungen.

Siebentes Kapitel.

Spiel und Lust.

Am lebensfrohen Kaiserhofe, wohin uns der zweite Teil von Goethes großer Dichtung versetzt, harrt die Menge eines außerordentlichen Erweises Faustischer Beschwörungskunst. Da fallen die Wände des Rittersaales auseinander, vor den erstaunten Blicken baut sich eines Tempels Säulenhalle, und empor steigt aus dem „Reiche der Mütter" das Geheimnis der ewig schaffenden Werdekraft, ein wunderbarer Dreifuß. Wohlgerüche entströmen seiner Schale und dampfende Nebel. Die wallen und wogen nach Wolkenart,

> Gedehnt, geballt, verschränkt, geteilt, gepaart.
> Und nun erkennt ein Geistermeisterstück:
> So wie sie wandeln, machen sie Musik.
> Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie;
> Indem sie ziehn, wird alles Melodie.
> Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt;
> Ich glaube gar, der ganze Tempel singt, —

und heraus treten aus diesem jauchzenden Zauberdunst Jugendschönheit und Jugendkraft: Paris und Helena. Aber während sich diese vom Magier hervorgerufenen griechischen Sagengestalten mit ihrem sinnberückenden Glanze im Schauspiel bald wieder verflüchtigen und in nichts aufgehen, hat der Geist unserer Dichter eine deutsche Jugendwelt voll klingender und singender Poesie hervorgebracht, die in der herzansprechenden Schönheit ihres Gemütes ein unsterbliches Leben unter uns hat, — Jugendgestalten, die, unter welchem Namen und Gewande auch immer sie erscheinen mögen, in ihrer germani=

schen Innerlichkeit sich als die Unserigen darstellen und unseren jungen Geschlechtern die Herrlichkeit einer vom idealen Geiste verklärten Jugendkraft offenbaren.

Freilich bei weitem nicht alles, was uns aus Goethes und Schillers Werken als Jugendleben entgegentritt, erstrahlt in der Reinheit, Größe und Anmut des hochsinnigen Wesens, das unsere liebende Bewunderung weckt. Solche Jugendzeichnung würde ja wenig der Wirklichkeit entsprechen. Vielmehr ragen diese lichten Gebilde heraus aus einem sie umgebenden Gestaltennebel teils unbedeutenden, teils ungeläuterten oder auch verdorbenen jugendlichen Sinnes, und aus sittlicher Unreife und Unklarheit umwogt sie ein Dunst, der hier und da wohl auch ihren eigenen Seelengehalt trübt und die edlen Linien ihres Charakters zeitweilig verschleiern kann. Aber das Ungeistige in der dichterischen Jugendwelt unserer Klassiker hat doch selten etwas die Sympathie und die Hoffnung völlig Verscheuchendes, wie das in den Jugendgestalten unserer modernen Dichter so oft der Fall ist. Durch den Dunst, auch wo er recht dicht und schwer ein junges Herz erfüllt, webt doch fast immer, einen Franz Moor, Gianettino, Wurm und Mortimer, bei Goethe eine Adelheid von Walldorf ausgenommen, ein Duft von Lenzesblüte, der an einen hinter Oberflächlichkeit, Thorheit und Sinnlichkeit, hinter Verworrenheit und Charakterschwäche liegenden echten Seelenkern denken läßt, und der auch bei mancher moralisch niedrig stehenden oder innerlich gebundenen Existenz der Aussicht auf ein noch Werden und auf ein schließliches Reifen, ob unter diesem, ob erst unter höherem Lichte, freundlich Raum giebt. Der Glaube an das sich aufhellende göttliche Leben im Menschen, an dessen Bildungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit, deren Verwirklichung Schiller zumeist in die Erden- oder Todestragik verlegt, während Goethe sie wohl auch in die Ewigkeit hinausdehnt, so bei Gretchen, bei Werther, bei Mignon, bei Tasso in dem Bilde vom Seidenwurm, als stille Voraussetzung auch bei Aurelie in den „Lehrjahren“ und bei Ottilie in den „Wahlverwandtschaften“ — dieser Glaube Goethes und Schillers an

des Menschenherzens Vollendung geht durch ihre Dichterwelt und besonders durch ihre dichterische Jugendwelt wie eine versöhnende Melodie.

Doch nicht so sehr von dieser soll in dem vorliegenden Abschnitte die Rede sein, wie von der Seelenmusik der jugendlichen Empfindung, von jenem Wallen und Wogen und Klingen und Singen, auf das in der Elegie der Schatten Euphrosynes zurückschaut mit dem Wehmutswort:

Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach! wer schätzt ihn genug diesen vereilenden Wert —

wenn die Phantasie mit dem noch von keiner Lebenserfahrung eingeengten und von dem Gefühl des Stückwerks der Kraft noch nicht bedrückten Herzen ihr liebliches Spiel treibt; wenn sie dem gläubig lauschenden Sinn ihr schmeichelndes Lied singt, daß er sich von köstlichen Hoffnungen, von schönen Ahnungen, von beseligenden Gewißheiten wohlig umfangen sieht; wenn um Tassos Haupt „noch still der Zukunft goldne Wolke ruht," und durch diesen aus Himmelssonnenlicht gewirkten Flor sich des Lebens große Bilder darstellen in schimmerndem Glanze, und die leuchtenden Dunstgebilde sich dem Geiste fast mit jedem Tage zu neuen Erwartungen, zu immer kühneren Thatprojekten umgestalten, daß die Brust in der Ueberfülle des, was da kommen und werden will, sich nicht zu lassen weiß vor jubelndem Entzücken — o herrliche Zeit!

Aber wozu Einbildungen sich hingeben? Was soll die Illusionsmalerei? Nichts wie Leid der Enttäuschung bringt sie dem jungen Herzen! Da ist es doch wahrlich vernünftiger, von jung auf recht nüchtern und prosaisch, mehr pessimistisch als optimistisch, gegen alle Einflüsterungen des Inneren mißtrauisch ins Leben zu blicken! So möchte wohl mancher einwenden. Aus der Denkweise unserer Dichter wäre ihm zu entgegnen: Laß doch der Jugend die Freude des weltvergoldenden Traumes. Alle Schmerzen, die sie um des willen einmal erdulden müssen, wiegen ja die genossenen Wonnen nicht auf. Und dann, fragt nicht auch der Philister: was soll

des Regenbogens bunter Trug? Gewiß, er ist nur eine luftige Spiegelung, die wieder zerfließt, aber doch ist er nicht gehalt- und zwecklos; er ist nach Goethe

ins All gestellt
Als Zeugnis einer bessern Welt,
Für Augen, die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf.

So sind auch die Illusionen der Jugend, wofern es sich um mehr als bloße Ausgeburten des sinnlich-selbstsüchtigen Begehrens handelt, trotz ihres trügerisch vergänglichen Charakters segnende Mächte. Sie sind die ankündenden und vorbereitenden Boten der Ideale. Sie reden von einem Wirklichen, das weit hinausgeht über die Grenze des Vorhandenen, und nähren den Geist, der glaubend zu erschauen vermag, was er nicht sieht: ist das Erschaute auch noch Irrtum, die Seelenthätigkeit ist doch geweckt, geübt, sie wird bald durch den Schein zum Wesen dringen. Und sie entwöhnen den Sinn der Kleinheit des Wollens, in der die Menge sich gelassen bewegt: geht das Streben auch noch fehl ins Vage des Unmöglichen hinaus, des Herzens hohes Trachten ist doch entbunden, seine Kraft ist erregt, und das faßbare Ziel wird sich schon finden. Wer nicht einmal zu groß vom Leben gedacht und zu Großes sich vorgenommen hat, der wird schwerlich zu der inneren Größe gelangen, die die Welt in ihrer Bestimmung versteht und im hervorragenden Schaffen neue Werke zu bilden oder auszuprägen vermag. Durch Illusionen zum Ideal! Darum träume nur ruhig, du junges Herz. Ob auch bei weitem nicht alles sich erfüllen, nicht alles sich dir bestätigen wird; ob du dann auch einmal mit deinem Schiller durch manchen schweren Kampf der Entsagung wirst hindurchgehen müssen, du nimmst doch aus deines Traumes Phantasien etwas mit, was höher ist denn alle Vernunft der Realisten. „Tiefere Bedeutung liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre, als in der Wahrheit, die das Leben lehrt,“ sagt Max Piccolomini, und das gilt auch von den gedichteten Bildern, in

denen das Herz in frühen Jahren die Welt anschaut. Diese poetischen Ahnungen sind die Knospe, in der sich die Fruchtblüte jener Tüchtigkeit entwickelt, die die Welt vorwärtsbringt. Wehe unserem Volke, wenn unsere Jünglinge, unsere Jungfrauen anfangen wollten, mit nüchternen Augen um sich zu blicken! „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein," — diese Stimme der Weisheit aus dem „Westöstlichen Divan" ist für den Deutschen ein Natur- und Lebensgesetz.

Dumpf und beschränkt fängt es an das Träumen der Jugend und ins Lichte, Gewaltige wächst es aus. Auf der Mutter Schoß sieht Schiller den Knaben, wie er von dieser „heiligen Insel" herab lächelnd auf das Meer des Kummers schaut, das ihn unverstanden umflutet; und unter den moosbedeckten, zertrümmert umherliegenden Ruinen eines antiken Prachtbaues findet ihn Goethe, da, wo zwischen den grünenden und blühenden Gräbern der Vergangenheit zufriedene Armut sich ihre Hütte aufgeschlagen hat. Was denkt sich der Kleine bei all dem, was hier und dort ihn rings umgiebt? Spielzeug zu seiner Belustigung ist ihm das Traurige wie das Freundliche, das Liebliche wie das Erhabene. Aber aus den Eindrücken der Kindheit haucht bald ihn der Geist der Dinge an und öffnet, wenn auch erst unter wunderlichen Vorstellungen, den Blick für die kommenden Aufgaben und ruft im Spiel die Kräfte, die das Leben fordert. Dann tändelt das Mädchen mit der Puppe und zieht sie aus und an und kämmt und wäscht sie den ganzen Tag und übt in stillem Glück Geduld und Hingebung. Dann greift der Fürstenknabe Elpenor zum Schlachtschwert der Väter, das noch lastend ihm die Arme niederzieht, und an des Waldes Bäumen und Aesten stählt er in frohem Mute den widerstandbrechenden Siegesdrang, den durchdringenden Herrscherwillen. Dann fertigt der Sohn der Alpen sich Pfeil und Bogen, und mit jedem Spannen der Sehne spannt auch Walthers junge Seele sich aus, und das fliegende Geschoß treibt die Gedanken hinaus zu furchtlosem Wagen auf schwindelndem Steg, wo die Lawinen donnern, wo der Adler kreist.

Hinaus, hinaus! tönt's sehnend in des Kindes Brust. Zwar das Zimmer ist verschlossen, aber was schadet's? Die Phantasie des „neuen Amadis“ löst alle Riegel. Sie schweift frei und ungebunden umher. Sie durchstreift die Länder. Sie baut sich ein krystallenes Schloß. Sie überwindet den gräulichen Drachen, sie löst den Bann von dem zauberisch verwandelten Fisch, da ist es eine allerliebste kleine Prinzessin. Die reicht ihm galant und zärtlich ihre hübsche Hand, und er schwelgt in dem Lohn seiner Heldenthat. Doch bald genügen solche luftigen Abenteuer dem jungen Sinne nicht mehr, es reizt ihn zu konkreteren Thaten. Hinaus, hinaus! lockt die Stimme. Freilich das Haus darf der kleine Wilhelm Meister nicht verlassen, aber giebt's nicht Entdeckungsreisen, verborgene Welten auch innerhalb der vier Pfähle? Ha! Mütterchens Vorratskammer, die stets so fest verwahrte — heute ist in der Eile des Kirchgangs der Schlüssel abzuziehen vergessen. Und drinnen die gedörrten Pflaumen. Es ist dem Bürschchen nicht so sehr um den leckeren Genuß zu thun. Der würde ja auch seinem schmeichelnden Bitten zufallen, denn sie ist gut, die liebe Mutter, und Unrecht will er ihr nicht thun, — aber das kühne Unternehmen, der waghalsige Eroberungszug, das freie Umschauen auf neuen, unzugänglichen Gebieten! Und nun steht er mitten drinnen: da ein Kasten, himmlischer Fund! Was ihn zum Weihnachtsfeste so entzückt hatte, was dann, wie vom Erdboden verschluckt, bald wieder verschwunden war: im Gewirr der Drähte und Figuren sein Theater! Was so einmal glücklich aus seinem Versteck aufgespürt ist, wird ihm nun überlassen. Er darf damit schalten und walten nach Herzenslust. Hinaus, heißt's jetzt, hinaus ins große, weite Leben! Jetzt hat die Phantasie ja Material und sie ist unermüdlich, es zu immer neuen Gestalten umzuformen und mit diesen sich eine Welt zu bilden. Sie schafft sich Handlungen, gewaltige Ereignisse, unerhörte Heldenstücke. Aber die lassen sich schließlich besser, als mit Holzpuppen, mit lebendigen Menschenkindern, mit der bebänderten und aufgeschmückten Schar der Freunde und Freundinnen, ausführen. Und was

kommt's eigentlich auf lange Vorstellungen an? Die Mühe, diese zu dichten, kann man sich sparen. Die Hauptsache ist doch der letzte Akt, wo man recht rasen, mit den Füßen stampfen und vor Wut und Verzweiflung sich auf den Boden werfen darf. Das Ganze scheint Thorheit zu sein, keiner weiß eigentlich recht, was er sagen soll, es ist ja nichts aufgeschrieben, kaum etwas ausgemacht; aber desto mehr fühlt man innerlich, man fühlt dunkel und unaussprechlich eine Wucht und einen Reichtum von Heldengröße, und im kindisch närrischen und doch so ernst betriebenen Spiele weitet sich das Herz zur Wohnstätte für noch zwerghaft schlummernde, aber bald erwachende und rasch zu Riesen auswachsende Empfindungen.

Denn aus den Knaben werden Jünglinge. Hinaus, hinaus, ruft's jetzt — in deines Volkes Geschichte, in die Welt der Thaten, die die Väter vollbracht, und der Aufgaben, die sie unvollbracht hinterlassen haben; hinaus zu den Füßen der Lehrer, die, der Menschheit große Dinge behandelnd, Flammen der Begeisterung in die Seelen zu reden vermögen. Da sitzt Orest, den Arm geschlungen um seinen Pylades, an des Meeres rauschendem Gestade. Vom Himmel blinken leuchtende Sterne, und Sterne leuchten unter ihrem Gespräche in den Herzen auf. Nacht ist's ringsum, aber dadrinnen ist lichter Tag, ihrer Zukunft großer goldener Tag. Still ist's draußen in der Welt, aber in der Welt des Inneren ein Lärmen, ein Drängen; gewaltig dringen des Lebens trotzige Gestalten, ihr Bestes und Edelstes bedrohend dringen mit Gefahr und Schrecken feindliche Mächte daher, und, hingenommen von Thatenlust, reißt Orest das Schwert aus der Scheide. — Da wandelt Don Karlos in frohem Studienglück mit seinem Posa durch Alkalas hohe Schule und, berauscht von den humanen, freisinnigen Ideen, die sie miteinander austauschen, empört über das Treiben der Inquisition in König Philipps Reich, über Pfaffenbrut und Tyrannendruck, fällt er dem Freund um den Hals und schwört es ihm mit glühenden Wangen, auf seines Vaters Thron einmal der Schöpfer eines neuen, Licht und Heil spendenden Alters den Völkern der Erde werden zu wollen.

In des Jünglings Tage blickt so schon des Lebens Ernst hinein mit großen tiefen Augen, und hohe Gedanken erfüllen die Brust; aber im Herzen herrscht doch noch der Jugend Munterkeit, und die verlangt nach einem Gegengewicht gegen des Geistes Bürden in heiterem Scherz, in zerstreuendem Spiel und warum nicht auch, wenn's die Gelegenheit giebt, in schäumender Lust? Aufs Roß wirft sich Don Manuel und wild fliegt er dahin mit der Genossen fröhlichem Schwarm. Diana gehören die Wälder, und wer sie liebt, dem schenkt sie mehr als die Beute der Jagd:

Man ist auf mit dem Morgenstrahl,
Wenn die schmetternden Hörner laden
Lustig hinaus in das dampfende Thal,
Ueber Berge, über Klüfte,
Die ermatteten Glieder zu baden
In den erfrischenden Strömen der Lüfte!

Doch noch einer anderen Gottheit gehört der Wald, Amor dem Herzensbezwinger. Er lockt das junge Völkchen in seinen kühlen Schatten. In bunter Reihe lagert sich der Kreis, es wird gesungen, geplaudert, geneckt, und Gesellschaftsspiele erhöhen die fidele Stimmung. Wer kennt nicht Goethes niedliches Gedicht „Blinde Kuh"? Und kurz vorher steht sein Lied vom „Fuchs", beide entstanden nach vergnügten Ausflügen in der Zeit seiner gewaltigen titanischen Dichtungen. „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; lebt er lang, so wird er alt. Lebt er, so lebt er; stirbt er, so stirbt er; man begräbt ihn nicht mit der Haut," — dies Verslein muß jeder hersagen, während er ein glimmendes Holz weitergiebt. Jeder sucht Spruch und Span so schnell wie möglich loszuwerden, denn wo die Kohle erlischt, da kostet's ein Pfand. Und wer weiß andere Pfänderspiele? heißt's dann wohl bald. Hier ein neues, schlägt der junge Laertes in den „Lehrjahren" vor, dabei werden uns die Stunden angenehm vergehen: Wir denken uns, wir wären ein Haufen wildfremder Menschen, die sich zufällig zusammengefunden haben; der eine ist ein pensionierter

Offizier, einer ein Fechtmeister, ein anderer ein Jude, ein reisender Engländer, eine Tyrolerin u. s. w. In lebhafter Unterhaltung miteinander strengen wir Humor und Einbildungskraft aufs möglichste an, und wer irgendwie aus seinem Charakter herausgeht, wird gestraft. Gesagt, gethan. Welch lustige Kurzweil und dabei voll Witz und Geist, bis alles in stürmischer Heiterkeit endet.

Nun wird zum Tanze aufgespielt. Hier hat unser Schiller das Wort:

Siehe, wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
    Drehen! Den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
Seh' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
    Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
    Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge;
    Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreißen die Kette des Tanzes,
    Schwingt sich ein mutiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet;
    Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick; in wildem Gewirr durcheinander
    Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich;
    Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
    Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.

Und neben diese anmutige Malerei des Beschauers, die dem reflektierenden Dichter der Hintergrund zu einer philosophischen Betrachtung wird, stellt nun Goethe das Bild frohen Erlebens in dem enthusiastischen Ausrufe seines Werther:

„Wie ist mir's so leicht vom Fleck gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben und mit ihm herumzufliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging. — Tanzen muß man Lotte sehen! Siehst du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer

Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andere vor ihr."

Da fühlt das Herz nichts von dem bannenden Zauber der Fragen, die es ernst zu beschäftigen pflegen. Da ist es frei von den Sorgen und Pflichten, die schon das junge Leben der mutterlosen Haustochter vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch nehmen. Da sind selbst vergessen die wehen Erinnerungen vergangener Tage. Brausende Lust, vom Geist des Rhythmus geweckt und geadelt, hebt den Sinn leicht über alles hinweg. Das ist die glückliche Jugendart. Das junge Herz dürstet nach Freude, und wenn des Glückes Himmelsschleusen sich aufzuthun scheinen, dann ist alles Gefühl der langen Dürre wie weggenommen. Dann empfindet Beatrice, die Schwester der feindlichen Brüder, nicht mehr die entsetzliche Verlassenheit der im Aetnakloster verbrachten Kindheit, wo niemand ihr sagen durfte, wer und woher sie sei. Dann ist eine Leonore von Este ausgesöhnt mit den Schmerzen und Entbehrungen des leidenden Mädchens, über dem Jahre lang der Todesengel schwebte, und von dem alles und jedes, was der Schwester das Leben verschönte, ängstlich ferngehalten werden mußte. Dann ergreift Wilhelm Meisters Marianne und selbst eine Lady Milford in „Kabale und Liebe" jauchzenden Sinnes den schönen Besitz der Stunde; all das Elend der Armut nach des einstigen Reichtums verwöhnenden Tagen, ja sogar der Jammer der Irrwege, auf die menschliche Fallstricke ihr junges Leben gezogen hatten, haben dem Herzen nicht die Fähigkeit genommen, an dem Gedanken des reinen Genusses sich wieder aufzurichten aus schwerer Trübsal. In „Hermann und Dorothea" preist der Pfarrer den freudeempfänglichen Jugendsinn, der „heilsam geschwinde die Spuren tilget des schmerzlichen Uebels, sobald es nur irgend vorbeizog." Die Freude ist der Jugend ein Heiland, dem sie, auch wenn er lange gesäumt hat, mit dankbarem Hosiannah entgegeneilt, während das Alter, wenn nach herbem Geschick

endlich das Glück ihm die Hand reichen will, oft mit verbittertem Gemüte spricht: Geh weiter an eine Thür, wo du noch willkommen bist; einst habe ich lechzend nach dir ausgeschaut, jetzt bin ich dir abgestorben, und mein getrübtes Auge verträgt deinen Glanz nicht mehr; doch willst du dennoch hinein, es sei, aber du wirst mir kein Lächeln mehr abgewinnen!

Freilich auch über das jugendliche Empfinden kann ein das Innerste erschütterndes Unglück kommen, das der Seele den Trieb des Frohsinns für immer ausbricht. Wenigstens bedauerlich eingeknickt zeigt sich dieser Trieb bei dem Sänger des „Befreiten Jerusalem". Des Vaters Sturz, der über das geliebte Haupt ausgesprochene Bann und die Zerstreuung der Familie haben dem jugendlichen Tasso seine Kindheit verwüstet und schon dem Knaben den Glauben an die Menschheit und an sein Glück mit so rauher Hand angetastet, daß er mißtrauisch und mißmutig in sich selbst versank. Nur traurige Lieder flossen von des Jünglings Lippen. Auch am Hofe von Ferrara, wo man sich beeifert, seinem Busen Sicherheit und Zutrauen einzuprägen, wo er, wie selten einer, mit Gunst und Anerkennung überschüttet wird, hellt bei all diesem Sonnenschein seine Seele sich nicht auf. Sein menschenscheues Wesen ist nicht zu überwinden, sein Argwohn nicht zu brechen; und wie sehr er sich auch bemüht, den fürstlichen Freunden das Gute zu danken durch freudige Teilnahme an ihrem Lebensgenuß, die Schwermut der Nachtigall bricht doch immer wieder durch. Es ist ihm nicht möglich, sich frei und froh den schönen Eindrücken zu erschließen. Sein Gefühl sucht in allem, was ihm aus reinster Herzensliebe entgegengebracht wird, ein trübendes Element, und, wie von einem Dämon geplagt, ist er geschäftig, sich die Quellen der Lust mit eigener Hand zu verschütten.

Noch um vieles verfinsterter zeigt sich diese Gemütsart an der Aurelie in Goethes großem Roman, die, als arme Waise in das Haus einer Tante gebracht, als Kind bei dieser nichts anderes zu sehen bekommen hatte wie moralischen

Schmutz, schandbare weibliche Sichselbstentehrung und wüste Leidenschaft in den Augen ihrer Gönner. Einen Abscheu gegen jegliches Gemeine, der noch durch die Kenntnis der Mädchen, mit denen sie umzugehen hatte, gemehrt wurde, und begeisterte Hingabe an das Edle und Hohe nahm sie aus solchen Erfahrungen mit, aber auch den nagenden Kummer der Seele, die frühe in die Tiefe der Sünde geschaut hatte. Ihr Idealismus führte die Schauspielertochter auf die Bühne. Durch die Kunst, deren Meisterwerke sie in verständnisvoller Darstellung und mit feurigem Sinne zu deuten wußte, wollte sie auf ihre Nation wirken. Der immer mehr wachsende Beifallssturm, der ihrer Auffassung der Rollen zuteil wurde, trug sie zu immer bedeutenderer Vollkommenheit empor; aber die bald ihr aufgehende Einsicht, daß dieser Enthusiasmus der sogenannten Theaterfreunde nur zum geringen Teil ästhetische Ursachen hatte, daß dieselben vielmehr die heilige Kunst, der sie lebte, mit begehrlichen Empfindungen für deren Priesterin entweihten, fraß sich wie ein Wurm in ihre Seele ein. Menschenhaß bemächtigte sich ihrer und Verachtung der erbärmlichen Welt. Den letzten Rest von jugendlicher Freudigkeit verzehrte ihr dann eine Selbsttäuschung, in die sie verfallen war, indem sie die Freundschaft eines hochgesinnten Kunstfreundes, der sie mit seinem Geschlechte auszusöhnen imstande gewesen wäre, für Liebe ansah und in ihrer heftigen Neigung keine Erwiderung fand. Jetzt war es vorbei mit Lebensmut und Lebenshoffnung. Mit grollendem Pessimismus weist sie alle erhebenden Einflüsse von sich ab. In Unliebenswürdigkeit gepanzert steht das Edle der Welt gegenüber, nur noch verletzend, störend, erbitternd. Sie will für sich keine Freude mehr, aber sie will auch keine Freude mehr um sich dulden. Ihr ganzes Wesen und Gebaren ist eine stetige Aengstigung der Gemüter, wie im Hause, so im Theater. Ihre Leistungen auf der Bühne werden immer großartiger, aber die Tragik, die sie spielt, ist ohne Verklärung, ohne Versöhnung, es ist ein zwar hinreißendes, doch die Zuschauer entsetzlich aufregendes Spiel, denn es ist ein Wühlen im Schmerz, im eigenen

Lebensschmerz, und an dieser Selbstaufreibung geht Aurelie zu Grunde.

Bekanntlich hat Schiller die Sonnenlosigkeit im jungen Menschenherzen und die Unfähigkeit des unbefangen frohen Genießens im Bilde seiner ahnungsdüsteren Kassandra verkörpert, deren Schatten zum Teil auch über die Gestalten seiner Thekla und seiner Johanna fallen. Es hat etwas ungemein Ergreifendes: das schöne lenzesfrische Antlitz mit den Zügen des Hohen und Erhabenen und mit den leuchtenden Augen, die aber nicht lachen können, weil sie nicht an dem Gehalte der Stunde zu haften vermögen, sondern beständig hinausblicken müssen in die Zukunft und voraussehen müssen das Ende dessen, was jetzt so freudelockend daliegt, und vorausfühlen müssen die Schrecken des Untergangs.

Gewissermaßen das Pendant dazu, nicht minder ergreifend, ist Goethes Mignon, das nervös erregte Seiltänzerkind im buntseidenen Gauklergewande mit der bräunlichen Gesichtsfarbe des Südens und dem geheimnisvollen Seelenleben, das aus den stummen zuckenden Lippen spricht; das seltsame Mädchen in der Knabenkleidung mit dem langen schwarzen Lockengekräusel und diesem wunderbaren Blick der träumenden Augen, der jedem denkenden Betrachter unlösliche Rätsel aufgiebt. Er weilt nicht in Gegenwart und Umgebung, er ist beständig rückwärts gewandt in weite Fernen, hinüber nach Italien, zur Hütte am See, wo die armen Fischerleute wohnen, denen man die spielend umherschweifende Tochter geraubt. Und wie in dunkel ahnendem Gefühl ihrer Abkunft weilt der Seele Blick auch nicht bei diesen Eltern, an die kein Band der Natur sie knüpft. Ihn zieht es im Träumen des Tages und der Nacht zu jenem Grafenschloß, auf dessen Stufen die Kleine bei ihren unbeaufsichtigten Streifereien auszuruhen liebte; hin zu den ragenden Säulen des Palastes und zu den schimmernden Sälen, in die sie so oft staunend geschaut hatte; und die Marmorstatuen dort, sie reden so laut in ihrem Geiste, fragend und klagend sehen sie sie an: „Was hat man dir, du armes Kind, gethan?" Und dieses Weh der Heimat brennt

um so heißer in ihrem Herzen, weil sie nicht sagen darf, was sie bewegt, denn ein Gelübde, der um Rettung angeflehten Madonna dargebracht, verbietet ihr, Menschenohren ihren Kummer auszusprechen. Sie muß verschlossen ihn in sich tragen, ohne ihn je los werden zu können; sie muß, lebend und webend im Lande der Citronen, in des Nordens kalter Welt ihr Dasein aushalten und das Verlorene beweinen, das, ob auch ihr unbewußt, doch an ihrer instinktiv fühlenden Seele als ein zwiefach Verlorenes reißt. Erweist sie sich doch auch in anderen Dingen als ein mit Ahnungskraft begabtes Wesen. Wohl erlöst sie dann Wilhelm Meister aus der Hand ihrer Peiniger, sie braucht nicht mehr das verhaßte Handwerk auszuüben, sie wäscht sich in leidenschaftlichem Reiben die Schminke ab, sie schleudert das Komödiantenwams von sich; aber ihr Leid bleibt, es bleibt die Erinnerung, es bleibt die schweigsame Sehnsucht, und damit bleibt die todeswunde Melancholie, die nie ein Frohsein in ihr wird aufkommen lassen. Mignon kann heiter erscheinen, sie kann sogar lustig sein. Dann rast sie, die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum, ihre Haare fliegen, und indem sie den Kopf zurück und alle Glieder in die Luft wirft, gleicht sie der wilden Mänade. Aber wer traut dieser unheimlichen Lust? Wer spürt darin nicht die Gewaltsamkeit der Schmerzbetäubung? Mignon vermag nur „zu lieben und — zu trauern"! Ueber ihre Liebe später.

Doch solche umflorten Gestalten sind nur seltene Erscheinungen in der jungen Welt, und wo ein Flor sich um das Herz gelegt hat, da stiebt er bald wieder auseinander wie der Nebel, den der erste Sonnenstrahl zerteilt. Und es braucht gar kein wirklicher zu sein, nur ein Strahl der Hoffnung. In welches Düster des Leides als Gattin und republikanische Patriotin sieht sich Schillers junge Leonore eingehüllt, als ihr innig geliebter und hoch bewunderter Fiesko seines Ehrgeizes gewagte Wege beschritt; aber wie schnell läßt sie sich, und das wiederholt, aus ihrer finsteren Anschauung

der Dinge herausreißen durch ein einziges Wort, das sie sich, und nur gar zu gern dazu bereit, im Sinne ihrer Wünsche auslegt: ein Wort, und aller Kummer ist zerstreut, und freudiges Licht des Lebens umfängt sie wieder! Wie vermag Goethes Egmont noch unter den Schrecken des Kerkers, wo sein Tod bei der Lage der Dinge ihm absolute Gewißheit sein muß, ja wo er selbst eben in schlafloser Nacht das beständig erwogen hat, sich mit einem Schlage das sonnigste Bild vorzuzaubern: einen ganz unwahrscheinlichen Fall bedacht, und lauten Freiheitsjubel vernimmt sein Ohr, er sieht sich als der glücklich der Gruft Entstiegene erlöst in seines Volkes Mitte und trinkt des neuen Daseins erquickende Lüfte! Wie leicht schwingt sich Maria Stuart, vom Dichter als 25jährige Königin vorgestellt, im Garten von Fotheringhay zu hoffnungsvollster Lebensfreude auf: die kleine Gunst, die gar nicht einmal als Gunst beabsichtigt ist, begrüßt sie als Verkündigerin großen Glückes, — mit der kleinen Freude, meint sie, will man sie allmählich zu Größerem wieder gewöhnen!

In dieser Leichtigkeit des Hoffens bei bedrohlichem Wogendrang findet die Jugend die Elastizität zum kühnen und gewaltigen Wagen, die für die Gefahr kein Auge hat und Centnerlasten mit Federn aufwiegt. Dieser leichtblütige Geist läßt den Knappen tauchen in den Höllenrachen, und Marquis Posa läßt er in der Hölle von Madrid mit den Teufeln spielen, als wären es Schachfiguren. Dieser beneidenswerte leichte Sinn giebt dem Mönche Demetrius den frohen Mut, es in der Eroberung seines Väterreiches mit des Boris unermeßlichen Streitkräften aufzunehmen; dem jungen Melchthal giebt er die Zuversicht und die Unternehmungslust und die Unerschrockenheit, die ihn zu einem zwar der weisen Leitung bedürftigen, aber den Alten doch höchst willkommenen Gliede ihres Bundes macht. Sein jünglinghaftes Auffassen und Anfassen des Werkes ist für sie doch ein erwärmender Anblick, wie auch das Wesen Georgs, des Reiterjungen, für seinen bedrängten Herrn eine Wohlthat ist. Welche prächtige Goethesche Gestalt dieser jugendfrische Bursche, der wie des Ritters

Schatten immer an seinen Fersen hängt! So treu und rein, mit dem Herzen des Kindes und dem Drang des Mannes: „Jetzt schieß ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und stark, gieb mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!“ Köstlich ist sein Auftreten in Bamberg, wo er den treulos wankelmütigen Weislingen an seine Pflicht mahnt, und wo der vornehme Herr auf den geringen Boten verächtlich niederblickt. „Das verdroß mich. Ich sagte, es gäbe nur zweierlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen!“ Aber am liebsten gewinnt man ihn auf der belagerten Burg, wo er, eben im Handgemenge seines Herrn Lebensretter geworden, die sorgenvollen Gesichter durch sein ganzes Auftreten aufheitert, immer singend, immer frohgemut bei Tische sein Hoch ausbringt auf die Freiheit und auf die Uebermacht drunten niederschaut wie „die Katze auf eine Armee Mäuse“; wo ihn die Breschen in den Mauern und das Ausgehen der Vorräte nicht weiter beunruhigen, solange noch Stoff da ist zum Kugelgießen; wo er unter heftigem Gewehrfeuer zum Dach hinausklettert, um die Rinne loszuschlagen, und, umschwirrt von den feindlichen Geschossen, sich der Taube freut, die der Schütze statt seiner getroffen, und mit der doppelten Beute, dem Blei und dem Braten, zu den Belagerten zurückkehrt.

Ein Seitenstück zu Georg ist Goethes Klärchen, in Treue, Frische und Keckheit und in der Freudigkeit des Hoffens und Wagens diesem verwandt.

Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!
Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit mutigem Schritt,
Ging durch die Provinzen,
Ging überall mit!

Die großen Linien sittlich-idealer Anschauung einer Schillerschen Louise Millerin und jene feine weibliche Zurückhaltung,

in der sich dort die Neigung des armen Mädchens zu dem vornehmen Bewerber darstellt, gehen ihr, der unerzogen Aufgewachsenen, ja ab. Sie ist auch in ihrem Herzensleben, und ein weiteres hat sie überhaupt nicht, der gedankenlos in den Tag hineinlebende Springinsfeld. Aber diese Wildpflanze hat nicht nur in Duft und Erscheinung etwas Entzückendes, was sie zu einem bevorzugten Liebling unserer Jugend macht, sondern sie ist auch bei allem Tollen und Tummeln doch von Tiefe der Seele, und in ihrem sinnenfreudigen Hängen an Größe und Glanz und an dem fürstlich prachtvollen Schmucke des Geliebten birgt sich ein guter Kern hochgestimmter Jugendlichkeit. Am schönsten tritt der zu Tage in ihrem Versuche, das Volk für Egmonts Befreiung aufzuwiegeln. Ein ergreifendes Jugendbild: diese Furchtlosigkeit auf der Straße, wo Alba tausend Augen hat, diese enthusiastische Siegesgewißheit, wo die Stadt wehrlos ist, diese zweifellose Ueberzeugung, daß alle denken, lieben und entbrennen müssen wie sie, dieses flammende Flehen um Thaten! Umsonst, sie haben nicht den Mut, denn sie haben nicht dieses jungen Herzens leichtes Blut.

Von wesentlich anderer Art, wie der leichte Sinn Georgs und Klärchens, ist der Leichtsinn eines Egmont. Dieselbe munter sprudelnde Lebenslust, dieselbe freie Heiterkeit des Gemütes, ihr unbesorgtes Sichpreisgeben in Blindheit gegen die Gefahr und ihr wagemutiges Sicherheitsgefühl in jugendlich optimistischem Ansehen der Dinge. In keiner Weise auf seine Rettung bedacht, verharrt er auf dem stündlich bedrohlicher werdenden Boden Brüssels. Vertrauensselig wartet er trotz Oraniens dringender Vorstellung des spanischen Diktators, seines Todfeindes, Ankunft ab. Gleichgiltig, als wären alle diese Truppenaufzüge ein Fastnachtsscherz, schlendert er in Albas Umklammerung umher. Mutwillig begiebt er sich sogar in die Höhle des Löwen. Aber wird das alles in Anbetracht der ihm obliegenden heiligen Pflicht, sich für sein Volk, für Vaterland und Freiheit zu schonen, zur unverantwortlichen Leichtfertigkeit, so wird sein Verhalten auch durch die Beweggründe in ein wenig günstiges Licht gestellt. Das ist nicht

wie bei Georg und Klärchen ein zum Wohle anderer erforderliches tollkühnes Wagen, auch nicht das vom eigenen Kraftgefühl und von der Selbstachtung geforderte Wagen des Jugendmutes. Vielmehr spricht er in der Erwiderung auf die warnende Stimme eines väterlichen Freundes am Hofe von Madrid sein Inneres bezeichnend mit den Worten aus:

„Ich soll leben, wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück. Leb' ich nur, um aufs Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? ... Und wenn ich ein Nachtwandler wäre und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauses spazierte, ist es freundschaftlich, mich beim Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu töten? ... Sind uns die kurzen, bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Mut, eine angefrischte Phantasie um unseres Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt: ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehen. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja selbst ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen, da lieg ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinnst das blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Wert des Lebens geht?"

Dieser „ganze freie Wert des Lebens" ist aber hier in seinem Munde nicht der hohe ideale Begriff, zu dem sich Egmont erst im Angesicht des Blutgerüstes aufschwingt, nicht der Wunsch, ein freier Mann zu sein in den vom spanischen Joche befreiten Niederlanden. Zu diesem Ideale wollte ihn gerade Oranien aufrufen. Aber das verlangte Rückkehr in die Provinzen, thatkräftige Entschlossenheit, mühevolle und entbehrungsreiche Waffengänge. So sehr sich Egmont wiederholt als Held bewährt hatte, jetzt wäre der Kampf wider seinen Sinn: ihn fesselten die Hauptstadt und ihre Freuden, die Vergnügungen

des Brüsseler Lebens, die frohen Gesellschaften, Maskeraden und ritterlicher Pferdesport, Scherz und Spiel und das Glück der Liebe. Um darum nicht gebracht zu werden, verschloß er sich die Augen und redete sich ein, die Freiheit wäre durch Alba gar nicht gefährdet. Der „freie Wert des Lebens", den sich Egmont wahren will, ist also nichts anderes wie der von keinen vernünftigen Erwägungen, von keinen Pflichtgeboten und in Anspruch nehmenden Aufgaben gestörte Sinnengenuß — bei der liebenswürdigsten aller Goetheschen Jünglingsgestalten allerdings ein anmutiger, feiner und harmloser Sinnengenuß, der seine edelgesinnte Persönlichkeit nicht erstickt und ihren schönen Eindruck in den Augen seiner Mitwelt nicht verdunkelt; aber doch ein die Berufsgeschäfte möglichst abschiebendes Leben, das sich stark zum Eitlen und Nichtigen neigt.

Schiller hat dieselbe, den Reizen der Welt sich hingebende jugendliche Genußsucht in seinem Rudenz verkörpert, dem Sohne des Schweizer Adels, den der prunkende Staat und die rauschende Lust des Wiener Hofes sowie die Auszeichnungen, die dort verliehen werden, gar arg bethört haben. Sein heimatlicher freier Rittersitz mit dem patriarchalischen Leben des Herrn inmitten seiner Knechte, mit der schlichten frommen Vätersitte und dem fleißigen Mitthun an der Arbeit, umgeben von einer großartigen Natur und umklungen von den melodischen Herdenglocken, erscheint ihm jetzt als etwas so Armseliges und Unwürdiges; die höfische Nichtsthuerei in Glanz und Flitterschein haben ihm so das junge Herz verblendet, daß er, um daran teilhaben zu können, nahe daran ist, seine herrliche Unabhängigkeit zu mißachten und leichtsinnig wegzuwerfen das teure Erbe idealer Güter, das die Vorfahren mit ihrem Schweiß und Blut errungen haben, und an dem die Liebe und die Begeisterung seines Volkes hängt. Aber dieses leichtfertige Aufgehen in nichtigem und müßigem Lebensgenusse ist bei Ulrich von Rudenz nur eine seinem Wesen fremde Verirrung; dazu hat er doch zu viel seelischen Wertgehalt in sich; und als ihn seine Bertha aus diesem Zustande erlöst, darf er es ihr bekennen, daß seine Seele oft schwer darunter gelitten habe.

Solche Skrupel der Innerlichkeit kennt die Jugend nicht, die sich unter Wallensteins Fahnen zusammengefunden hat, die Lebewelt des Heerlagers ohne Ideale, ohne Vaterland, ohne bürgerliche Existenz, lediglich Söldner mit „Klauen und Geiersgriffen“ und mit den Trieben des Vagabunden:

Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertrauen,
Nicht zurück, auch nicht vorwärts schauen —
Drum hab' ich meine Haut dem Kaiser verhandelt,
Daß keine Sorg' mich mehr anwandelt.

Zwar die Pappenheimer Truppe ist von wesentlich anderem Kaliber, der gute Geist ihres Führers, des jungen Piccolomini, hat auch sie geadelt; wir begegnen ihr später noch einmal. Aber der Holkische Jäger, der in obigen Worten sein Bekenntnis ablegt, ist der rechte Repräsentant seines Standes. Es ist der lange Peter aus Itzehoe, der seines Vaters Vermögen verjubelt und dann die Feder vertauscht hat mit der Kugelbüchse, um als Wallensteinscher Soldat auf anderer Leute Kosten ein faules und lustiges Leben zu führen. Querfeldein durch die Saaten jagen, sengend und brennend sich durch die Länder treiben und tüchtig dreinschlagen, im übrigen aber bequemen Dienst ohne Manneszucht, nach Herzenslust sich gehen lassen können und, was man erbeutet hat, möglichst rasch wieder loswerden, das ist ein Leben nach seinem Geschmack. Schließlich endet's eine Kugel, das sagt er sich wohl, aber was schadet's? Dann hat man doch wenigstens was von seinem Dasein gehabt. Darum, so schlürfen wir denn die Neige der köstlichen Zeit!

Die Jugend brauset, das Leben schäumt;
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!

— dieses Lied, in das ein fröhlich singender Jünglingskreis unwillkürlich hohe Empfindungen nach des Dichters Art hin-

einzulegen pflegt, ist doch hier von dem Söldner recht leicht und oberflächlich gemeint.

Die gleiche gehaltlos windige Jugendlust deckt Goethe uns in einer ganz anderen Welt auf, unter den Schauspielern seines großen Romans, und besonders in seiner Philine. Diese kleine zierliche Person mit den blauen Augen und den blonden Locken, an der alles quecksilberige Beweglichkeit ist bis hinunter zu ihren klappernden Pantöffelchen, ist eines von jenen flatterhaften Geschöpfen der Bühne, für das immer der früher übliche Name Komödiant der zutreffendste bleiben wird. Ihr ganzes Sinnen und Treiben ist Komödie. Ohne innerliche Verbindung mit der Kunst, dem Theater nur zugewandt aus Liebe zum Schlendrian und zur Ungebundenheit, deshalb auch für geistig zu durcharbeitende Rollen untauglich, führt sie auf den Brettern in leichtem Zeug ihren eigenen possenhaften Sinn auf, und das Spiel des Abends mit seinen Narrheiten, mit seiner Verstellung, mit seiner neckischen Intrigue, auch mit seinen lockeren Reden und Handlungen setzt sie draußen im Leben fort. Denn was ist denn des Lebens Zweck und Wert? Doch daß man sich amüsiert und tüchtig lacht, daß man sich und anderen auf lustige Art, gleichviel durch welche Mittel, die Langeweile verscheucht. Was nicht Spaß macht, taugt nichts, und was zur Zerstreuung dient, ist recht und gut, ob's auch wider Sitte und Anstand ist, ob's auch Verwirrung anstiftet, ob's andere ärgert und boshaft ist, gleichviel, wozu sind denn die Menschen da, als daß man sie zum besten hat und sie zu seiner Unterhaltung benutzt? Natürlich ist ihr auch die Liebe lediglich Scherz und Vergnügen, Kinderspiel für kurze Stunden, eben so schnell weggeworfen, wie in der Laune wieder aufgesucht. Die tieferen Empfindungen des Frauenherzens gehen ihr zwar nicht völlig ab, dieselben können wohl auch einmal in rührender Opferwilligkeit hervortreten; aber das geschieht selten, denn über dem Guten liegt ein fast undurchdringlicher Schutt von Tollheit, Leichtfertigkeit und Schelmerei. Philine hat Geist, ziemlich viel Geist, aber ihr Wesen ist Sinnlichkeit und eine für junge ungefestigte Männer-

herzen um so gefährlichere, weil alles an ihr glitzert und flimmert in wechselndem Reize. Sie ist jene Libelle in Goethes Leipziger Gedichte, die, wie sie so munter um die Quelle flattert, das anschauende Auge erfreut durch das Rot und Blau und Grün ihres fortwährend sich verändernden Farbenschillers. Doch gleicht sie dieser auch darin, daß wer nach ihr die Hand ausstreckt, erkennen muß, daß an ihr wenig dran ist. Sie wird im Roman nach langem, von Eifersucht geplagtem Werben der Besitz des sehr jugendlichen Abenteurers Friedrich, des Bruders eines vorzüglichen adeligen Geschwisterpaares, des Lothario und der Natalie, den diese aber am liebsten hundert Meilen von sich entfernt wissen. Denn wenn er auch ein harmloser Junge ist, der nichts Böses verübt, so ist er doch einer von den Kreaturen, die vor innerer Zerstreutheit und verrückten Einfällen es zu nichts gebracht haben, die zu keiner Arbeit zu gebrauchen sind und die, in sich selbst freilich immer höchst vergnügt, doch ihrer Familie eine Plage sind. Was aus dem Bunde dieser zwei ewig Kinder bleibenden Menschen wohl werden mag?

Noch ein besonderer Typus des in Spiel und Lust aufgehenden Jugendsinnes sei mit der Luciane der „Wahlverwandtschaften" kurz skizziert. Es ist das reiche, geistig geweckte und schöne Mädchen, welches das Unglück gehabt hat, von all ihren Erziehern verhimmelt worden zu sein; die Bedauernswerte, die nie an Gemüt und Charakter zum Menschen, zum Weibe, zur Christin, sondern zur Weltdame, zur Salonpuppe herangebildet ist. Sie soll einmal das Glanzgestirn der Residenz werden, und ihr Beruf wird es sein, zu repräsentieren, möglichst viel Geld zu verpuffen, in immer neuer Belustigung der „Gesellschaft" die raffinierteste Erfindungsgabe zu entfalten und als die Göttin ihrer Kreise bewundert und angebetet zu werden — so etwa hatte sich ihr der Begriff ihres Lebenszweckes geformt, als sie, kaum achtzehn Jahre alt aus der Pension zurückkehrend, sich selbstverständlich sofort verlobte und zwar mit einem jungen Baron, dem „sein ansehnliches Vermögen das Recht gab, das Beste jeder Art sein

eigen zu nennen", die besten Pferde, die besten Weine, die besten Möbel, also auch das beste Spielzeug und Ausstattungsstück genannt Frau. Luciane ist aufs beste für das Leben der oberen Zehntausende abgerichtet. Sie weiß sich in der Welt zu bewegen mit der nötigen Aufgeblasenheit, mit der über alles erhabenen Selbstgenügsamkeit, mit nichts respektierender, das eigene Ich zum Gesetz der Dinge machender Freiheit des Betragens, die sich als gesellschaftliche Sicherheit empfiehlt, mit der vollen Herrschaft über die Geheimnisse der Toilettenkunst und über die Kunstgriffe der Koketterie; sie hat es gelernt, um ihr rüdes, unerzogenes Wesen den Schein der Anmut zu breiten und die innere Hohlheit des Geistes, der alles durchgejagt und nichts sich angeeignet hat, als reiche Bildung auszuputzen, kurz sie ist eine vorzügliche Dame. Und vor allem versteht sie zu leben. Sie giebt ihrem Verlobten einen Vorgeschmack davon in dem Saus und Braus ruheloser Belustigungen, mit dem sie auf dem Gute der Mutter „den Lebensgenuß im geselligen Strudel vor sich herpeitsche" und dann, als hier alles aufgebraucht war, den Heuschreckenschwarm ihrer Verehrer in polnischer Wirtschaft über die Nachbargüter herfallen ließ. Ob der Bräutigam dieses teure Geschöpf liebt? Ob sie ihn liebt? Du lieber Himmel, was kommt es darauf an! Haben sie doch, jeder in seiner Art, eine hochfeine Acquisition aneinander gemacht. Natürlich lieben sie sich da „unendlich". Das schließt freilich nicht aus, daß sie ihn nur als Mittel zum Zweck behandelt und gelegentlich auch mißhandelt. Aber das muß man sich von dem entzückenden Kinde für all das heitere Leben, das sie um sich zu zaubern vermag, gern gefallen lassen. Sie kennt ja in ihrer Weltlust überhaupt keine Rücksichten. Sie tritt, wenn diese es fordert, mit derselben Roheit und Ungezogenheit auf der Mutter wie auf jedem anderen Gemütsleben herum, besonders auf dem ihrer armen und abhängigen Nichte, der lieblichen Ottilie. Ihre geehrten Mitmenschen sind ihr eben nur „die Affen", die sie hätschelt, die sie verspottet, mit denen sie es treibt, wie es ihr paßt, und wenn auch einmal das Herz mächtiger ist, als Eitel-

keit und Mutwille, und eine gutmütige Wallung über sie kommt, so wird doch auch solche Gutthat durch die Sucht, in allem sich selbst zu genießen, zu einem verletzenden Eingriff in das Empfindungsleben des andern.

In Eugenie („Die natürliche Tochter") zeigt Goethe, wie das von den Armen des Glückes gewiegte und für des Lebens glanzvollste Höhen, zum Wandeln sogar in fürstlicher Herrlichkeit erzogene Mädchen ein der Luciane ganz entgegengesetztes Wesen sein kann. Eine geborene Herrschernatur, stolz und selbstbewußt, auch körperlich von hohem, fast verwegenem Kraftgefühl, eine kühne Reiterin, eine den Elementen gebietende Schwimmerin, voll jugendlichen Lebensdurstes und voll Freude an rauschender Festespracht, in weiblicher Neigung zu gefallen für alles, was die schöne Gestalt schmückt, wohl empfänglich und dabei doch frei von der Oberflächlichkeit, die darin des Daseins Wert und Zweck sieht, vielmehr von offenem Sinn für des Lebens geistige Güter, von regem Interesse für das, was die Seele bereichert, in ihrer jungfräulichen Bescheidenheit und Züchtigkeit wahrhaft hold, ein warmes, edel empfindendes Herz mit großem Sinn und idealer Auffassung ihrer Bestimmung — so steht die junge Herzogstochter aus der Zeit vor der französischen Revolution, die eben zur Prinzessin Erhobene, vor uns: alles, was ihr Stand ihr bietet an Glanz und Genuß, tritt für sie doch zurück hinter den Gedanken, durch ihres Vaters Leben „als heitrer, bunter Faden" sich ziehen und innerlich teilnehmen zu wollen an seines Herzens Geschicken wie an allem, was er in hohen Thaten für das Reich und den König zu vollbringen berufen ist.

So vielfach auch unsere Dichter die Poesie der Jugendlust gefeiert haben, so sehr war ihnen doch der Jugendsinn zuwider, der nur in lärmenden Vergnügungen seine Lust zu finden vermag und der die stillen Freuden des Hauses und dessen Aufgaben und Pflichten als öde Prosa mißachtet. Daß auch im fleißigen Regen der Hände das junge Herz seiner selbst froh werden kann, sieht man an Goethes Hermann. Wie fühlt sich der wohl in seinen Geschäften, unter seinen

Pferden, auf seinem Felde! Wie glücklich und befriedigt lebt er in seinem arbeitsvollen Hauswesen, und die Mühen des einförmigen Tagewerks sind für ihn poesiereicher, als die Sonntagsfreuden drüben in Minchens geputzter Gesellschaft, wo es ihm so schlecht geht. Das ist sein Vergnügen, nach kurzem Schlaf sich in sein Kammerfensterchen zu legen, hinauszuschauen auf den mondhellen Garten und die Aecker zu überblicken und zu überlegen, was morgen zu thun sei. Nur eins fehlt ihm noch zum vollen Glück: „Ich entbehre der Gattin.“ Daneben stellt sich das reizende Bild von häuslicher Jugendfreude, das Schiller uns in des edlen Ibergs Tochter zeichnet, wie Gertrud, mit ihren Schwestern Wolle spinnend, den Reden des Vaters lauscht, und die jungen Herzen sich erheben an manchem guten Worte und an den Erzählungen aus ihres Volkes Geschichte. Darin ihr Seitenstück aus den Regionen hoher Geistesbildung ist Tassos Leonore, die Schülerin des Plato, die keine größere Lust kennt, als dem Gespräche geistreicher Männer zu folgen.

Es mag nicht versäumt werden, auf Goethes „Zweite Epistel“ hinzuweisen, wo er eine allerliebste Schilderung von dem Walten wohlhabender Haustöchter in Keller, Küche und Garten und von ihrem frohsinnigen Treiben beim Nähen, Flicken und Bügeln giebt. Wir möchten diese Verse all den jungen Damen ins Stammbuch schreiben, die sich heute zu vornehm dünken für solche „Dienstbotenarbeit“, aber nicht zu vornehm für den geschäftigen Müßiggang eines Lebens, das sich nur aus Visiten, Gesellschaften, Lawn Tennis, Konzerten, Bällen und Theater und der Schleckerei zweifelhafter Romane zusammensetzt. Daneben dann für solche Mütter und Erzieherinnen, die nicht früh genug ihre Töchter zu Dämchen zustutzen zu können glauben, einige Worte, aus denen sie ersehen mögen, wie solche Naturwidrigkeit sich in den Augen Goethes ausnimmt. Es ist seine eigene herrliche Mutter, die er als Olympia in „Erwin und Elmire“ reden läßt:

> Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, so wenig man von dem Staate was wußte, zu dem

man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns lesen, lernen und schreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringerem Stand, ohne daß das unsere Sitten verderbt hätte. Wir durften wild sein, und die Mutter fürchtete nicht für unseren Anzug; wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben: unsere leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf- und abtreiben sehen. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde mit Reifröcken und Fontangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält und es ihnen mit derben Schlägen gesegnet, wenn die Natur wiederkehrt, und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen vieren zu trappeln.

Elmire.

Darf ich sagen, Mama, daß Sie ungerecht sind. Welche Vorzüge giebt uns die gegenwärtige Erziehung!

Olympia.

Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu sein. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, lärmten und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Schaukel, ein Ballspiel ergötzte. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen und spielten um Nüsse und Stecknadeln, und waren herrlich dabei; und eh' man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann.

Elmire.

Man kriegt heutzutage auch Männer und ist auch lustig.

Olympia.

Aber wie? Da führen sie ihre Kinder zusammen: sie sitzen im Kreis wie die Damen, trinken ihren Kaffee aus der Hand wie die Damen, statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie anständig sein wie die Damen, und auch Langeweile haben wie die Damen, und sind doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben,

weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind.

Elmire.

Unterdessen unsere Lebensart verlangt's doch jetzt. Wenn wir erzogen würden wie vor alters, was für eine Figur würden wir in der Gesellschaft spielen?

Olympia.

Was für eine Figur, Mädchen? Die Figur, die eure Mütter gespielt haben, und deren ihr euch nicht zu schämen haben würdet. Glaubst du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffene Frau werden könne, wenn man die Erlaubnis gehabt hat, ein Kind zu sein? Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden, und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen.

Es wird vielleicht einzelnes hiervon für unsere Zeit zu modifizieren sein. Aber zu ewigem Recht besteht der darin sich ankündende Anspruch der Jugend auf ihre Jugendart. Sie soll wohl gezügelt, erzogen, veredelt, aber nicht unterdrückt, nicht eingezwängt, nicht zu unjugendlichen Erscheinungen mißbildet werden. Jede gewaltthätige Abrichtung und jede voreilige Zurichtung ist der Tod des Frohsinns und erzeugt trübe und welke Existenzen, während die Freiheit der die Blüte segnende Engel ist. Und Freiheit — so tönt es tausendfach durch Schillers und Goethes Dichtungen — nicht bloß im Spiel und in den Vergnügungen der Jugend, sondern auch in ihrem ganzen Werdegange, nur dann kann derselbe, ihr selbst zur Lust, zu gutem Ende führen! So sehr sie auch von der Weisheit bei ihrer Entwickelung vernünftig beeinflußt werden muß, sie darf doch nicht nach der Schablone behandelt und nicht zu etwas hingenötigt werden, was wider ihre innerste Individualität ist.

— Wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich —

erwidert die Mutter, als der Vater sich geneigt zeigt, dem Hermann seine eigene Daseinsart zum Gesetze zu machen. Und damit ist das andere gegeben: die Jugend will sich ausleben; was in ihr ist, will sie frei entfalten dürfen. Das ist ihr die höchste Lust. Mächtig pulsiert dieses Verlangen in den Frühschöpfungen unserer Klassiker, z. B. in dem gegen den unnatürlichen Ordenszwang sich auflehnenden jungen Mönche Martin bei Goethe und bei Schiller vor allem in seinem Karl Moor.

Aber begiebt man sich mit dieser Freiheitslust nicht auf eine schiefe Ebene, die in die Tiefe, in den Abgrund gleiten läßt? Gewiß, wenn die Begierde wild wird und durchgeht, und wie bei Werther die Vernunft, wie bei der jungen Stuart das Gewissen die Leitung verliert, dann wird das Sichausleben zum Sichtotleben. Maria fällt durch Elisabeths Freventhat, aber in ihrem tragischen Untergange büßt sie die Leichtfertigkeit ihrer Jugend: daß sie, von ihrem Volke bedrängt, sich in die Hände ihrer Feindin flüchten mußte, und daß diese so viel Ursache zu ihrem Verderben fand, das hatte die Begierde gewirkt, die, in dem sittlich laxen Katholicismus der französischen Guisen großgezogen, sich in des Schottenthrones Freiheit nichts hatte versagen wollen. In der gleichen Nachsichtigkeit zwar nicht gegen Reizungen der Sünde, aber gegen die Thorheiten seiner Gefühle schreibt Goethes Romanheld: „Ich halte mein Herzchen wie ein krankes Kind, jeder Wille wird ihm gestattet," und er behandelt sich selbst nach seinem pädagogischen Grundsatze: „Wir sollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt." Diese taumelnde Lust führt Werther natürlich abwärts, und wenn das Äußerste, zu dem es der Mensch bringt, das ist, daß er sein „empörtes Blut einzulullen" sucht, so wird er bald am Ende sein. Dann geht es mit dem Grundsatz des Tasso: „Erlaubt ist, was gefällt" kopfüber über alle heilsamen Schranken des Lebens ins Verderben hinein.

Das Verlangen nach unbehindertem Sichentfalten kann somit leicht zur Verwahrlosung werden, und dann verwandelt sich die Freudenspenderin Freiheit in die Leidensspenderin Schuld, vor deren finsterem Anschauen Don Cesar in der erschütternden Schlußscene des Dramas, umgeben von dem Unglück, das sein zügelloser Jähzorn angestiftet hat, sich todestrübe verhüllt. Mit seiner Schuldlosigkeit ist auch seine Jugendlust, sein Lebensmut dahin:

Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen
Und in den Aether greifen über mir
Mit freiem Geist. — — — Ich kann
Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.

In solchem Jammer des abgestorbenen Lenzes hallt des Chores Klage wieder: „Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen, ein anderes zeigt die vollbrachte That!"

Erst stellt sich eine That wohl dar als etwas von den Verhältnissen Gegebenes und Unvermeidliches und dabei als ein Harmloses und Unbedenkliches: es liegt einfach in der Natur, es kann gar nicht anders sein, das Leben bringt es so mit, die Jahre fordern es, Tausende treiben es, keinem schadet es, mit der Seele, ihrer Reinheit, ihrem Frieden hat es nichts zu thun. So läßt auf den Bahnen der Freiheit sich der junge Sinn bereden, daß er nach jenen Lamien ausblickt, die in der „Klassischen Walpurgisnacht" mit geschwätzigem Geplauder durch die Nacht hinschweben, „geschminkten Angesichts und morsch in allen Gliedern" und trotz ihrer Leben nur vorlügenden Fäulnis verführerisch dem Auge, das der Sinnendrang mit Blindheit geschlagen hat. Betäubst du die besseren Stimmen in dir — so hören wir hier des Dichters Warnung vor den falschen Freiheitstrieben — und gerätst du in die Gefolgschaft jener lockenden Schatten, dann faßt statt der Lust der Ekel dich an, und was dir hold erschien, löst sich auf in widerlich düsteres Fledermäusegeflatter! „O Jugend, Jugend, wirst du nie der Freude *reines Maß* bezirken?" — erklingt es aus derselben Goetheschen Dichtung, und Schiller hat des Jünglings

Weh über ein Leben, das sich auf Anstiften schlechter Genossen in nicht wieder gutzumachendes Unrecht verstrickt hat, wenn es hier auch Fehltritte anderer Art sind, in seinem Räuber zum Ausdruck gebracht. Wie sehnt sich Karl schließlich von diesen Kumpanen weg, die er nicht mehr los wird! Schmerzlich bewegt gedenkt er in der wunderbar schönen Scene an der Donau der Zeit, wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte:

Grimm: Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen? Wie? sei doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor: Wär' ich's — wär' ich's wieder! Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

Aber wenn die Freiheit eine schiefe Ebene ist, muß denn darum der, der auf ihr steht, in die Tiefe sinken? Kann er nicht ebenso gut auf der Bergeslehne zur Höhe emporsteigen, wenn hoher Sinn ihn aufwärts treibt? Die Freiheit macht den Jüngling nicht schlecht, sie deckt nur das Schlechte, das Zuchtlose auf. Wo aber weise Leitung oder des Lebens Notwendigkeit ihren Zögling früh daran gewöhnt hat, die Zügel seiner Natur fest in die eigene Hand zu nehmen, und selbst wenn er auch darin noch nicht so sehr geübt wäre, wo aber seine Entwicklung gestanden hat unter dem heiligenden Einfluß jenes Idealismus, der kraftvolle Willensbegeisterung ist, da wird auch in lockerer Umgebung ein Charakter wie der Präsidentensohn Ferdinand, wie Don Karlos und Max Piccolomini sich zu behaupten wissen. Er wird es, weil Ehrfurcht und Selbstliebe in ihm stärker sind, als die Sinnlichkeit. Weil mächtige Flammen in ihm brennen, die jenem andern Feuer die Nahrung entziehen. Weil die Gewalten der Leidenschaft allzusehr in Anspruch genommen sind von dem großen Wollen und dem kühnen Streben, das in ihm zum Werden drängt.

Gesegnet dieser ungestüme Werdedrang in der Jugend Brust, er ist ihr gütiger Bewahrer vor dem Laster! Doppelt gesegnet aber, weil er der Zukunft lebenerneuernde Säfte in

sich schließt! Und gewiß, die brauchen ein ungehemmtes Sich-entfaltenkönnen. Die Jugend muß sich ausleben dürfen, von keinem ängstlichen Konservativismus eingeengt. Der Regel einschnürendes Gesetzeswesen „hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus!" versichert uns Karl Moor. Da uns nun die Kolosse willkommen wären, wollen wir die Extremitäten uns gerne gefallen lassen. Freilich sind diese Vorgänger des Bedeutenden manchmal sehr extremer Art. Einmal durch das persönliche Auftreten der jungen Stürmer, durch ihr sich etwas sehr laut- und breitmachendes Selbstbewußtsein und durch ein Urteilen über die Vertreter des bis dahin Bewährten, das oft verzweifelte Aehnlichkeit hat mit der menschenfreundlichen Perspektive des Baccalaureus im „II. Faust":

Anmaßlich find' ich, daß zur schlecht'sten Frist
Man etwas sein will, wo man nichts mehr ist.
Des Menschen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut sich wie im Jüngling so?
Das ist lebendig Blut in frischer Kraft,
Das neues Leben sich aus Leben schafft.
Da regt sich alles, da wird was gethan;
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? Genickt, gesonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! Das Alter ist ein kaltes Fieber
Im Frost von grillenhafter Not;
Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen.

Gemach, ihr jungen Brauseköpfe! Die Weltvernunft braucht uns noch ein Weilchen, damit ihr nicht verhungert, und damit wir eure Dummheiten wieder gutmachen. Oder wollt ihr es leugnen, daß der Most in euch sich doch „ganz absurd gebärdet?" Ihr werdet selbst einmal lachen über eure einstigen Wunderlichkeiten und vielleicht auch manches bedauern, was in über-

schäumendem Radikalismus geschrieben und gethan ist. Das kraftstrotzende „Erdebeben“ der Walpurgisnacht, euer getreues Abbild — „Einmal noch mit Kraft geschoben, mit den Schultern brav gehoben; so gelangen wir nach oben, wo uns alles weichen muß“ — heckt merkwürdige Dinge aus, und nicht bloß die Sphinxe murren: „Welch ein widerwärtig Zittern, häßlich grausenhaftes Wittern! Welch ein Schwanken, welches Beben, schaukelnd Hin- und Widerstreben! Welch unleidlicher Verdruß!“ Auch manch braver Attinghausen hat in der rings um ihn verwandelten Welt mit ihren disharmonischen und disparaten Ausgeburten schon geseufzt: „Es lebt ein anders denkendes Geschlecht! Unter der Erde schon liegt meine Zeit. Wohl dem, der mit der neuen nicht mehr braucht zu leben.“ Aber wenn er dann den Erscheinungen der Zeit auf den Grund sah und hinter dem ihm Unverständlichen in dem Treiben der Jungen doch das Sichregen edler Tendenzen, das Keimen zukunftsfähiger Gedanken, ein redliches, vorwärtsbringendes Streben erkannte, dann hat er sich mit dem, was die Freiheit des aufsteigenden Geschlechtes auch Abgeschmacktes hervorbringen mag, im Herzen ausgesöhnt und voll freudiger Zuversicht spricht er:

Durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.
Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Doch in dem werde- und schaffenslustigen Entfaltungsdrange des jugendlichen Geistes liegen auch Gefahren. Nicht alle dringen zu schöner Lebensklarheit durch. Manche vielversprechende Natur zerstört sich selbst in ihrem trüb und ruhelos sie erregenden Verlangen. Weil es ihrem titanischen Wühlen an einem sittlich gesunden Wollen, an einem vernünftigen Zwecke fehlt, wird dasselbe zu einem Sichzerwühlen in unbefriedigendem Ringen mit dem Leben. Goethe hat das zu seinem tiefen Schmerze an Lord Byron verfolgen müssen, für den er in seinem Alter die größte Sympathie hegte, da

dieser schöne und hochbeanlagte Jüngling ihn so sehr an seine eigene Jugend erinnerte:

Denn wie leuchtet's ihm zu Häupten? Was erglänzt, ist schwer zu sagen;
Ist es Goldschmuck, ist es Flamme übermächt'ger Geisteskraft?
Und so regt er sich gebärdend, sich als Knabe schon verkündend
Künft'gen Meister alles Schönen, dem die ew'gen Melodien
Durch die Glieder sich bewegen —

So schwebt das Bild des jungen Dichters, in der Gestalt des Euphorion verewigt, durch die Faustdichtung. Jeder unbefangene Zuschauer begrüßt den blondlockigen und glutäugigen Sohn des Faust und der Helena, also der deutschen Kraft und Gemütsinnigkeit und der griechischen Schönheit, bei seinem jugendfroh hinflatternden Auftauchen im Stücke als den Genius der neueren Poesie, als die Verkörperung des klassisch-romantischen Geistes. Das hat Goethe wohl auch erst beabsichtigt, aber es wurde ihm etwas anderes daraus. Bewegt von dem Geschicke Byrons, der in seinem unstäten Drange nie zu sich selbst gekommen und schließlich aus Gram über den vergeblichen Freiheitskampf der Griechen, an dem er sich beteiligt hatte, jung hingestorben war, —

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüte weggerafft.

— Du ranntest unaufhaltsam
Frei ins willenlose Netz,
So entzweitest du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht

— in solcher Trauer des Mitgefühls dichtete er im Euphorion das Bild eines berückend schönen, von aller Welt bewunderten Jugendlebens, das, von einem ziellosen und maßlosen Geiste

umhergetrieben, von überlebendig heftigen Trieben zerrüttet, in unsinnig himmelanstürmendem Ikarusfluge zu Grunde geht. Wohl gewinnt die Gestalt im Zusammenhange allegorische Beziehungen; aber im wesentlichen ist sie ein Warnungszeichen am steilen Abhange der Sturm- und Drangpfade, auf denen Goethe selbst mit so sicheren Schritten zur Höhe gestiegen war. An der schwindeligen Stelle titanischen Fühlens und Sehnens ruft sie dem jugendlichen Wanderer zu: Der Weg ist gut und recht, aber verliere nicht die feste Haltung, schweife nicht ins Extravagante ab, laß dich nicht von Phantastereien in den nebligen Dunst locken, hüte dich vor dem Absturz!

Freiheit begehrt die Jugend für die ihr zugewiesenen Aufgaben, die Freiheit der eigenen Bewegung, denn Freiheit ist das Gesetz der schaffenden Natur, und Natur und Jugend sind wesensverwandt. Ein geheimes Etwas zieht letztere mächtig zu der ersteren hin, etwas wie Kindessehnsucht, fern von des Lebens verworrenen Kreisen still zu ruhen an ihrer treuen Brust, — etwas wie seelische Vertrautheit, die Busenfreundin ihrer jungen Jahre nennt Elisabeth Aranjuez' ländliche Flur: „Hier bin ich wie in meiner Welt. Hier find' ich meine Kinderspiele wieder.“ Ja, die „Elysiums-Szenen der Kindheit“, von denen der Dichter in seinem ersten Drama redet, wie sind sie so innig mit den Thälern und Wäldern der Heimat verflochten! Gerührt erkennt Karl Moor, als er zum väterlichen Schlosse zurückkehrt, die Plätze wieder, wo er sich einst mit den Kameraden tummelte und auf den Wiesen, über die Hügel hin seine jugendlichen Kämpfe aufführte; wo er dem glühend versinkenden Sonnenball nachsah und dabei dachte: So will ich leben, so einst sterben wie du als ein Held, anbetungswürdig! — Und Werther, so schmerzlich ihn auch manche inzwischen in der Stadt vorgenommene Veränderung berührt, freut sich doch, daß die Natur sich nicht gewandelt hat. Da liegt noch drüben das Gebirge, zu dem er tausendmal träumend und wünschend hinübergeblickt hatte, und von dessen Bilde er sich immer so schwer getrennt hatte, wenn es heimwärts ging.

Da ist noch der Fluß, und alle die Stellen betritt er wieder, wo er die Steine über das Wasser hatte springen lassen, wo er einst stand und des Stromes Lauf verfolgte und sich in wunderbaren, abenteuerlichen Ahnungen die Gegenden ausmalte, die das Wasser durchzog, und mit seinem Geiste unendliche Fernen durchmaß.

So giebt die Natur der Jugend mit Spiel und Lust die großen Vorstellungen, die hohen Empfindungen. Und sie giebt mehr, als sie hat. Das junge Herz liebt in Freude und Leid, in Unruhe und Hoffnung seine eigene Stimmung in die Natur hinein und empfängt sie aus derselben zurück in poetischer Verklärung, wie das Goethe besonders in seinem „Werther" oft meisterhaft zeigt. Diese Spiegelungen der Seele des Jünglings sind so lebenswahr, die lieblichen wie die schrecklichen, die Schmerz aufrührenden Bilder, die die Natur vor ein geängstigtes und verworrenes Herz stellt, wie die süß schwärmerischen Melodien, die sie unter Sonnenschein oder Regengeriesel zu seiner Liebe singt. Das ist bei der Jugend so ganz anders, wie bei der immer objektiver werdenden Naturanschauung des Alters; dieses Gefühl des gemütlichen Verwebtseins mit der Natur ist eines der besten Besitztümer des jungen Lebens. Es bleibt mehr oder weniger jedes Dichters beneidenswertes Gut. Goethe vor allen hat es so einzigartig in sich gehabt und deshalb auch seinen Jugendgestalten einzuhauchen gewußt. Man denke nur an die reizende Gartenszene in „Alexis und Dora", wo das Mädchen mit liebegeröteten Wangen dem Scheidenden Orangen und Feigen pflückt: sie fielen ihr in reifer Fülle leise berührt in die Hand, „und die goldene Last zog das geschürzte Gewand"; man denke an „Pausias und sein Blumenmädchen", wie er der jungen Künstlerin zu Füßen sitzt und ihr Küsse und Blüten reicht, und sie küssend die blühende Pracht zum schönen Kranze windet, — da geht ein zauberisch Leben und Weben hin und her zwischen den schönen Menschenkindern und den schönen Kindern der Erde, und man spürt's: Natur und Jugend sind innerlich eins. Aber man denke auch an Schillers Johanna. Wenn sie auf hoher Trift inmitten ihrer

Herde ragend steht, wenn ihre Lieder das Echo rufen, oder ihre Seele sich mit dem Sturm bespricht und dabei dem Rauschen aus des Baumes hohen Wipfeln lauscht, ergreift einen da nicht das Bewußtsein eines geheimnisvollen Zusammenhangs von Naturkraft und Jugendgeist? Oder man sehe den Vorhang zum „Wilhelm Tell“ sich heben: vor den Augen eine prächtige Landschaft am Vierwaldstätter See, vor den Ohren ein Klingen und Singen aus lockender Wassertiefe, von der Matten Grün und von den felsigen Höhen; es sind die Stimmen der Natur, aber sie verdichten sich, sie treten aus der tönenden Welt hervor in frischen Gestalten — wer hat da nicht die Empfindung: diese lebendigen Menschengestalten und rings um sie diese Wogen, diese Weiden, diese Berge, diese Schluchten, sie sind einer Mutter Kinder, sie sind ein liebender Geschwisterchor?

Frohes, freies Leben strömt der Jugend aus der Natur zu, anmutiges Blütenleben, heilsames Wunderleben, weihevolles gesundes Leben der Kraft.*) Mit immer neuem Jauchzen des Herzens macht Wilhelm Meister seinen ersten Ausflug in die Welt, und bei seiner Wanderung durch das noch nie gesehene Gebirge wird sein Gemüt wieder heiter; weggenommen ist alles, was die Erlebnisse daheim, was wehe Enttäuschungen ihm als frühe Falten in die Seele gedrückt haben, und er fühlt sich wieder verjüngt. Diese Wiederverjüngung erwartet auch der Vater der „natürlichen Tochter“ für sich selbst. Wie freut er sich auf die Reisetage, wenn neben ihm aus des lieben Mädchens Auge und Mund das Erstaunen sprechen wird über diese große herrliche Welt, und durch ihre jugendfrischen Eindrücke das ihm längst Bekannte neu belebt sein Innerstes erheben wird.

*) Nebenbei sei hier hingewiesen auf die unwahre, sentimental weichliche Naturschwärmerei, die Goethe in seinem „Triumph der Empfindsamkeit oder die geflickte Braut“ so köstlich verhöhnt. Dieses humoristische Jugendstück aus der ersten Weimarer Zeit muß man lesen, nicht nur aus biographischem Interesse, sondern auch um des jungen Prinzen Oronaro willen, der mit seiner künstlichen, mechanischen „Reisenatur“, die er überall mitnimmt und im Zimmer genießt, eine gar närrische Rolle spielt.

Glücklich breitet Orest, durch Schwesterhand von den Furien erlöst, seine Hände nach dem abziehenden Gewitter aus: die Erde dampft ihm erquickenden Geruch und ladet ihn zu Lebensfreude und zu Thaten ein. Und Egmont gedenkt der Zeit, da er, angeödet durch die trockenen Ratsversammlungen, aus dem Saale stürzte, sich aufs Pferd warf und mit tiefem Atemzuge den mächtig ihn umwehenden Geist der Schöpfung einsog: da spürte er es, wie ihm, dem erdgeborenen Riesen gleich, die Berührung der Natur alle starken Gewalten in der Brust emporriß, und wie unüberwindliches Leben ihm durch die Adern quoll. Darin ist Egmont der junge Goethe, dem sich, eingehüllt in die Wolkenwogen der Schweizerberge, „die ewige innerliche Kraft der Natur ahnungsvoll durch jede Nerve bewegte", und dem dort nach der Beschreibung eines Briefes das elementare Mitleben mit den majestätisch wallenden Nebeln das ganze Wesen wohlthuend durchwürzte. Darin ist Egmont der Bruder des Faust, der in der Waldhöhle das Knarren und Brechen der Stämme, wo „ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert", als eine Macht des Bruches mit seinem unlauteren Begehren und als einen Beistand zu moralischer Aufrichtung begrüßt.

Leben, beseligende, reinigende und stetig erneuernde Lebensfülle empfängt das junge Herz aus der Natur. Aber lauert nicht hinter dieser Fülle der Lust und des Lebens der Tod? Was die Schöpfung aus ihren reichen Tiefen hervorruft an hoffnungsvollen und vielversprechenden Erscheinungen, tilgt ihre gleichgültige Hand es nicht so oft, kaum geweckt und noch nicht recht entfaltet, gleich wieder aus? So klagt der Architekt der „Wahlverwandtschaften" an der Bahre Ottiliens, und aus der Ballade klingt des indischen Priesterchores trüber Gesang: Wir tragen die Alten nach langem Ermatten und spätem Erkalten; wir tragen den Jüngling, die Zierde der Tage, noch eh' er's gedacht!

Welch wehmütiger Anblick dieser frühe Tod! Pallas Athene hat recht, wenn sie in der „Achilleïs", in des Antilochus Bildung verkleidet, zu dem Griechenhelden spricht:

Stirbt mein Vater dereinst, der graue reisige Nestor,
Wer beklagt ihn alsdann? — — Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend regt unendliche Sehnsucht
Allen Künftigen auf, und jedem stirbt er aufs neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünscht.

Doch tröstend setzt die Göttin hinzu, indem sie das kurze gehaltvolle Leben als etwas Köstliches preist:

Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.

In dieselbe Todesverklärung läßt Goethe seinen poesievollen Nachruf auf Winckelmann ausklingen, der, kurz vor Schillers nur allzu frühem Tode geschrieben, sich wie ein Wort der wehmütigen Ahnung des Freundes liest. Er feiert den im frischen Schaffen und in schönster Geistesfülle Hingegangenen, wie er ungealtert im Gedächtnis der Menschen fortlebt, und „von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft!"

Aber nun das jugendliche Wesen selbst, herausgerissen aus seinen Hoffnungen, seinen Entwürfen, aus einem Zustande, wo es vielleicht des Lebens Leid erst so obenhin kennen gelernt und desto tiefere Blicke gethan hat in des Lebens frohen Genuß, wie schwer, sollte man meinen, müßte es ihm werden, dies alles hinzugeben!

„Süßes Leben! schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden! so gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehen, deine Schöne, deinen Wert recht lebhaft fühlen und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!"

So Egmont, und trotzdem ist es nicht das heiße Ringen, das man erwarten sollte. „Ich habe mir genug gelebt!" — damit

schließt er die Frage schnell für sich ab in mutiger Todesverachtung. Wie rasch entschließen sich die jungen Helden dieser Dichtungen zum Sterben, und wie söhnen sie sich bei aller Wehmut doch verhältnismäßig leicht mit dem Todesgedanken aus! Und das ist der Wirklichkeit entsprechend. Der junge Geist ist ja noch viel fesselfreier, als der weiter ins Leben geschrittene. Ihn halten noch nicht mit eiserner Umklammerung die Pflichten, die Sorgen hier fest; und die Bande der Liebe, die ihn umschlingen, ein goldenes Gespinnst, sie sind doch eben nur erst das, sie sind noch nicht mit des Herzens innerstem Sein verwachsen. Auch ein anderes ist der Jugend noch nicht so vertraut: das Bedürfnis zu bleiben, um noch vieles wieder gut zu machen, Versäumtes nachzuholen.

Andrerseits ist etwas, was im Tode mächtig erhebt, was aber durch die Jahre bei vielen Menschen sehr abgeschwächt zu werden scheint, in der jungen Seele noch frisch und rege. Es ist das Kraftgefühl der quellengleich unerschöpften und unversiegbaren Persönlichkeit, das Bewußtsein der unzerstörbaren Geisteslebendigkeit. Wenn Werther auch erschauert vor des Grabes Rätsel, dennoch schreibt er: „Wie kann ich vergehen? Wie kannst du vergehen? Wir *sind* ja!" Und wenn Karl Moor auch durch die Unmöglichkeit, von dem „fremden, nie umsegelten Lande" sich eine klare Vorstellung zu machen, beunruhigt wird, so wirft er doch die aus dieser Ungewißheit ihm aufsteigenden Zweifel, ob's mit dem letzten Atemzuge nicht völlig aus wäre, alsbald siegreich nieder mit dem einen allgewaltigen Grunde seines thatkräftigen Selbstgefühls. Daß er noch nicht glücklich gewesen sei und doch einen so heißen Hunger nach Glück in sich trage, ist ihm nach echter Jugendart auch ein Unsterblichkeitsbeweis. Aber das Glückseligkeitsverlangen vergeistigt sich ihm sofort zu der Sehnsucht nach einer noch „unerreichten Vollkommenheit". Sein Werdedrang ist ihm die sichere Bürgschaft der Ewigkeit. Den empfindet das junge Herz als ein göttlich Unvergängliches in sich, das weitere Bethätigung fordert und neues vollendendes Leben verheißt. Der läßt einen Tasso hoffen auf das Sonnenthal, wo er, der

hier so gehemmt sich Fühlende, die Flügel rasch und freudig entfalten werde. Der läßt eine Mignon singen von der Erlösung aus Schein und Bann zum vollen freien Werden mit aufgethanem Seelenblick. Diese höchste Werdelust, mit deren himmlischer Musik Goethe seine Faustdichtung abschließt, tönt verklärend durch die Sterbegedanken der Jugend. Da verliert der Tod für sie seine Bitternis. Er gilt ihr als Vorgeschmack kommender Verwirklichung des Ahnens und Strebens, das hier in bangen wie in frohen Stunden ihr kurzes Leben bewegte. Die Jugendpoesie unseres Dichters spricht das so schön aus in seinem Prometheusfragment:

Prometheus.

Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das ist der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Thränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in immer eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.

Pandora.

O, Vater, laß uns sterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt, in Wonne schläft, —
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Achtes Kapitel.

Heiligtümer des Herzens.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich, dankbar und fromm, hier in dem Heiligtum auf.

Dieses die „Votivtafeln" einleitende Epigramm Schillers stehe als bezeichnendes Motto an der Spitze des Abschnitts, der in die innerste Welt des jugendlichen Empfindens hineinführt; in jenen Herzenstempel, der, um mit der Faustdichtung zu reden, auf klingenden Säulen ruht, und den eine Musik durchtönt, wie sie Menschenkunst nicht hervorzubringen und Menschenohr nicht zu vernehmen vermag, — die wunderbaren Melodien der Jugendbegeisterung. Wie arm wäre der Jüngling, und wie öde wäre das Dasein der Jungfrau, in deren Brust sich keine geweihten Räume befänden, in die sie fliehen könnten aus des Lebens Drang! Und wie reich und glücklich der Mensch, der, wie es auch draußen um ihn aussehen mag, Altäre des Hochgefühls in sich trägt, wo nie die zum Himmel auflodernde Flamme erlischt, und nie der heilige Gesang verstummt! Wenn nun die Alten ihre Tempel schmückten mit Tafeln, die in Bild und Wort ihres Herzens Gelübde aussprachen, so wollen wir hier, zum Aufstellen in unserem inneren Heiligtum bestimmt, aus Goethes und Schillers Dichtung die Bilder dessen zusammentragen, was der Jugend als teuerstes und unveräußerliches Gut gilt.

Kindliche Pietät.

Es ist vor allem der Eltern liebes Bild, mit des Blutes unauslöschlichen Zügen hineingezeichnet in ihres Kindes Seele und durch das tiefste Geheimnis der Natur mit dessen ganzem

Wesen und Werden verknüpft. Der Eltern, die ihrem Kinde dieses Dasein gegeben haben mit seiner sonnigen Pracht, mit seinem jubelnden Glück, mit seinem schönen Hoffen und Streben. Die mit ihren Wünschen seiner schon freundlich gedachten, ehe noch ein anderer Mensch es kannte, längst ehe es sein Auge dem Lichte geöffnet hatte, und die vom ersten Augenblicke an so treulich es trugen und pflegten.

Hast du die Mutter gesehn, wenn sie süßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf und für das Träumende sorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme
Und mit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?

Den Vater, der nur sinnt, „zu mehren die Hab' und die Güter, und sich selber manches entzieht, um zu sparen den Kindern"? Der mit der Gattin herzlenkendem Beistand die Schritte der Unmündigen weise bewacht und sie mit so vieler Geduld weiterzubringen sucht, vor allem aber bemüht ist, sie zur Höhe des Charakters emporzuziehen nach dem Grundsatz, der auf Burg Jaxthausen herrscht, „daß sie nur rechtschaffen seien, dann laßt sie werden, was sie wollen!" Wie das ganze Begehren der Eltern, ihr Schaffen nach außen und ihre Arbeit an sich selbst, sich zuspitzt zu dem Streben der Liebe, den Söhnen und Töchtern moralische Mächte zu erwirken, die sie fördern sollen, und die guten Traditionen der Familie, bereichert und vielleicht noch geadelt durch den eigenen Lebensgehalt, auf die Nachkommenschaft fortzuerben, daß diese ihrer „Väter gern gedenkt und froh von ihren Thaten, ihrer Größe den Hörer unterhält und still sich freuend ans Ende dieser schönen Reihe sich geschlossen sieht."

Und fragen die Eltern nun mit dem alten Miller nach den ihnen zu statten kommenden Zinsen der Kapitale, die sie im Herzen ihrer Kinder angelegt haben, so antwortet ihnen aus Schillers und Goethes Dichtung ein Sinn, der in Messinas jungen Fürsten, in Frankreichs Heldenjungfrau und in Agamemnons Tochter die Befolgnng des vierten Gebotes fast bis zur göttlichen Verehrung steigert. Der leidenschaftliche

Streit Don Manuels und Don Cesars, den keine Gewalt der Erde beilegen zu können scheint, dessen wilder Ausbruch selbst in der Kirche zu befürchten ist, er ist wie vergessen vor der Mutter ehrwürdiger Gestalt, und ihr Wunsch und Wille stiftet gleich einem Machtwort des Himmels der Brüder Versöhnung. Die abergläubische Anklage Thibauts auf ein Teufelsbündnis schließt Johanna den Mund zu, daß sie sich nicht zu rechtfertigen vermag und daß sie das daraus ihr erwachsende Unheil als Strafe für die innerliche, keinem Menschenurteil unterstehende Verschuldung ihrer Liebe hinnimmt: „Weil es vom Vater kam, so kam's von Gott!“ Und wie furchtbar auch einst des Griechenkönigs Entscheidung das junge Leben Iphigeniens bedroht hatte, die Erinnerung an das beabsichtigte Opfer flößt ihr wohl einen Schauder, aber keinen Zorn gegen den Vater ein: in der Demut und Ehrfurcht, mit der das religiöse Gemüt sich einer höheren Leidensschickung beugt, hat sie ihm ihre Liebe bewahrt; er ist ihr der Herrliche, Unerreichte geblieben, „ein Muster des vollkommenen Mannes,“ nach dem ihr Herz sich sehnt, um ihm in kindlicher Hingebung zu dienen. So gehen Frömmigkeit und Pietät ineinander über, und dieses Leben der einen Empfindung in und von der andern spricht auch aus der rührenden Zuversicht des kleinen Tell, die mehr ist als der Glaube an den sicheren Schützen: „Denket ihr, ich fürchte den Pfeil von Vaters Hand?“ — — „Wußt ich's ja, du würdest deinen Knaben nicht verletzen!“

Wo Ehrfurcht ist, da ist auch Vertrauen, und wo die Kindesliebe voll Vertrauen ist, da wird es ihr leicht, sich der elterlichen Leitung zu unterwerfen, selbst wenn die Zügel in sehr fester und rauher Hand liegen. Humanus, der Ordensmeister in Goethes Fragment „Die Geheimnisse“ *), hat es in seiner Jugend nicht sehr gut gehabt. Sein fürstlicher Vater ging in der Erziehung des Sohnes von dem Grundsatze aus:

*) Diese Dichtung sollte ein sein Christentum der innerlich freien, schönmenschlichen Seele darstellendes Werk von der geistigen Bedeutung des „Faust“ werden, blieb aber leider liegen. Daraus stammt die „Zueignung“ („Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte“ u. s. w.)

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Darum, weil er seine Seele zu Großem bilden wollte, behandelte er schon den Knaben, und hernach den Jüngling nicht weniger, mit der äußersten Strenge. Gehorsam und unbedingte Willigkeit im Leben für andere war sein erstes und letztes Wort. Er legte ihm den mühevollsten und niedrigsten Dienst auf, ohne ihn durch freundlichen Zuspruch zu ermuntern. Auch sonst ließ er es an harten Prüfungen seines Charakters nicht fehlen; doch keine erschütterte den Sohn in seiner Fügsamkeit, nichts trübte seine frohe Lust:

Leicht wie ein segelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Last der elterlichen Lehre,

so daß der Vater schließlich seinen Wert anerkannte und ihm eine gebietende Stellung einräumte.

Auch Hermanns Jugend war nicht gerade auf Rosen gebettet, nur daß hier des Vaters derb zufahrende Art weniger von weiser Absicht bestimmt wurde. Brav und gutherzig, auf seine Familie und deren Wohl treu bedacht, konnte dieser doch durch ein ziemlich launisches und eigensinniges Wesen zum zwar harmlosen, aber doch immerhin quälenden Haustyrann werden. Nach Verstimmungen in Amt oder Geschäft und wenn er ein Gläschen Wein über den Durst getrunken hatte, pflegte er seinen Unmut besonders an dem Sohne auszulassen, der, in seiner Eigenart ihm selbst wenig entsprechend, bei allem Fleiß es ihm nie recht zu Gefallen machen konnte. Dann gab es heftige Scheltworte, und der Jüngling hatte böse Stunden. Trotzdem hielt derselbe große Stücke auf den Vater. Schon

vor dem Jungen hatte sich keiner irgend welche spöttische Bemerkungen über den etwas seltsam einhergehenden Gastwirt zum goldenen Löwen erlauben dürfen, wenn er nicht von dem sonst so umgänglichen Kameraden mit blutiger Nase heimgeschickt werden wollte. Es wäre Hermann nie eingefallen, sich vor einem Fremden über den Vater zu beklagen; er hätte sich der Sünde gefürchtet, anders wie mit höchstem Respekt über ihn zu reden. Ja selbst in seinen Gedanken ließ er nichts aufkommen, was seine Empfindungen hätte trüben können. Und wenn das Herz doch einmal aufseufzte, so brach sich solche Stimmung sofort an der ehrerbietigen Scheu seines kindlichen Gefühls, die in dem Jüngling so lebendig blieb, wie sie in dem Knaben gewesen war. In stiller Unterthänigkeit des Vaters Willen zu erfüllen, in unermüdlicher Treue um dessen Wohlgefallen zu werben, im Widersprechen, wo das Gewissen ihm das einmal gebot, sich immer bescheiden zu zeigen und auch unter des Vaters ungerechtfertigtem Tadel äußerlich und innerlich die Ruhe zu wahren, das war seiner Liebe unverbrüchliches Gesetz.

Freilich enger und inniger verband ihn seine Liebe mit der Mutter, seiner treuen Beraterin und klugen Vermittlerin. Hier kam ihm seelisches Mitleben entgegen und ein warmsinniges Verständnis seiner Lage, seiner Bedürfnisse, seiner Wünsche. Hier spürte er unmittelbarer das Sorgen um sein Wohlsein und um seinen Frieden. Hier vor der verwandten Natur, die so viel Güte, Geduld und Nachsicht für ihn hatte, durfte er sich geben, wie er war. Und wenn ihm in alledem auch die herzenseinige Gattin des Vaters und die erziehende Mutter gegenüberstand, die nie ihm zuliebe etwas gethan hätte, was nicht recht gewesen wäre, so konnte er doch gewiß sein, daß sie auch alles thun würde, was nur immer ihr einsichtiger Blick als sein Bestes ihm abfühlte und ablauschte, auch wenn es ihr Opfer kostete. Diese Herzlichkeit ihrer Gesinnung vergalt Hermann ihr mit rücksichtsvollster Aufmerksamkeit auf alles, was sie als Mutter und Hausfrau begehrte, was sie gern hatte, was sie beruhigte, auch wenn sie es von dem großen

Sohne nicht mehr hätte fordern wollen. Und die ihm so wohlthuende Willigkeit der inneren Berührung dankte er ihr mit einem vertraulichen Sinn, der frei und wahr die Mutter das Verborgenste seiner Seele sehen ließ und vor ihr nichts zu verheimlichen vermochte. Sie galt ihm als sein eigenes besseres Selbst, vor der seine sonst so gefaßte Männlichkeit sich auch der Thräne nicht schämte. Welch wunderbar ansprechendes Bild jene Szene unter dem Birnbaum: der vom Vater schwer gekränkte Sohn mit seiner Liebe Kummer und Glück weinend an der Brust seiner Mutter, wie sich von seinen Lippen allmählich das Geständnis seines Innern losringt, und er seine ganze Lebenshoffnung auf ihr Herz legt!

Daneben stellt sich uns das erschütternde Gemälde der Seelenschmerzen des Orest, der, hingerissen von dem beleidigten Sohnesgefühle, des Vaters Rächer an dessen Gattin geworden ist und damit seinen Sohnesgefühlen nach der anderen Seite hin eine Wunde geschlagen hat, an der sein Leben zu verbluten droht. Schwer hatte sich Klytämnestra an ihrem Manne versündigt, aber der das Verbrechen zu sühnen sich berufen sah, den verfolgen nun die Furien, die Immerwachen, und gräßlich, mit nie ruhenden Martern, in furchtbaren Gestalten der Erinnerung „wälzet sich die ewige Betrachtung des Geschehenen um des Schuldigen Haupt umher“. Denn die, gegen die seine Hand sich erhoben hat, ist ja seine Mutter gewesen, in all ihren Vergehungen seine „doch verehrte Mutter!“ Nicht bloß daß er sich ihre Untreue und den daraus hervorgegangenen Frevel an dem König jetzt aus einem durch der Tochter Opferung gereizten Herzen erklären muß, daß er es jetzt begreifen muß, wie dies sie dem Gatten entfremdet und gegen ihn aufgebracht hat — auch wenn ihre Verirrungen ganz unentschuldbar wären, sie bliebe doch als die Mutter, die ihn geboren hat, und deren Blut in seinen Adern rollt, die für ihn Unantastbare, vor seinem Empfinden das geheiligte Wesen. Er kann die Liebe der Natur nicht aus seiner Brust reißen, diese Kindesliebe, die der andererseits wieder von der Naturregung eingegebene Rachegedanke so lange zum Schweigen

gebracht hatte, die aber nach vollführter That mächtig erwacht ist und die nun laut durch seine Seele klagt, und nicht nur anklagend. Nein, was seine entsetzlichste Pein ist: diese Liebe wird zu einem tiefen Weh des Entbehrens und Vermissens; bis zum Wahnsinnigwerden leidet er unter dem Gefühl, gewaltsam einen Platz im Innern entleert zu haben, der, soll man glücklich sein, soll man überhaupt leben können, ein Herd, wenn auch bekümmerter, so doch pietätvoller Empfindungen bleiben muß. Er hat der Mutter Bild aus dem Heiligtum seines Herzens weggestoßen, wo sie es doch um ihn wenigstens nicht verdient hatte, und der Sohn in ihm sehnt sich nun schmerzlich nach dem Ruhen unter diesem Bilde!

Wir denken dem gegenüber an die Rabenmutter in Schillers Drama, an die Königin Isabeau mit ihrem wütigen Hetzen und Schüren wider den leiblichen Sohn, dessen Existenz sie in teuflischem Zorne auszulöschen bemüht ist, und wie der junge Dauphin selbst nach solcher Verleugnung aller mütterlichen Gesinnung doch seinerseits den Sohn nicht verleugnet und sich im Herzen die vergebende und schonende Milde wahrt. Das ist allerdings bei ihm auch Temperament. Dieser Karl ist keiner leidenschaftlichen Wallung fähig. Anders jener Karl Moor, der Kraftmensch in Schillers Jugenddrama, der sich nach dem gefälschten Briefe seines Vaters in gleicher Verstoßung glauben mußte. Ihn bringt der noch dazu so abscheulich gehaltene Fluch des alten Moor, von dem dieser nichts weiß, den nur der niederträchtige Bruder ausgeheckt hatte, in die höchste Raserei der Verbitterung:

„Wenn Vaterliebe zur Megäre wird, o so fange Feuer, männliche Gelassenheit! verwilde zum Tiger, sanftmütiges Lamm! und jede Faser recke sich auf zum Grimm und Verderben! Ist das Vatertreue? Ist das Liebe für Liebe? Ich möchte ein Bär sein und die Bären des Nordlands wider dies mörderische Geschlecht anhetzen — Reue, und keine Gnade? — O ich möchte den Ocean vergiften, daß sie den Tod aus allen Quellen saufen! Vertrauen, unüberwindliche Zuversicht, — — und kein Erbarmen!“

„So eine rührende Bitte, so eine lebendige Schilderung des Elends und der zerfließenden Reue — die wilde Bestie wär' in Mitleid zerschmolzen! Steine hätten Thränen vergossen, — und doch, doch — o daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänengezücht ins Treffen zu führen!"

„Ich hab' ihn so unaussprechlich geliebt! so liebte kein Sohn, ich hätte tausend Leben für ihn — Ha! wer mir jetzt ein Schwert in die Hand gäbe, dieser Otternbrut eine brennende Wunde zu versetzen! wer mir sagte, wo ich das Herz ihres Lebens erzielen, zermalmen, zernichten — Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!"

Sein verzweifelter und mit des Vaters vermeintlicher Unbarmherzigkeit am Menschenherzen überhaupt irrewerdender Sinn treibt den jungen Studenten jetzt auf die Wege des Räuberlebens; aber der Gottlosigkeit des racheschnaubenden Vaterhasses ist ein Karl Moor nicht fähig. So fürchterlich seine Verwünschungen klingen, sie sind doch nicht das Toben der beleidigten Selbstsucht, sondern vielmehr der Schmerzensaufschrei des betrogenen Idealisten, die leidenschaftliche Wehklage: „So seid ihr Götterbilder auch zu Staub!" Sie wandelt sich bald in Wehmut, und je mehr er sich auf den neuen Wegen in Schuld verstrickt, desto mehr verschwindet aus den Gedanken an den Vater das Bewußtsein dessen, was ihm selbst angethan ist, und desto mehr erfüllen sich diese mit Selbstanklagen und werden zu ebenso vielen stillen Bitten um Vergebung. Am Schlusse des Dramas, unter der Auflösung der Verwickelung, steigern sich dieselben zu erschütternden Seelenqualen, als er, der Totgeglaubte und Tiefbetrauerte, dem Vater hätte um den Hals fallen dürfen, als er ihm aber in dem Räuberhauptmann nicht mehr seinen Sohn wiedergeben konnte. Und hatte der Alte früher einmal in Bezug auf Karl geäußert: „Wie süß ist's, eingewiegt zu werden in den Schlaf des Todes von dem Gebet eines Sohnes, das ist Wiegengesang" — so muß nun er, sein innig geliebter Karl, dem Vater jetzt den Tod geben durch die schreckliche Entdeckung dessen, was er ist, was er geworden ist, seines rettungslos verwirkten Lebens.

Gehen wir hinweg über die grausigen Szenen, die sich um Franz Moor, den entmenschten Sohn und seine Unthat gruppieren, ein Hineinleuchten des Tragikers in die schwärzesten Untiefen der Sünde, die mit dem Argwohn, im Interesse des Bruders benachteiligt zu werden, begonnen und bis zur bestialischen Herzlosigkeit gegen Bruder und Vater geführt hatte. Streifen wir auch nur flüchtig die Gestalt des Melchthal und die Zerrissenheit seines liebevollen Herzens, als er von des Vaters Blendung, der Rachethat des Vogts für ein kleines Vergehen des Sohnes, Kunde erhielt und sich, so unschuldig er daran ist, die Leiden des Vaters als Schuld zuschreiben mußte: er die Ursache seines Elends, wo er so gern jedes Glück der Erde auf dieses teure Haupt gelegt hätte! Wie trauerte seine Seele, als er zur Heimat kam, in die Hütte trat, und der Greis, auf den Stab gestützt, den Wiedergekehrten nicht mehr sehen konnte! Freilich nagender noch ist der Schmerz jenes anderen Wiederkehrens, wo der Sohn nicht mehr gesehen werden kann in seiner Sinneswandlung, wie es dem Rudenz beschieden war an der Leiche seines väterlichen Oheims:

O güt'ger Gott! — Kommt meine Reu' zu spät?
Konnt' er nicht wen'ge Pulse länger leben,
Um mein geändert Herz zu sehn?
Verachtet hab' ich seine treue Stimme,
Da er noch wandelte im Licht — Er ist
Dahin, ist fort auf immerdar, und läßt mir
Die schwere unbezahlte Schuld! — —

Zu spät in ganz anderer Hinsicht kommt auch Don Karlos in der gewaltigen Anfangsszene des II. Akts. Wenn der Ferdinand in „Kabale und Liebe“ empfinden muß, daß er vaterlos ist, obwohl er einen Vater hat, da dieser durch und durch ein Schuft ist, so ist das ein tiefes Leid. Aber noch mehr leidet im gleichen Gefühle des Verwaistdastehens bei des Vaters Lebzeiten der Infant. Denn Philipp ist im Grunde nicht so schlecht, wie er sich giebt. Er steht nur unter dem verfinsternden und verhärtenden Einflusse seiner jesuitischen

Berater. Die haben so viel Gift des Mißtrauens gegen den ideal und frei gerichteten Sohn in die väterliche Seele geträufelt, daß alle Vaterliebe sich je mehr und mehr in Haß verwandelt hat. Karl lebt in Madrid wie unter dem Henkerbeil, und die Augen Philipps sind beständig drohend auf ihn gerichtet. Darüber hat das eigene Herz, besonders seit der Vater ihm die Braut geraubt, sich in Grimm aufgebäumt — eine weite Kluft beiderseitigen tiefinnerlichen Zwiespalts liegt zwischen Vater und Sohn. Den Prinzen foltert bei seinem edlen Sinn das Gefühl, nicht geliebt zu werden und nicht lieben zu können. Ach, er möchte so gern dieses Glück, das das ärmste Kind seines Volkes genießen darf, auch besitzen dürfen! Er hat sich oft unter der Hülle der Nacht vor dem Madonnabilde niedergeworfen und mit heißen Thränen sie angerufen nur um das Eine, um ein kindliches Herz! Die Hochgebenedeite hat ihm nicht geholfen, aber eine andere Heilige, seine Mutter, einst seine Elisabeth, sie hat jetzt das Wunder an seinem Innern vollbracht; unter der segnenden Berührung ihres Geistes spürt er nunmehr die Kraft, zu dem finsteren Manne, seines Lebens tyrannischen Bedrücker, kindliches Zutrauen fassen zu können. Er will ihm fortan mit aufrichtigem Sinne Sohn und Freund sein, will das immer mehr zu werden sich mit ganzer Seele bemühen; er will ihn anflehen um Vertrauen und um väterliche Empfindungen. Und nun dieses warme Wollen des jugendlichen Gemütes vor dem eiskalten versteinerten Gemütsleben des Herrschers: diese schroffe höhnende Abweisung — sein Sichhängen an das Vaterherz! — dieses grollige, verächtliche Wesen — sein Reißen an der verketteten und verriegelten Brust mit Händen der Verzweiflung und des enthusiastischen Glaubens! Es gehört mit zu dem Ergreifendsten, was Schillers Poesie geschaffen hat, dieses Ringen um das von bösen Menschen entwendete Herz des Vaters, dieses Zuspät der rührenden Bitte, die selbst einen Philipp nicht ganz ungerührt läßt:

Ich will Sie kindlich, will Sie feurig lieben,
Nur hassen Sie mich nicht mehr. — —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand

Mit einem teuern, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Rosenbahn zurück zu eilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzuträumen!
Wie groß und süß, in seines Kindes Tugend
Unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst erntet,
Zu sammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch sein Dank einst flammen wird! —

Aus dem Blute erwächst das wunderbare Gefühl der Kindesliebe mit seiner Zärtlichkeit, Hingebung und Pietät, mit seinem beglückenden und zu allem Guten und Großen es beseelenden Leben, dieses Heilige der Jugend, dessen Mangel, dessen Trübung oder Zerstörung einen unersetzlichen Verlust bedeutet. Das Physische ist der Existenzboden dieser hohen Herzenstriebe; aus der leiblichen Abstammung gehen sie hervor und daraus nähren sie sich. Aber auch die Natur ist eine Idealistin, wie in ihres Schaffens Endzwecken, so auch in ihrem Vermögen, sich über materielle Bedingungen hinwegzusetzen. Warum soll sie Sohnesgefühle nicht auch einmal da ersprießen lassen, wo keinerlei Blutsverwandtschaft ist, rein aus des Geistes geheimen Tiefen, gleich jenen Bäumen, die nicht aus moosigem Waldesgrund, nicht aus fruchtbarem Erdreich, sondern aus der gespaltenen Felswand, Steinblöcke mit ihren Wurzelarmen umklammernd, sich in die Luft erheben? Und wie diese Bäume am steilen Gehänge oft frischer und stärker sind als tausende, die der ergiebigen Erdscholle ihr Dasein verdanken, so kann auch die Liebe des geistigen Sohnes tiefer, wahrer und dankbarer sein, als sie vielleicht der Abkömmling seinem Vater entgegenbringen würde.

Ob Wallenstein, der mit dem Geschicke haderte, weil es ihm den Sohn versagte, sich in demselben, wenn er ihm zu teil geworden wäre, eine so herzliche Verehrung herangebildet hätte wie in Max? Dieser junge Piccolomini, den der Herzog schon als zarten Knaben nach tapferer Fahnenwehr in seine Nähe, in sein Zelt gezogen, den er mit mütterlicher

Sorgfalt gepflegt und die Jahre über mit den Erweisen seines Wohlwollens überschüttet hatte, er ist so recht der lebensvoll grünende Stamm an der rauhen, schroffen Felsenbrust. Er schaut zu Friedlands „hoheitblickender Gestalt“ empor mit der „Ehrfurcht eingewachsnem Trieb“ wie zu „eines Gottes Antlitz.“ Derselbe ist ihm in der unerschütterlichen Selbstgewißheit seiner Herrscherseele, gerade auch wegen der starren Unzugänglichkeit seines sich selbst bestimmenden Willens, der Inbegriff alles Großen auf Erden. In jugendlicher Bewunderung verehrt er sein kühnes, wagemutiges Wesen, sein sicheres Auftreten, seinen klugen und klaren Blick, der immer das Richtige trifft, seinen gewaltigen Geist und die Macht der Persönlichkeit, die alles anzuziehen, aus jedem seine Kraft hervorzuholen und allen ein Halt zu sein vermag. Er fühlt sich an diesem Halt so geborgen. Aus der Zuverlässigkeit und Tiefe seines Charakters geht beständig etwas in sein Inneres ein, was dieses mit festigendem Leben durchdringt. Der Name Wallenstein, die teuren Züge, die er bei dieses Namens Nennung sieht, das herrliche Lebensbild, das sich ihm dabei vergegenwärtigt, das alles empfindet er als seines Daseins Weihe und Wert, das ist Richtung und Ziel seines ganzen Strebens,

— darin blühen soll
Mir jedes Glück und jede schöne Hoffnung —
Fest, wie in einem festen Zauberringe, hält
Das Schicksal mich gebannt in diesem Namen!

So idealisiert sich seine schwärmerische Liebe des Feldherrn, — seines Vaters Gestalt. Fühlt aber auch Friedland so? Er blickt auf Max mit innigem Wohlgefallen. Er nennt ihn den Stern, der seinem Leben strahlt, und wunderbar oft stärkte ihn der Anblick des hochsinnigen Jünglings:

Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend;

Im Feuer seines liebenden Gefühls
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach alltägliche Gestalten.

Und darum liebte er Max. Aber als Vater? Ach, diese Frage schleicht oft trüb und bang über das Herz des jungen Verehrers. Er weiß, er steht ihm näher als irgend einer seiner Freunde und Untergebenen. Doch daß der Feldherr ihm wie anderen jeden Dienst stets so dankt, so reich belohnt, das ist ihm eine entbehrungswehe Erfahrung. Soll er denn ewig ihm der sehr geliebte Fremde bleiben? Er ist ja doch, in seinem jungen Herzen steht's geschrieben, — sein Sohn! O Max, so empfindet wohl dein anschmiegender Glaube, dein Idealismus übertönt deines Blutes Sprache; aber der Fels, der zu den Wolken ragt, hat anderen Sinn, ihm ist die grünende Liebe nicht genug, sein Steinblut spricht: Du bist doch nicht aus meinen Bergesadern geboren! Du bist nur ein Baum, ein Herz, das die Winde mir zugetragen haben!

Doch giebt es eine jugendliche Seelenglut, die auch Steinblut so durchwärmen kann, daß der Herzenswunsch des Besitzens mächtiger wird, als alle kühl verständigen Einsprüche der inneren Natur, selbst wo letztere von einem tiefgehenden Widerspruch verschärft werden. Posa betritt das Kabinett des Königs. Solche Gegensätze haben sich noch nie gegenübergestanden wie dieser jugendliche Vertreter der freien Menschenrechte vor diesem Herrscher, dem alle Menschen nur Zahlen sind in dem Riesenexempel seines fürstlichen Größenwahns. Und als der Marquis, dem das Herz vor dem Könige warm wird im Feuer seines heiligen Idealismus, so daß ihm seine hohen Ueberzeugungen von Menschentum und Fürstenberuf in strömenden Gluten über die Lippen stürzen, wieder weggeht, da hinterläßt er einen Mann, der sich nicht nur in eine ganz andere Geistesrichtung, sondern sogar in nie gekannte väterliche Empfindungen hineingezogen sieht. Hoffnungen, Wünsche, durch alle Bedenken, durch den Bann seiner Umgebung mächtig sich durchbrechende Absichten bahnen sich in Philipp an, die er nach Posas Tode, vom Schmerz über-

wältigt, dem Alba deutlich genug verrät. Freilich wie könnte Posa dem Philipp ein Sohn werden, wo ihm völlig der Seelenzug zu diesem Manne abgeht, den er lediglich als das Werkzeug seiner großen Ideen betrachtet? Sein Gemüt weiß nichts von der verehrungsvoll aufschauenden Liebe des Max Piccolomini.

Freundschaft und Geschwisterbund.

Das Bedürfnis des jungen Mannes nach einem leuchtenden Vorbilde, nach einer imponierenden Gestalt, an der er sich begeistern kann, spielt auch mit hinein in jede tiefere Jugendfreundschaft, da allerdings eng verbunden mit der Genugthuung, in den Augen des andern auch seinerseits einen Vorzug zu haben, nach dem dieser freudig verlangt. „Liebe,“ so schreibt in einem Schillerschen Romanfragment Julius an Raphael

> „ist eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit. Wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. An jenem seligen Abend, da unsere Seelen sich zum erstenmal berührten, wurden alle deine großen Empfindungen mein, machte ich nur mein ewiges Eigentumsrecht auf deine Vortrefflichkeit gelten. . . . Liebe findet nicht statt unter gleichtönenden Seelen, aber unter harmonischen. Mit Wohlgefallen erkenne ich meine Empfindungen wieder in dem Spiegel der deinigen, aber mit feuriger Sehnsucht verschlinge ich die höheren, die mir mangeln.“

In diesem Sichanziehen zweier Geister vollzieht sich nach einem Jugendgedicht („Die Freundschaft“) eine höhere Bestimmung; die beiden sind aufeinander gewiesen wie die vom Gravitationsgesetze beherrschten Himmelskörper, und der Zweck der Freundschaft ist der gottgesetzte, in gegenseitiger Ergänzung ihre sittliche Lebensbestimmung zu erreichen:

War's nicht dies allmächtige Getriebe,
Das zum ew'gen Jubelband der Liebe
  Unsre Herzen aneinander zwang?
Raphael, an Deinem Arm — o Wonne!
Wag' auch ich zur großen Geistersonne
  Freudigmutig den Vollendungsgang.

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab aus Millionen Dich umwunden,
Und aus Millionen mein bist du!
Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atome schütteln;
Ewig fliehn sich uns're Herzen zu.

Die Verkörperung dieser Ideen ist der Don Karlos, der als Knabe in dem Schmerze, von Posas Geiste so sehr verdunkelt zu werden, sich „endlich kühn entschloß, ihn grenzenlos zu lieben, weil ihn der Mut verließ, ihm gleich zu sein.“ Der, als nach langem, innigem Werben der stolze, schon so früh republikanisch gesinnte Genosse sich endlich dem Königssohne ergab, weil er ihn als seelenverwandt erkannte, seine eigene löwenkühne, unerschrockene Kraft als Gegengabe brachte für des Freundes lichten tiefen Sinn und vor diesem gedankenvollen Kopfe das eigene hochstrebende Wollen so gering ansah. Der Karlos, der nun jetzt als Jüngling den Wiederkehrenden in stürmischem Glück an seine Brust zieht und in dieser Umarmung die Wonne fühlt, den zu besitzen, der keinem so gehöre, und um den die ganze Welt ihn beneiden müsse. Der vor seinem Roderich alle Auszeichnungen seines Ranges geringschätzig niederwirft, mit ihm das vertrauliche Du tauscht und sich freut, wie sie vor der Menschen Augen das Maskenspiel Kronprinz und Vasall aufführen und dabei in heimlichem Herzensverständnis sich die Hände drücken werden. Der Infant, der nicht nur Arm in Arm mit dem freisinnigen Busenfreunde sein dunkles Jahrhundert in die Schranken fordern will, sondern ihn auch zum Hüter bestellt über die eigene Tugend, daß er sie in den Versuchungen, die den Fürsten bedrohen, bewache, ihn stets an die Schwäche seiner armen Menschlichkeit erinnere und diese zu allem Guten weitertreibe. Und die verhängnisvolle Verwirrung, die dann Posas gewagtes Spiel anrichtet, mit ihrer Zuspitzung in der 4. Scene des V. Aktes: Karlos an Posas Leiche, — der König, der diesen ermordet hat, vor ihm stehend, um den gefangenen Sohn frei zu sprechen, wie der aber in seiner Wehklage um den Freund

und in seiner Anklage gegen den Vater Tod und Verderben auch auf sich niederzureißen sucht — sie ist fürwahr das Chaosbild, von dem obiges Gedicht redet. Alles am Hofe auf den Kopf gestellt, der Marquis des Königs Günstling geworden, und im Besitze der Macht und des Vertrauens nun voll hastigen Strebens für des Prinzen Wohl; sein bedenklicher Plan, sich zu dessen Feinde zu machen, um ihm desto mehr als Freund nützen zu können; die tollkühnsten Unternehmungen wider diesen, alles für ihn bedacht, und, als das Spiel sich als verloren zeigt, seine eigene Aufopferung, um den Infanten zu retten — und auf der andern Seite des Karlos unbedingtes Vertrauen auf Posa, sein unerschütterlicher Glaube und selbst im Zweifeln und Irrewerden am Freunde, als der Lauf der Dinge ihn dazu zwingt, bei allem Weh der Enttäuschung doch immer noch die Hochachtung vor den gewiß großen Absichten dieses Menschen; dann als er alles durchschaut, als der auf sein Haupt abgelenkte Todesstreich den Marquis getroffen hat, des Karlos schmerzwütiger Jubelruf: Dein, o König, ist er nie gewesen, mir hat seine Liebe gegolten, für mich hat er sein teures Leben gelassen! — das alles ist, in dramatische Bilder gebracht, das

Laß das Chaos diese Welt umrütteln,
Durcheinander die Atome schütteln,
Ewig fliehn sich uns're Herzen zu!

Goethes Freunde reden nicht die Schillersprache, aber wie warm zeichnet auch er die Zugehörigkeit der jungen Herzen in des Pylades Geständnis: „Da fing mein Leben an, als ich dich liebte; denn was ich worden wäre, wenn du nicht lebtest, kann ich mir nicht denken!“ Daneben Orests herzliche Dankbarkeit gegen den leichten bunten Schmetterling, der um die dunkle Blume gaukelte und ihm die eigene Lust in seine trübe Seele spielte. Und wie wahr und schön schildert er die gegenseitige Förderung in Meisters Verhältnis zu dem jungen Kaufmann Werner:

„Derselbe war einer von den geprüften, in ihrem Dasein bestimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen

pflegt, weil sie bei Anlässen weder schnell noch sichtlich auflodern; auch war sein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwist, wodurch sich ihre Liebe aber nur desto fester knüpfte: denn ungeachtet ihrer verschiedenen Denkungsart fand jeder seine Rechnung bei dem andern. Werner that sich darauf etwas zu gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausschweifenden Geist Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen schien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er seinen bedächtigen Freund in warmer Aufwallung mit sich fortnahm. So übte sich einer an dem andern; sie wurden gewohnt, sich täglich zu sehen, und man hätte sagen sollen, das Verlangen einander zu finden, sich miteinander zu besprechen, sei durch die Unmöglichkeit, einander verständlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen sie doch, weil sie beide gute Menschen waren, nebeneinander, miteinander nach Einem Ziel."

Daß unter Temperaments- und Meinungsverschiedenheiten und abweichender Gefühlsweise und bei gelegentlicher Kritik am andern eine freundschaftliche Verbundenheit bestehen kann, vermag ein Tasso sich nicht vorzustellen. Er ist eine äußerst empfindliche Natur, die bei dem geringsten Anstoß sich in ihr Schneckenhaus zurückzieht. Wo einer nicht so denkt, wie er, und trotzdem ihm Erweise freundschaftlicher Gesinnung entgegenbringt, da glaubt er, die Absicht wohlzuthun wittern zu müssen, und ist er verstimmt. Wo ihm aus gutem Herzen etwas noch so zart vorgehalten wird, oder es nicht nach seinem Kopf geht, da ist er gleich beleidigt. Er weiß nicht, daß das Schonen und Gewähren manchmal gerade die Liebe dem Herzen verbietet, und daß es Pflicht des Freundes werden kann, zu tadeln oder zu versagen, weil er eben des Freundes Glück höher stellt, als die momentane Annehmlichkeit.

Dabei hat Tasso aber doch ein solches Bedürfnis, an eines Freundes Busen zu ruhen. Und nach einem ganz Bestimmten sehnt er sich, nach dem erfahrenen, klug überlegenden und thatkräftig das Leben bestimmenden Staatsmanne Antonio. „Er besitzt, ich mag wohl sagen, alles was mir fehlt." Freilich ist das nur ein Verlangen nach diesen Gaben und Charakter-

vorzügen, nicht nach dem Menschen, in dem dieselben sich ihm darstellen. Den Zug des Herzens, der Freundschaft Bedingung, spürt er nicht in sich, und das deshalb nicht, weil zwischen dem so ganz anders wie er gearteten Geiste und ihm doch jene Berührungspunkte tiefinnerlicher Verwandtschaft nicht vorhanden sind, die Schiller die Harmonie verschieden tönender Seelen nannte, die unerläßliche Voraussetzung eines freundschaftlichen Umgangs. Ein Freund Tassos müßte bei allen Gegensätzen des Charakters jedenfalls ein ästhetisch mitfühlender Mensch sein, — diesem Manne des praktischen Nutzens ist auch Poesie und Kunst nur ein Mittel zum Zweck, Verständnis für das Schöne hat er nicht — und dazu müßte ihm eine gewisse Wärme und Anmut des Wesens, damit die Fähigkeit der zarten Empfindung eigen sein, Eigenschaften, die dem Antonio, wenigstens Tasso gegenüber, völlig abgehen. Zwischen den beiden kann nur eine gegenseitige Abstoßung bestehen.

Das fühlt der Dichter im Drama sehr richtig. Aber er läßt sein Gefühl beirren von dem Zureden der Prinzessin, die in bester Meinung die beiden zusammenführen möchte, und im Enthusiasmus der Liebe zu Leonore unternimmt er den Ansturm auf den Felsen. Er unternimmt ihn, obwohl Antonio ihm eben erst deutlich seine Antipathie gezeigt hat, und er wagt den Schritt mit der ganzen Gefühlswucht seines Herzens. Die Geliebte hat es gewünscht, in dieser Beleuchtung ist ihm die Freundschaft Antonios jetzt das begehrenswerteste Gut geworden, um das er nun wirbt mit der Inbrunst der Empfindung, die er gegen sie selber hegt.

O laß uns ihrem Wunsch entgegengehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unsern Dienst, die ganze Seele bieten,
Vereint für sie das Würdigste zu thun.
Noch einmal! Hier ist meine Hand! Schlag ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wollust,
Die schönste guter Menschen, sich dem Bessern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Er ist in dieser Stunde ganz überzeugt davon, daß das Heil seines Lebens von diesem Bunde abhängt, daß er Antonio braucht, daß er ihn nicht entbehren kann. Sein inniges Bitten und Drängen steigt aus dem Grunde der allerbescheidensten Selbstbeurteilung; freilich immer wieder zurückgewiesen, von dem Manne, der sich ganz vergißt und alle Selbstbeherrschung verliert, in der rüdesten Weise, beleidigend grob und gallig und boshaft zurückgewiesen, schwillt es mächtig an zur zornigen Wallung, und aus der inneren Empörung wird bei dem Gereizten die leidenschaftliche That. Die beiden gehören nie und nimmer zusammen. So sehr auch im übrigen Dichter und Held, hoher Sinn und Lebenstüchtigkeit, tiefes Gemüt und Charakterkraft sich einander suchen mögen, in diesen Vertretern sind sie nicht aufeinander gestimmt. Und wenn nachher in der Katastrophe, wo allerdings Antonio unter dem Einfluß des Erlebten wesentlich geändert erscheint, der Scheiternde sich zuversichtlich an die nun freundlich sich ihm entgegenstreckenden Felsenarme klammert, so fürchten wir, daß Tassos — vielleicht auch Goethes — Hoffnung eine Selbsttäuschung ist. Das Ganze ist denn doch ein Zeugnis dafür, daß Freundschaften werden müssen und nicht gemacht werden sollen, und zugleich eine Bestätigung der Schillerschen Auffassung, daß sie das Produkt einer höheren, von der individuellen Anlage bedingten Führung sind: daß nicht einer willkürlich des andern Freund werden kann, selbst nicht, wo die beiderseitigen Gaben auf Ergänzung hinzuweisen scheinen, sondern daß Freundschaft nur möglich ist zwischen ganz bestimmten und füreinander geschaffenen Individuen, die sich dann aus eigenem Triebe anziehen.

Haben sich aber Freunde zusammengeschlossen, dann ruft ihnen Goethes jugendliches „Bundeslied“ zu: „So bleibt durch alle Zeiten Herz Herzen zugekehrt; von keinen Kleinigkeiten wird unser Bund gestört!“ Die Jugend mit ihrem Auge für das Kleine hat die Neigung, an unbedeutenden Dingen sich zu ärgern, sie aufzubauschen und sie schwer anzurechnen. Freunde müssen sich verstehen, sich tragen und in ihren Schwächen sich entschuldigen. Sie müssen mit dem Dichter in jenem Liede

sprechen können: „Uns hat ein Gott gesegnet mit freiem Lebensblick!" Werden dennoch einmal aus Mißverständnissen und vielleicht auch wirklichen Vergehungen Zerwürfnisse, so sei kein Opfer der Selbstverleugnung zu schwer, dem zürnenden Freunde entgegenzukommen und ihn wieder zu gewinnen, — so klingt's hier aus der „Jungfrau von Orleans" hinein. Wer aber da zu vergeben hat, der bedenke Johannas Wort an Burgund:

Eine Versöhnung
Ist keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zum Gift.

Rein muß die Freundschaft sein von allem verhaltenen Zwist, ein Heiligtum der Wahrheit und der Eintracht, und die Priesterin in demselben ist die Treue. Wie Schiller ihr ein begeistertes Lob gesungen hat in seiner Posagestalt, die trotz aller kritischen Bedenken unserer Jugend stets die glanzvolle Verkörperung der Liebe bleiben wird, die in ihrer Selbstlosigkeit alles, ihr Hab und Gut, Ehren und Aussichten und selbst ihr Blut für den Freund opfert, so und fast noch mehr hat er das Herz der deutschen Jugend an die Treue gebunden auch durch die viel schlichtere und dabei doch so ergreifende Zeichnung seiner Ballade, wo man nicht weiß, welche Gestalt größer ist, der Freund daheim, der sich so willig und furchtlos als Bürgen für den anderen dem Dionys preisgiebt, oder Möros in seiner Angst und Not, daß die gewaltsamen Hemmungen auf seiner Rückreise ihm die rechtzeitige Einlösung seines Versprechens unmöglich machen könnten. „Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn!" Sie ist, wie der Dichter im Wallenstein sagt, „eine heil'ge Religion dem Herzen". Sie schreitet dort mit dem Donnerschritt der Pappenheimer Grenadiere, die ihren jungen Führer nicht im Stiche lassen, über die Bühne. Sie schmiedet im Flammenschein des Sarner Schlosses die Hände, die Bertha eben mit Gefahr des Lebens gerettet haben, die Hände des Edelmanns und des Landmanns zusammen:

Und schweigend ward ein Bündnis jetzt beschworen,
Das, fest gehärtet in des Feuers Glut,
Bestehen wird in allen Schicksalsproben.

Und zu dem Glauben an Freundesherz und Freundesergebenheit bekennt man sich auch in den böhmischen Wäldern, wo aus den niederen Schichten der Spiegelberg, Schufterle, Razmann und Genossen, die ein roher und falscher Sinn beherrscht, sich die idealen Elemente, ein Schweizer und ein Roller, erheben und, um den Hauptmann geschart, in treuem Brudersinn auf Tod und Leben zueinander stehen. Und Moor, um den Kameraden sein Wort zu halten, auch als die Besten schon gefallen sind, zertrümmert den letzten Rest seines Lebensglückes. Da läßt der junge Karlsschüler ihm durch seine Räuber das Abgangszeugnis ausstellen: „Du hast deine Schuld mit Wucher bezahlt. Du hast gethan, was kein Mann würde für seine Ehre thun."

Goethe hat zur Verherrlichung der Freundestreue keine Geringere erkoren als seine Iphigenie. Wie ein Hymnus rauscht im Anfangsmonolog des vierten Aufzugs ihr Preis zum Himmel auf, wo die Liebe thront, die, wenn sie über einen Menschen schwer erschütterndes Leid verhängt hat, ihm doch erst den ruhigen Freund erzieht, „daß in Stunden der Not auch die Hilfe bereit sei, — o segnet, Götter, unsern Pylades!" Als des immer heiteren, munteren Genossen an der Seite des ernsten Knaben haben wir seiner schon Erwähnung gethan. Hier im Schauspiel, wo er als des Jünglings treuer Gefährte auf dessen trüben Irrfahrten und als dessen Schicksalsbruder unter den Schrecken der ungastlichen Scytheninsel erscheint, verleugnet er nicht diesen frischen, frohen Jugendsinn, der, so bedrohlich die Situation der Gefangenen auch ist, und so furchtbar die Gefahr von Stunde zu Stunde anwächst, die Hoffnung nicht aufgiebt, daß es ihm doch noch gelingen werde, den Freund zu retten und noch viel mehr als das, ihn aus seiner Verdüsterung zum Licht des Lebens wieder aufzuwinden. In dieser freudigen Zuversicht steht er zwischen den erregten, des Rates und der That nicht fähigen Gemütern

der Geschwister als das handelnde Element: der nüchterne, besonnene Mann, der den Kopf nicht verliert, der mit klaren Augen um sich schaut, sich auf seinen klugen, auch die List nicht scheuenden Verstand verläßt, alle günstigen Umstände mit fest zugreifender Hand auszunutzen sucht und in diesem hingebenden Liebesdienst der Freundschaft selbst sichtlich an innerem Menschenwerte zunimmt und immer reicher sich entfaltet. Hat er ja doch nicht bloß zu handeln, sondern auch seelisch auf seine Schutzbefohlenen zu wirken mit ermutigendem Zuspruch, den selbst sie, die Priesterin, als wohlthuende Stärkung empfindet:

Wie köstlich ist des gegenwärt'gen Freundes
Gewisse Rede, deren Himmelskraft
Ein Einsamer entbehrt und still versinkt:
Denn langsam reift, verschlossen in dem Busen,
Gedank' ihm und Entschluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte sie leicht.

Aber so viel auch der treue Pylades für Orest und Iphigenie thut, der eigentliche Engel der Freude und der Erlösung, der durch das Stück schwebt, ist doch die Blutsfreundschaft der Geschwisterliebe, der Freundschaft unschätzbarste Erscheinung. Ein tiefer Ernst der Wehmut umdüstert die hohe Seele der Weltabgeschiedenen:

Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.

Und nun nach langen, langen Jahren der Entbehrung steht der Bruder vor ihr! In dem fremden Jüngling erkennt sie den Kleinen, den sie einst herzend auf den Armen getragen hatte! Durch ihn und in ihm erfährt sie der Eltern Tod, ihres Hauses Leid und tiefe Zerrüttung. Und doch, sie hat ja

ihn wieder, den Teuren! Sein Besitz ist ihr Trost und Licht und Ersatz alles Verlorenen. Ein Blick in seine Augen lindert all ihren Schmerz. Ihn muß sie immer wieder anstaunen, fast unfähig, ihr Glück zu glauben. Wie entsetzlich auch die Lage ist, in der sie sich befindet durch des Königs Befehl, die Fremden zu opfern, sie vergißt ganz die Gefahr. Sie hat nur Gefühl für das Meer der Seligkeit, das sie rings umfängt. Nur Gefühl für die Wonne, mit diesen Armen, die stets den leeren Winden ausgebreitet waren, den lieben Bruder nun ans Herz drücken zu dürfen; und ihr einziger Kummer ist, daß der Wiedergefundene in seinem schweren Seelenleid sie erst gar nicht zu erkennen, das himmlische Glück der Stunde nicht zu empfinden vermag. Aber er wird es, er muß es! Es muß ihrer treuen Schwesterliebe, das weiß sie, die Gotteskraft innewohnen, den armen Reuegeplagten aus seiner Nacht herauszureißen und ihn dem frohen Leben wiederzugeben! Und das Schwesterherz täuscht sich in diesem Glauben nicht. Es wird in höherer Hand eine heilige Macht der Läuterung, der Vergebung, der Befreiung. Siehe, die Eumeniden weichen dahin, sie „schlagen hinter sich die ehr'nen Thore fernab donnernd zu“, sein Gewissen heilt, und „herrlicher und immer herrlicher umloderte der Jugend schöne Flamme sein lockig Haupt.“ Das vollbrachte mit ihrem Lieben und Sorgen die reine Schwester. Schauerlich drängt sich daneben das Bild von Valentins wahnsinnig verzweifelndem Bruderschmerze, dem nicht so sehr Faust, wie seines Gretchens Sündenfall den Herzensstoß versetzt.

Schiller, der doch so gute und innig geliebte Bruder, hat in seiner tragischen Dichtung nur das gestörte geschwisterliche Verhältnis berührt, wenigstens soweit Jugendgestalten in Betracht kommen. Im „Fiesko“ sind Gianettino und Julia allerdings sehr gleichgestimmte Seelen, aber im Bunde der niederen Gesinnung, und es herrscht infolge dessen zwischen ihnen ein gemeiner Ton. In der „Jungfrau“ ist die Schwester an geistiger Bedeutung riesengroß aus dem Kreise der anderen herausgewachsen. Wenn auch besonders Louison ihr ein treues

Empfinden bewahrt, und andererseits Johanna von Stolz nichts weiß, ja aus Glanz und Herrlichkeit der Welt sich zurücksehnt zu dem schlichten Leben im Genusse der schwesterlichen Liebe, so besteht doch zwischen ihnen kein Band des Verständnisses mehr. „Die Braut von Messina" handelt von Anfang bis zu Ende vom Glück der Geschwisterliebe und von dem Heiligtum dieser Liebe. Denn gerade in dem Elend der brüderlichen Zerrissenheit, wie es aus Donna Isabellas Mutterherzen seufzt, und im Anblick der traurigen Trümmer des Tempels, der sich in ihrem Versöhnungswerk so hoffnungsvoll aufgerichtet hat und so schnell wieder zusammenstürzt, empfindet man aufs lebendigste, welch ein Schatz treue Bruderliebe ist.

Dringlicher können Geschwister gar nicht zur Eintracht untereinander aufgefordert werden, als durch die Schauer dieser Tragödie. Dieselbe ist ein Klagelied auf die Thorheit, die nicht vergessen kann, was im Kinderstreite früher Knabenjahre einer dem andern angethan hat, wo doch die Ursachen der kindischen Entzweiung längst als Lappalien belächelt werden. Ein Klagelied auf die Verblendung, die da haßt, ohne zu kennen, die sich von dem andern ein Bild macht aus den verleumderischen Zwischenträgereien derer, die eine niederträchtige Lust daran haben, Flammen zu schüren und Wunden zu vergrößern. Ein Klagelied auf die falsche Männlichkeit, die, vielleicht durch Ereignisse des Lebens, durch Thaten des andern innerlich versöhnlich gestimmt, sich doch nicht entschließen kann, zuerst die Hand zu reichen. Dazwischen steht dann das Elternherz mit seiner gleichen Liebe, die es aber zu zeigen nicht wagt, denn „wenn ich die Hand des Bruders freundlich drücke, stoß ich den Stachel nicht in *deine* Brust?" und andrerseits „wenn ich das Herz an *deinem* Anblick weide, ist's nicht ein Raub an ihm" nach seiner Auffassung? O Raserei der Eifersucht!

Ihn würdest du aus Tausenden heraus
Zum Freunde dir gewählt, ihn an dein Herz
Geschlossen haben als den Einzigen.
Und jetzt, da ihn die heilige Natur

Dir gab, dir in der Wiege schon ihn schenkte,
Trittst du, ein Frevler an dem eignen Blut,
Mit stolzer Willkür ihr Geschenk mit Füßen.

Da sehen sie sich nun ins Auge. Nun begreifen sie nicht, wie sie die Jugend über ohne einander leben mochten. Nun schwärmt das Glück der Versöhnung voll auf. Aber der Hader der langen Jahre hat das Herz Don Cesars zu sehr der Leidenschaft unterworfen. Im tragischen Konflikte der Liebe zu der einen Beatrice wallt es auf zu rascher furchtbarer That, die das Entsetzen über die Entdeckung der Schwester in der Geliebten ins Grausigste steigert. Jetzt endlich wird Friede sein zwischen Messinas Söhnen! Der Trauernde verlangt nur noch nach dem teuren Bruder, -- bei ihm in der Gruft ist kein Streit, kein Haß, kein Neid mehr!

Schiller hat in dieser Dichtung zugleich die Erschütterung des Frauenherzens geschildert, das plötzlich aus bräutlichen in schwesterliche Gefühle übergehen soll. Daneben behandelt Goethe in seinem hübschen Einakter „Die Geschwister" das Entzücken des Mädchens, das mit grenzenloser Schwärmerei an dem Bruder hängt, der Marianne, deren Empfindungen für Wilhelm im Laufe der Jahre zu einer bei diesem Verhältnis doch unnatürlichen Innigkeit der weiblichen Hingebung geworden sind, und die dann in dem Moment, wo sie eine Hand ausschlägt, um ganz und auf ewig ihrem Bruder zu leben, an dessen Brust die Deutung empfängt für ihres Gemütes wundersame Sprache und sich als seine nur vorgebliche Schwester, von nun an als sein geliebtes Weib begrüßt sieht. Schließen wir diese Bilderreihe ab mit der reizenden Gruppe aus dem „Werther" (1. Teil, Brief vom 16. Junius), die in Kaulbachs unübertrefflicher Darstellung uns schon so oft herzerwärmend vor die Augen getreten ist: die achtzehnjährige Lotte, umstürmt von den sieben verwaisten Geschwistern, wie sie in ihrem lieblichen Ballschmucke den Kleinen erst noch das Brot schneidet, das Herz verklärt von der mädchenhaften Ahnung der kommenden Freudenstunden und dabei doch ganz hingenommen von der heiligen Fürsorge der jungfräulichen Mutter, zu der

die junge Schar voll Vertrauen und mit zärtlichem Respekt emporzublicken gewohnt ist.

Das deutsche Vaterland.

Dem treuen Gemüte wird der enge Kreis der Liebenden und Geliebten eine weite Welt voll reicher Pflichten, voll köstlicher Befriedigung; und andererseits wieder vermag es die Weite zu umfassen als einen eng ihm zugehörenden Besitz, die Weite seiner Volksfamilie. Heilig ist ihm das Gefühl fürs Vaterland. Einen wie schönen und begeisternden Ausdruck diese Vaterlandsliebe nun auch in manchem unserer patriotischen Lieder gefunden hat, dieselben sind nur der Weihegesang, der jenes jugendliche Heiligtum durchtönt. Das Gotteswort aber, das da vom Altare erklingt, — der Vergleich sei erlaubt — das sind die großen Gedanken, die Schillers Geist so schlicht und hehr im „Tell“ ausgesprochen hat:

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Wenn du dich absonderst von der allgemeinen Sache, „stehst du allein, ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt“. Und es ist nicht deiner Willkür Wahl, ob du ihr dienen willst. Es handelt sich um „angeborne Bande, die knüpfe fest“, sie zu verleugnen, ist eine Schmach; um ein hohes Gut, wer daran Raub begeht, dem „fehlt etwas zu jedem Glück der Erden“. Der Kampf für das Vaterland und für die Freiheit ist ein Kampf um „ew’ge Rechte, die droben hangen unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.“ Drum wollen wir es lieben „mit Gut und Blut und Heldenkraft“;

— Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr.
— Wir wollen trauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

Aus letzterem Worte hat Bismarck jenen berühmten Ausspruch geprägt, der unsere nationale Selbstgewißheit aller Welt, den äußeren und inneren Feinden zum Trutz, vor die Augen rückte. Und aus all diesen Worten züngeln jene Flammen, die einst pfingstlich über den Häuptern unserer Streiter loderten, als sie uns bei Metz und Straßburg, bei Sedan und Paris des deutschen Reiches Herrlichkeit erschufen. Eine Geistererscheinung schwebte damals vor unsern siegreichen Heeren her, des Volkes Lieblingsdichter im Prophetenmantel. Ja, Schillers Poesie war eine Prophetie gewesen. Schon einmal hatte sie sich mächtig an der Volksseele erwiesen, aber ihre Zeit war doch noch nicht gekommen; erst jetzt unter des großen Kaisers Führung ging sie ihrer Erfüllung entgegen. Freilich auch hier darf man sagen: die Erfüllung sah anders aus, Gott sei Dank! schöner, reicher, als sie sich einst in des Sehers Gedanken malte, da er dem zerrissenen, national so armen und schlaffen Deutschland das eine einzige Volk von Brüdern weissagte, das sein Alles freudig setzen wird an seine Ehre und das in seiner Eintracht starkem Verbande einen Tag sehen soll, dessen „sich die Kinder spät als Greise noch erinnern" werden. Denn was uns davon zu erleben vergönnt war, dieses Große hat unser Dichter doch nicht geahnt. Und was heute das patriotische Empfinden unserer Jugend ausmacht, das Hochgefühl der unerschütterlich für alle Zeiten festgelegten Stammesvereinigung und der darin begründeten Unüberwindlichkeit des Volkes; der Stolz der reichen Ruhmeserben auf das in moralischem Uebergewicht tonangebend die Weltgeschichte bestimmende Vaterland; der Drang, diesen gewaltigen Einfluß politisch und wirtschaftlich nach allen Seiten hin geltend zu machen, das Errungene zu behaupten in innerer Weiterarbeit und auch in geistiger Beziehung immer reiner, voller und lebendiger das Deutschtum zu entfalten, — dieses reale Nationalbewußtsein des Germanen in sich zu tragen, wäre Schiller wohl ganz der Mann gewesen, aber es in sich aufkommen zu lassen, dazu gab sein Zeitalter ihm nicht das Recht und die Möglichkeit.

Schiller und Goethe waren aufgewachsen in den blutlosen

Anschauungen jenes abstrakten Kosmopolitismus, der, erfüllt von dem zwar echt christlichen Streben, das reine Menschentum herauszubilden, doch dem Wahne huldigte, daß dieses Ideal die Ausrottung aller nationalen Gesinnung fordere. Man wollte Menschen schaffen nach der Schablone einer wohlklingenden, aber leblosen universalistischen Formel. Als ob eine Münze überhaupt Wertstück sein könne ohne eines Landes Gepräge, als ob jemand ein irgendwie bedeutender Mensch zu sein vermöge ohne eine scharf ausgeprägte individuelle Eigenart, wollte man den Deutschen zu allen Tugenden des großen Menschseins erziehen, indem man ihn seiner Volksindividualität zu entkleiden suchte. Man sagte ihm: höre auf ein Deutscher zu sein! und vergaß dabei, daß er damit überhaupt aufhören würde Mensch zu sein. Man sagte ihm: verachte dein germanisches Sonderleben! und übersah dabei ganz, daß er damit ja das Material für das ihm zugemutete Kunstwerk der Humanität wegwerfen würde. Denn wie die Natur dem Künstler den Stoff nicht reicht in einem abstrakten Material, das nicht existiert, sondern in ganz bestimmten Stein- oder Metallarten, so schafft sie auch die Anlagen zu allem Schönen und Großen nur in gesonderten Volksarten, daß jeder aus seines Volkes Eigentümlichkeit heraus zum Edlen sich gestalte und in ihr das Herrliche vollbringe. Es giebt kein Menschsein an und für sich, sondern nur ein Menschwerden in nationaler Form. Es giebt kein abstraktes Wirken für das Reich Gottes, sondern nur in der Arbeit mit und an seiner Nation vermag jeder das Seine beizutragen zur Verwirklichung des christlichen Ideals. Das christlich-humanistische Ideal schließt den Patriotismus nicht aus, sondern verlangt und braucht ihn zur lebenskräftigen Entfaltung. Das aus dem Auge zu lassen, den Deutschen seinem eigenen Selbst zu entführen, ihn innerlich seiner Nation zu entfremden, dazu war aber die Zeit ganz besonders angethan, die so gar nichts von einer deutschen Nation als solcher kannte. In dieser Erbärmlichkeit der deutschen Zustände, in dieser Zerfahrenheit der gegenseitigen Stammesabstoßung, in dieser Armut und Ohnmacht des poli-

tischen Lebens, in dieser allseitigen Abhängigkeit von dem Fremdländischen lagen wahrlich keine Reize zur nationalen Selbstbesinnung und zur Erfassung deutschen Wesens.

Unter solchen Umständen waren Dichtungen wie der „Götz" und die „Räuber" mit ihrem freudigen Dringen auf des Volkes innersten Wesensgrund und mit ihrem Bestreben, diese Volksseele zu großem Lebenswillen wachzurufen, schon Erweise eines bewundernswürdig kräftigen Deutschgefühls. Wenn auch das eigentlich nationale Bewußtsein darin noch nicht zu Worte kommt, noch nicht das seine politische Sonderexistenz betonende Sichunterscheiden von den anderen Völkern, was für uns heute ein wesentlicher Bestandteil des Patriotismus ist, so waren diese Dramen doch schon thatsächliche Absagen vom Kosmopolitismus des Zeitalters. Das waren keine bleichsüchtigen Geschöpfe der Abstraktion. Jeder Pulsschlag darin ist Germanenblut, was schon daraus ersichtlich ist, daß diese Werke kaum zu übersetzen sind, jedenfalls von anderen Völkern nicht recht gewürdigt und verstanden werden können. Goethe und Schiller haben sich damit energisch als Deutsche bekannt. Und wenn dann auch in einzelnen Aeußerungen des jugendlichen Schiller noch manchmal die kosmopolitische Geringschätzung nationaler Empfindung durchschlägt, und wenn Goethe auch sein Leben lang mit solchen Anwandlungen, und zeitweilig sehr stark, zu thun gehabt hat, in ihrem Innersten waren sie doch dieser Richtung entfremdet. Und auch ihr ferneres Dichten stellt sich uns trotz des griechisch-klassischen Odems, der darüber liegt, als eine Erfüllung des dem Rudenz zugerufenen Berthawortes dar: „Seid, wozu die herrliche Natur euch machte; zu eurem Volke steht und eurem Lande!" Ihre ganze Poesie ist ein immer weiteres Eindringen in den Geist und das Gemüt, besonders in den sittlichen Ernst der deutschen Wesenstiefe und das Bestreben, diese schön und groß zum Ausdruck zu bringen. Auch in der klassischen Periode blieb die Seele ihres Schaffens ihr ureignes deutsches Selbst, wie es sich nur unter der Sonne Italiens geklärt hatte. Bei Schiller und dem so mächtig im deutschen Herzen wiederklingenden Geiste

seiner Dichtung liegt das auf der Hand. Aber auch Goethe ist nie ein Grieche gewesen, ob er auch manchmal gern mit dem griechischen Schein kokettierte. Er kann den Deutschen nicht verleugnen und er will es in Wirklichkeit auch gar nicht, wie es der Gang des II. Faust zeigt.

Ihr dichterisches Lebenswerk, durchaus deutsch in seinem Charakter, war der Bereicherung und Befreiung des deutschen Lebens gewidmet, und das galt ihnen als die hauptsächlichste Bethätigung ihrer Vaterlandsliebe. In den Gesprächen mit Eckermann wendet sich Goethe gegen die, welche ihm vorwerfen, daß er kein patriotischer Dichter sei: „Was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken?" Ein andermal: „Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder thut sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerke bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen." Und gewiß, das wird immer die wertvollste Bezeugung des Patriotismus bleiben, diese stille Arbeit aus des Volkes Kraft zur Hebung der Volkskraft. Die ist viel wertvoller, als das Bekenntnis der Lippen, auf das die Jugend ja ein so besonderes Gewicht legt. Andererseits freilich ist es richtig, daß die patriotische That nur hervorgehen kann aus einem entschieden patriotischen Bekenntnis, und daß sie von diesem ihre Wärme und Verklärung erhält. Aber daran fehlte es unseren Dichtern nicht. Sie dachten groß von ihrem Vaterland und dessen Zukunft. Sie waren durchdrungen von der

Ueberzeugung, daß unser Volk eine hervorragende Mission in der Menschheit habe; nur vermochten sie diese nach der ganzen damaligen Lage der Dinge nicht im Politischen, sondern lediglich im Kulturleben zu sehen. So begeistert in Goethes „Lehrjahren“ der junge Lothario die edle Schauspielerin Aurelie zu ihrem einflußreichen Berufe, indem er sie hinweist auf die Menge von Anlagen und Kräften zu allem Guten, die in der hervorkeimenden Jugend des Vaterlandes schlummern, und die zu wecken auch ihre Aufgabe sei. Er gab ihr einen Ueberblick über Deutschland, wie reich es sei und zu welcher Bedeutung, nämlich in der Welt der höheren Interessen, es sich aufzuschwingen vermöge. Und ein wenig bekanntes Schillerwort aus dem Nachlaß sagt:

Das ist nicht des Deutschen Größe,
Obzusiegen mit dem Schwert.
In das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
Männlich mit dem Wahn zu kriegen,
Das ist seines Eifers wert.

In dem jungen Piccolomini, der trotz seiner wälschen Abkunft dem Dichter durchaus zum Typus des deutschen Jünglings wird, redet diese Neigung Schillers, seine Nation über politische Bestrebungen hinweg auf das Geistige als ihre Bestimmung hinzulenken, deutlich mit. Nicht nur daß Max selbst, der doch so kampfesmutige Krieger, sich aus der Rüstung herauswünscht; daß ihm, so hervorragend er als Führer auch ist, der lange Waffendienst als ein recht nichtiges Geschäft erscheint, und er sich nach der Herz und Geist erquickenden Beschäftigung des Friedens sehnt, nach einer Arbeit, die zu vollbringen sich wirklich lohne, — es ist nicht die Liebe allein, die das bei ihm bewirkt, es bricht hierin des tapferen Mannes innerste Natur durch —: auch Wallenstein, den gewaltigen Recken, glaubt er dazu bestimmen zu sollen, daß derselbe aus seiner Macht und seinem Ruhm zurücktrete in eine politisch bedeutungslose Stellung und seine Befriedigung darin suche,

sein schönes Land auszubauen, fürstlich jede Kunst zu ermuntern und alles Herrliche zu pflegen und zu beschützen. Entschiedener noch verkündete Schiller in seiner Jugendzeit den alle weltlichen Tendenzen aufzehrenden geistigen Beruf der Deutschen. Sein Posa, auch der in seinem Wesen ein echt Schillerscher Germane, ob er schon hier ein Spanier heißt, hat nie sich vor König Philipp gezeigt. Der Marquis kennt keinen politischen Ehrgeiz, er will keine Rolle spielen, sein Herz ist ganz eingenommen von der Not der Flandrischen Provinzen, und sein ganzes Sinnen und Denken konzentriert sich auf das eine Verlangen, der Wortführer und geistige Vorkämpfer der Unterdrückten zu sein. Das Freiheitsringen der Niederländer ist ihm unendlich wichtiger als Spaniens Machtherrschaft; und all seinen Einfluß auf den Thronfolger braucht er dazu, in Karlos den aufgeklärten Fürsten zu erziehen, der einst nicht in Kriegsthaten, sondern in der Förderung der Humanität seine Lust suchen soll. Daneben stellt Goethe in seinem Epos eine verwandte Gestalt, Dorotheas ersten Bräutigam, den Schwärmer für Menschenrechte und Volksfreiheit, bei all seiner jünglingshaft phantastischen Erregung doch der echt deutsche Idealist. Ihn zog's nach Paris, wo er die Revolution in der Verklärung seines edlen Gemütes als das Frührot einer viel versprechenden Auferstehung ansah. Ihn zog's dahin mit dem Herzensverlangen, in feurigen Worten wider alles Schlechte zu streiten und unter der allgemeinen Umwälzung seine hohen Ideale aufzurichten. Und es zog ihn so mächtig zu diesem Dienst an der Menschheit, wie er es betrachtete, daß ihm selbst seine Liebe darin unterging. Mit dem Gefühl des wohl nimmer Wiedersehens riß er sich von dem teuren Mädchen los, um sich begeistert in den Todesrachen der entfesselten Elemente zu stürzen.

Vor solchen dichterischen Jugendbildern aus dem Ende des 18. Jahrhunderts mag und soll das heutige Geschlecht sich seiner vaterländischen Besitztümer freuen. Es freue sich des neuen Reiches mit der Riesenfülle seiner Aufgaben, so daß der Edle nicht mehr draußen im fremden Dienst, sondern am

eigenen Gut und Blut seinen idealen Bethätigungsdrang üben kann. Durch die Reihen unserer Jugend juble das frohe Bekenntnis: Nein, Deutschland groß und herrlich ist auch zu einer bedeutenden Weltrolle bestimmt! Soweit die Schiffe unsere Flaggen tragen, soweit Menschen wohnen auf dem Erdenrund, verlangen wir Achtung vor unserem Namen, und wo man uns diese verweigern will, da fühle man unsere Faust und beuge sich vor unserer Gewalt! Vor diesen Gestalten Schillers und Goethes spreche unsere Jugend zu dem Schwert an ihrer Linken: Ich trage dich mit Stolz und Lust, ich trage dich zu meines Volkes Ruhm und Ehr, ich werde dich tragen ohne Murren und Ueberdruß als ein Heiligtum — aber doch nur als das geheiligte Mittel zu einem höheren, besseren Zweck! Ja, Deutschlands politische Machtstellung in der Welt kann und darf uns nur das Mittel sein zu Deutschlands schönstem Berufe, seinem Kulturberufe! Wehe uns, wenn jemals ein Tag käme, wo dieser Zuruf unserer Dichter uns nicht mehr verständlich wäre! Wenn die Großmannssucht uns ergriffe, und unser Patriotismus entarten sollte zu protzigem, die Völker der Erde beleidigendem Sichbreitmachen oder zu einer unser unwürdigen, in Phrasen und Flitterglanz sich gefallenden Aufspielerei! Wenn vor den Regungen im Volksgemüt oder vor den Handlungen der Regierung Goethes und Schillers Bilder des geistesgroßen deutschen Wesens sich abwenden müßten! Dieselben sollen vielmehr in dem kräftigen Nationalbewußtsein der heutigen und der zukünftigen Jugend fortleuchten als erhabene Leitbilder, daß sie uns lehren, den Frieden über alles zu lieben, nicht nach eitlem Ruhme geizig zu sein, nicht eroberungssüchtige Waffensiege, sondern die moralischen Siege deutscher Bildung, deutschen Geistes, deutscher Zucht zu suchen. Daß sie uns bewahren vor aller eigenwilligen Gewaltthat, und wir unser Schwert nur führen zu unumgänglicher Wehr, auch nicht, um mit des Schwertes Schärfe ideale Fortschritte zu erzwingen. Daß sie in uns lebendig erhalten das Streben nach dem freien, mannhaft seinen Willen kundgebenden Bürgertum neben dem felsen=

starken, aber allein im Vertrauen des Volkes starken Kaiser- und Fürstentum. Daß sie uns das Herz groß machen zum furchtlosen Eintreten für alles Schwache, Bedrängte und Unterdrückte und unserer ganzen Arbeit in und an unserem Volke eine solche Richtung geben, daß wir damit zugleich der Wohlfahrt der Menschheit leben und den Absichten des Höchsten, ihrer Veredlung und Vergeistigung dienen. In solchem tieferen Sinne des national denkenden Weltbürgers wollen wir allezeit Kosmopoliten bleiben!

Dieser von hohem Nationalgefühl erfüllte und doch weltbürgerliche Geist ist der in unsere Zeit hinein fortgebildete Goethe-Schillersche Patriotismus. So würden sie heute denken: sie würden, über ihre Auffassung von der rein geistigen Bedeutung Deutschlands hinausgehend, sich freudig und energisch zu des Vaterlands Machtberuf bekennen, doch mit der unbedingten Hervorkehrung seiner Kulturbestimmung. Und auf diesem Wege der national-patriotischen Weiterbildung sind unsere Dichter ja thatsächlich noch eine ganz ansehnliche Strecke mitgegangen. Je mehr nämlich Napoleons Weltherrschaftsdrang das Gefüge Europas erschütterte, und auch die deutschen Verhältnisse in ihren Grundfesten zu erzittern begannen, desto mehr erwachte auch in Goethe und Schiller die Erkenntnis, daß die sittlich-geistige Eigenart ihres Volkes nur zu behaupten sei durch Wahrung seiner politischen Existenz, und daß deshalb der Kampf fürs Vaterland eine heilige Pflicht werde. Schon in dem Epos des Winters 1796 zu 1797, in den Monaten, da der Korse bedrohlich andringend Oesterreichs Macht in Oberitalien zerschmetterte, in den Tagen nach der blutigen Erstürmung Mantuas, läßt Goethe seinen Hermann klagen:

Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich
Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?

Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da vorne,
An der Grenze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Mut und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der deutschen Jugend beisammen
An der Grenze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden;
O sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten!

Ist nun auch die treibende Macht dieses patriotischen Ergusses hier noch wesentlich die Verzweiflung über des Vaters rauhe Worte, so ist es diesem zweiten Bräutigam Dorotheas doch noch beschieden, sich unter ihrer Liebe Sonnenglanz zu vollbewußtem deutschem Mannesgefühle zu erheben. Es war in den Tagen, da die Kunde von dem Abschluß der Friedenspräliminarien zu Leoben, die zwar noch verhältnismäßig günstig für das deutsche Reich ausfielen, die aber doch schlimmere Dinge der Zukunft ahnen ließen, nach Weimar drang, als der Dichter den Schluß des Epos zu dem Hermannschwur ausfeilte:

Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Mut und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens!

Die Zeiten wurden immer finsterer. Napoleon griff fester in das deutsche Reich hinein. Im Februar 1801 riß der Friede von Lüneville das linke Rheinufer vom Vaterlande ab. Der deutsche Name und das deutsche Gefühl wurden von dem französischen Weltgebieter mit Hohn behandelt, und schmachvolle Entschädigungsverhandlungen entwürdigten Deutschlands Fürsten vor dem rücksichtslosen Emporkömmling. Jedermann

wußte, daß dessen Pläne noch viel weiter gingen. In diesen traurigen Zeitumständen versagte Goethes Muse, wenigstens ist aus der „Natürlichen Tochter", mit der er sich damals beschäftigte, nichts Rechtes geworden. Dagegen schwang sich in diesen Monaten vor und nach der Jahrhundertwende, die uns so viel Entehrung brachten, der heroische Geist Schillers adlergleich auf zu großem Schaffen. Kaum erst mit dem „Wallenstein" und der „Maria Stuart" fertig, dichtete seine Muse jetzt in Frankreichs wunderbarer Tochter, in der „Jungfrau von Orleans", dieser Kontrastgestalt zu dem frechen Völkerzertreter, den Genius der Völkerfreiheit und in ihm seine erste große Prophetie auf Deutschlands Auferstehung aus tiefer Schmach, dieses unsterbliche Drama vom Werden und Wirken heiliger patriotischer Jugendkraft.

Uebernatürliche Kräfte allein sind es, die der Taube die Kühnheit geben können, „diese Geier anzufallen, die das Vaterland zerreißen", und niederzukämpfen „diesen Talbot, den himmelstürmend hunderthändigen." Ja, nur durch höhere Mächte kann es gelingen, die unbesiegbaren Eindringlinge über die Grenze zu jagen, daß das Vaterland errettet werde aus der Schmach, „die Fesseln zu tragen eines fremden Volks" und einem Ausländer gehorchen zu müssen, „dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen." Solche göttliche Gewalt jedoch, die vollbringt, was vor Menschen unmöglich ist, will die Vorsehung den Unterdrückten gewißlich nicht vorenthalten, denn wie seinen Augapfel liebt Gott das schöne Land, und Großes hat er mit demselben noch vor. Darum wird er vor aller Welt Augen sich an den Schwachen verherrlichen und durch sie Thaten thun, die den übermütigen Eroberer zu Boden strecken! Aber der die Jugend zum Freiheitskampfe ausrüstende wunderbare Beistand des Himmels fordert zweierlei: große Gedanken und ein reines Herz! Er fordert dieses Mädchens hohen Sinn, der über alles, was das eigene kleine Dasein erfüllt, hinwegzublicken vermag auf das Wohl und Wehe der Gesamtheit und dieses wie persönliches Geschick lebendig mitfühlt; der durch die unvollkommenen Erscheinungen

und Verhältnisse hindurch das zu erschauen imstande ist, was diese darstellen, was sie bedeuten, was sie sein sollen, und an der erhabenen Idee sich das Herz erwärmt; der aus allen Erdenwirren und aller Lebensnot sich glaubend erheben kann zu der ewigen Harmonie und ihrer lichten Welt sich in freudiger Zuversicht aufschließt, ihrer Offenbarung sich empfänglich hingiebt, sich hingiebt mit dem sehnenden Verlangen, ein Werkzeug zu werden ihrer heiligen Zwecke. Das ist der Patriotismus Johannas. Und weil dieser groß denkende vaterländische Sinn bei ihr wurzelt in einem reinen Herzen, das, in keuscher Empfindung dem Bösen abgewandt, in selbstloser Treue dem Guten, dem Göttlichen lebt und damit höherer Berührung zugänglich ist, so erwächst in der Brust der Jungfrau jene Weihekraft von oben, die „jedwedes Herrliche auf Erden vollbringt.“

Wunderthaten vollführt sie in der Dichtung. Aber was der Dichter damit seinem Volke verheißt, das sind die Heldenthaten des jugendlichen Idealismus, zu denen das Drama, wo immer es damals auf den Bühnen erschien, das junge Deutschland mächtig aufrief. Und es war mehr, als ein Aufrufen und Anfeuern. Es riß, wie Cotta sagt, den jugendlichen Zeitgenossen ganz neue Gefühle aus den Herzen hervor; und je beängstigender draußen die politische Situation wurde, desto mehr ging bei den Zuschauern ein Beben durch die Brust wie vom Zuströmen höherer Lebenskraft, wenn gegen den Schluß hin die auf dem Turme gefesselt gehaltene Jungfrau, während ihr Volk immer weiter zurückgeschlagen wurde, in die Kniee sank, und ihre Stimme wie des Orkanes Sprache durch das Theater scholl:

Höre mich, Gott, in meiner höchsten Not!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.
Leicht ist es deiner Allmacht, ehrne Bande
In dünnes Spinngewebe zu verwandeln —
Du willst, und diese Ketten fallen ab,
Und diese Turmwand spaltet sich. — Du halfst

Dem Simson, da er blind war und gefesselt
Und seiner stolzen Feinde bittern Spott
Erduldete. — Auf dich vertrauend faßt' er
Die Pfosten seines Kerkers mächtig an,
Und neigte sich und stürzte das Gebäude — —

und wenn nun unter diesem Glauben Johannas Heldenkraft sich durchbrach, und sie siegesgewaltig, ihrem Volke voran, in die Freiheit stürmte. Dann folgten die mächtigen Freiheitsklänge aus dem „Tell", von denen wir früher gesprochen haben, und — dann schloß der Tod des Sängers begeisternden Mund. Die entsetzliche Vernichtungsschlacht bei Jena zu erleben, ward ihm erspart, aber es war ihm nun auch nicht vergönnt, die Erhebung zu sehen, die wesentlich sein Geist mit herbeigeführt hat. Es ist kein Zweifel, er würde in diesen großen Tagen seinem Volke Töne entbunden haben, vor denen die Felsen gezittert hätten. Aber mehr als Posaunenstöße zum Niederwerfen der Fremdherrschaft wären auch das schwerlich geworden. Wie das Volk seines Tell, nachdem es die Vögte vertrieben hat, sich still bescheidend dieser That freut und, zufrieden mit seiner Freiheit, die Welt draußen gehen läßt, wie sie will, so würde auch Schiller damals an weiter gehende Errungenschaften seines Volkes, an eine mitbestimmende Weltstellung sicherlich nicht gedacht haben. Und dennoch liegt in dieser dramatischen Aussprache seiner Vaterlandsliebe das Knochenmark unseres heutigen Nationalgefühls, und auch der Patriot Schiller durfte mit seinem Posa sprechen: „Ich lebe ein Bürger derer, welche kommen werden."

Und Goethe? Wie ihm die Leier stumm geblieben war in der schlimmsten Drangsalszeit, so fand er auch keine ermutigenden Worte im Befreiungskampfe. Im Gegenteil fiel bei ihm manches Wort der Bewunderung, zwar nicht vor Napoleons That, aber vor dessen Genie, und manches Wort der nörgelnden Rüge über Vorgänge auf deutscher Seite, das eher herabzustimmen geeignet war. Es ist das ja gewiß kein erfreulicher Anblick, dieser Mangel des Sechzigjährigen an jugendlichem Mitempfinden mit den jungen heldenmütigen

Streitern seiner Nation. So hat er selbst sein Schweigen erklärt. Der einst als Jüngling so voll titanischen Fühlens und Sehnens gewesen war, dem war es jetzt draußen im Leben zu gigantisch wild geworden! Man muß das aus seiner Natur und seiner Entwicklung begreifen. Wie hätte der Dichter des „Tasso" und der „Iphigenie" mit der Donnerstimme Schillers in das brandende Meer hineinzureden vermocht? Und der selber so vieler Leidenschaft fähig war, ist doch immer scheu geworden, wenn die Leidenschaft, die er vielleicht selbst entfesselt hatte, wie damals im Sturm und Drang, um ihn zu wogen begann: dann zog er sich in die Stille seiner Seele zurück und dämpfte diese zu um so größerer Ruhe ab. So auch hier. Der Tod Schillers, an dem er Jahre lang zu tragen hatte und den er wie eine Beraubung seines besseren Selbst empfand, trug viel dazu bei. Hatte er schon vor der Schillerfreundschaft auf der italienischen Reise geschrieben: „So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen; es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind" — so war mit des Freundes Hingang die frisch dem Leben und dessen Erscheinungen zugewandte Stimmung, in die Schillers feurige Auffassung ihn zu versetzen gewußt hatte, wieder gewichen, und sein Geist entfremdete sich den Zeitereignissen. All sein staatsmännisches Interesse erlahmte, er machte, wie er an Zelter schreibt, sein Haus zu seiner Klause, in die er sich einspann, „um sein Innerstes zu bedenken." Er lebte wieder ganz nach dem Worte seiner Prinzessin: „Begnüge dich, aus einem kleinen Staate, der dich beschützt, dem wilden Lauf der Welt wie von dem Ufer ruhig zuzusehen." Und von diesem Ufer aus glaubte er in der großen Geistererregung der Deutschen das Lodern eines Hasses erkennen zu müssen, der ihm widerstand. Dabei litt er aber selbst im Herzen entsetzlich unter dem Druck der Franzosen, seine Seele seufzte unter der Entehrung des Vaterlands, und als nun die Tyrannei in der Leipziger Völkerschlacht zerschmettert zu Boden sank, da

brach bei Goethe in dem Festspiel zur Friedensfeier „Des Epimenides Erwachen“ die verhaltene Empfindung hervor, und „eine Thräne, von den liebesüßen, zum erstenmal sie kehrt ins Aug' zurück,“ eine Thräne der Freude, der Erlösung und der Dankbarkeit.

Schärfer ist der Korse nie kritisiert worden, als es hier in dem „Dämon der Unterdrückung“ geschieht, dessen Beginnen den ganzen Erdkreis mit einem Meer von Blut überschüttete, der Völkerglück frech mit Füßen trat, so daß die besten Herzen knirschend brachen; der alle Verhältnisse verwirrend durcheinander warf, im Beben der Länder seine Wonne fand, in Wüsteneien sich seinen stummen Sitz aufrichtete und von seinem Weltenthrone triumphierte: „Da wo ich bin, da soll kein andrer sein!“ Aber siehe, aus den Ruinen, die seine zerstörungswütige Hand geschaffen hat, steigt weiblich gestaltet, aber männlich kühn im Helme Johannas die Hoffnung der Deutschen auf, und schauernd fühlt der Eroberer sich umfaßt und in die Enge gepreßt von einer Vision:

Wo bin ich? bin ich mir bewußt? —
Fürwahr, es drängt sich Brust an Brust,
Voll Lebensmacht und Kampfeslust;
Die Häupter in den Wolken sind gekrönt,
Die Füße schlangenartig ausgedehnt,
Verschlungen schlingend,
Mit sich selber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich gespitzt.
Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke,
Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Edeln schwer, sie sinkt, sie drückt,
Sie beugt mich nieder, sie erstickt!

Und die Vision wird Wahrheit! An die „Liebe“, die klagend darniederliegt und sich selbst für ein leeres Wort hält; an den „Glauben“, der matt und schwach in die Kniee gesunken ist, tritt ermutigend und belebend die „Hoffnung“ heran. „Was dem Abgrund kühn entstiegen, kann durch ein ehernes Geschick den halben Weltkreis übersiegen, zum Abgrund

muß es doch zurück.“ Und wird das schöne Wort der Freiheit auch erst gelispelt und gestammelt, einmal hoffnungsvoll ausgesprochen schwillt es gewaltig an; gute Geister tragen es durch die Reihen der Unterdrückten, und von Mund zu Mund geht's in freudiger Gewißheit: „Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz!“ Der Sturm wächst an, der Genius der Eintracht zieht die Elemente zusammen, froh richtet der Jugendfürst sich auf, Marschall „Vorwärts“ dringt flammend voran, „jetzt heißt es siegen oder fallen!“ — bei Friedrichs Asche war's geschworen — und leuchtend fährt die Freiheit dahin über diesen Treueschwur und schüttet ihres Füllhorns Segen aus über das verwüstete und zerschlagene Vaterland:

So rissen wir uns rings herum
Von fremden Banden los!
Nun sind wir Deutsche wiederum,
Nun sind wir wieder groß.
So waren wir und sind es auch
Das edelste Geschlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.

Und Fürst und Volk und Volk und Fürst
Sind alle frisch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirst,
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ist schon groß und reich;
Zusammen haltet euern Wert,
Und euch ist niemand gleich!

Nun töne laut: Der Herr ist da!
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geschah,
Gestritten und gewacht.
Für alle, die ihm angestammt,
Für uns war es gethan!
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

Die Wahrheit.

Treu verbunden seinem Vaterlande, seiner Freundschaft und seiner Familie wird nur sein, wer Treue hält sich selbst, seinen Versprechungen und Gelübden, seinen Grundsätzen und Ueberzeugungen, seinem Gewissen, seinem Herzen: der wahrhaftige Mensch. Schiller nennt im „Wallenstein“ die Wahrheitsliebe die welterhaltende Macht, und Goethe stellt sie im „Egmont“ als die Macht der Selbsterhaltung hin. Der junge Ferdinand, Albas Sohn, der mit ganzer Seele für den niederländischen Helden glühte und sich gegen diese seine innerste Empfindung vom Vater zu Egmonts Verderben hat mißbrauchen lassen, scheidet von diesem mit dem Klagewort: „Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Notwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb scheint mir die Zukunft.“ Ja, das Leben hat seinen Glanz eingebüßt, wenn das Heiligtum des Herzens durch Unwahrhaftigkeit und Abfall entweiht ist; und zu einer fast unerträglichen Last wird das Dasein, wenn hier keine Entsühnung der Persönlichkeit eintritt, keine Tempelreinigung durch neue, nun um so unbedingtere Hingabe an die besseren Gefühle, gegen die man sich einmal versündigt hat.

Unendlich tiefer noch, als bei seinem Ferdinand, schneidet uns bei Gretchen, vor dem Bilde der Mater dolorosa, in der Kirchenscene und im Kerker, der Jammer des Selbstverlustes in die Seele. Denn was hier die Arme zum Sichpreisgeben getrieben hat, war die Uebergewalt eines Triebes, der an sich ja erst ein so reiner gewesen war, ihrer großen, seelenvollen Liebe; und was sie um ihre Unschuld gebracht hat, war das Unterliegen in einer Versuchung, in der sich einem Faust gegenüber zu behaupten sie bei der Beschaffenheit ihres inneren Lebens nicht die Fähigkeit hatte. Auf die Begründung des letzteren Punktes gehen wir später ein. Genug, es ist so.

Widerstandslos sieht sie sich von seinem Willen gezogen, und in dem „Beschämt nur steh' ich vor ihm da und sag' zu allen Dingen ja" liegt mehr, als das Bewußtsein ihres Bildungsabstandes, wie auch der Seufzer am Spinnrad „Mein Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer" bei ihr mehr ist, als die süße sehnsuchtsvolle Herzensbeklommenheit der Liebe. Es ist das erste Anklopfen der Tragik an ihre liebende Brust: sie ahnt ein Vergehenmüssen an seinen Küssen, mit heimlichem Bangen blickt sie auf den schlimmen Gesellen an Faustens Seite, — ohne es sich schon klar zu machen, fühlt sie, daß sie an Faust ihr Selbst verloren hat, und daß dieses bei ihm in Gefahr ist. Ob sie auch äußerlich noch unverletzt dasteht, vor dem jungfräulichen Heiligtum ihrer Seele steht keine schützende Wehr mehr, und die Entweihung desselben ist zu befürchten.

Das Verhängnis geht schnell seinen Weg. Bald sieht sie sich in der einen Schuld von vielfacher, noch schwererer Verschuldung umstrickt. Zwischen ihrem Glaubensgebot und ihrem thatsächlichen Sein hat sich ein Abgrund aufgethan, aus dem es durchs Leben schreit: Unwahr geworden! — du bist nicht, was du doch bist! — was du vor den Menschen bist, was du zu sein von Gott berufen bist, was du auch nach deinem eigenen Vorhaben, nach deinem innersten Herzenswunsch, nach deiner ganzen Seelenrichtung bist, das bist du doch in Wirklichkeit nicht! — du bist nicht bloß in irrendem Fehltritt davon abgewichen, sondern deine ganze Lebensstimmung ist jetzt in Gegensatz dazu geraten, du bist mit dir selbst zerfallen!

Zwar anfangs, im Brunnengespräch, empfindet sie diese Pein des inneren Widerspruchs noch gar nicht. Da fühlt sie unter den auf Bärbele schmälenden Worten Lieschens nur ihren bisherigen Tugendstolz gelähmt. Sie kann nicht mehr so moralisch und moralisierend selbstbewußt auftreten; ihren eigenen Fall jedoch beurteilt sie noch sehr nachsichtig und wenig schwer wiegend. Sie wandelt wie in Betäubung dahin. Und auch noch im Zwinger, längere Zeit darauf, beim trübseligen Schmücken der schmerzensreichen Madonna:

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe
Wird mir im Busen hier!
Ich bin, ach! kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.
Ach neige, du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Not —

ist das nur die Angst vor der Schande der Entdeckung. Erst während der Totenfeier der durch ihre Schuld umgekommenen Mutter, bei Orgelton und Gemeindegesang, wacht ihr inneres Wesen „aus Aschenruh zu Flammenqualen“ auf, und furchtbar erfaßt sie das Bewußtsein ihres seelischen Zustandes. Bedrängt von dem bösen Geiste ihres Gewissens, bestrebt diesem zu entfliehen und aus der Enge der Kirchenmauern herausgejagt, bricht sie zusammen vor der ihr nun schauerlich offenbar gewordenen Unwahrheit ihres Lebens, aus der sie sich aber nicht zu erheben vermag. Sie muß das Maß ihrer Schuld erst voll machen! Sünde gebiert nun die Sünde, und als verurteilte Kindesmörderin finden wir das einst so holde Geschöpf wieder in voller Verwüstung.

Diese von freundlichen Lockungen und düsteren Schreckgestalten durchwogte Wahnsinnsnacht ist das Erschütterndste, was Goethe je gedichtet hat, und selbst in der Bibel giebt's kaum ein ernsteres Menetekel vor dem Schuldigwerden. Das Allerergreifendste aber an diesem Leidensbilde ist das Wiedererwachen der geistig Zerrütteten: wie sie, von der Angst geschüttelt und von dem Erscheinen des Mephistopheles aus ihren Wirren aufgescheucht, noch einmal zur Klarheit kommt; wie da der Weg der Erlösung, auf den Faust sie hinausreißen will, unter dem Blick auf jene Gestalt grell beleuchtet, sich ihr darstellt als der Weg heillosen Weiterlebens mit entheiligtem Sinne, eine ewig unwahr und in ihrer Unversöhntheit ewig friedlos Bleibende; und wie nun der Drang der Seele, der schon durch ihr umnachtetes Empfinden gezittert hatte, zur sittlichen That wird, — sie vollzieht in sich mit klarem und bestimmtem Entschluß ihre Selbstläuterung:

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!
Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Heinrich! Mir graut's vor dir!

Damit hat die Unglückliche die Welt des Bösen, von der sie umstrickt gehalten war, in der Kraft des durch die Trübsal gefestigten Wesens von sich gestoßen, ob auch ihre Liebe zu dem Manne ihrer Schmerzen mit ihr in den Tod gehen wird. Sie nimmt in Freiheit der Seele das Schreckliche auf sich, — nun ist sie aus Abfall und Widerspruch zur Harmonie zurückgekehrt, ihr Leben hat seine innere Wahrheit wiedergefunden, und Goethe darf die Stimme von oben rufen lassen: Gerettet!

Schiller hat der unter schwerem Strafgeschick vor sich gehenden Tempelreinigung des Herzens eine eigene Dichtung gewidmet. Seine „Maria Stuart" ist ein Drama der Buße, die aber hier nicht, wie in der Gretchentragödie, ein gefallenes Leben, sondern ein von früh auf im Leichtsinn aufgegangenes zu seinem Adel erhebt. Was dort nur in knapper Andeutung und rascher Folge sich vollzieht, das ist hier der Hintergrund der ganzen Handlung: das allmähliche tiefer und wahrer Werden der reumütigen Selbsterneuerung. Als Büßerin tritt Maria gleich am Anfang auf, als Büßerin geht sie zum Schafott. Dazwischen liegt zwar nur eine kurze Spanne Zeit, die aber von gewaltigster Seelenschwankung und Seelensteigung erfüllt ist bis hin zur vollen Verklärung des Herzens, das bei all seinem wehen Schuldgefühl doch erst noch so wenig auf seine innere Befreiung und auf seinen wahren Frieden bedacht gewesen war.

Auch Johannas glanzvolle Erscheinung ist, wenigstens zeitweilig, durch die Schuld verdunkelt worden. Allerdings müssen wir gleich hinzusetzen, daß ihr Schuldigwerden bei uns auf starke Bedenken stößt. Vom Standpunkte einer menschlich freien Denkweise vermögen wir ihrer und des Dichters Empfindung, daß sie durch ihre Herzensregung ihre Berufstüchtigkeit verloren habe, nicht zuzustimmen. Sehr fein ist uns auf diesen anderenorts weiter ausgeführten Einwand von einem

unserer bedeutendsten Gelehrten erwidert worden: „Ihr weibliches Liebesgefühl, so „unschuldig" es nach der gemeinen Moral war, kann doch in ihrem speziellen Fall recht wohl als „Schuld" erscheinen, weil es im Widerspruch stand mit ihrer individuellen Mission, und weil es ihr die Augen öffnete über den ungeheuren Gegensatz zwischen dieser Mission und ihrer menschlichen, weiblichen Schwäche; mit dem Bewußtwerden dieses Zwiespalts war die Einheit ihres höheren Selbstbewußtseins gebrochen, und mit dem inneren Zwiespalt stellte sich der Zweifel, mit dem Zweifel die Schwäche ein. Daß dieser innere Bruch zwischen dem Weib und der gottbegeisterten Seherin nicht ein selbstverschuldeter war in dem Sinn, daß sie ihn durch freie Absicht herbeigeführt hätte oder wenigstens durch freie Willenskraft hätte verhüten können: das ist durchaus zuzugeben. Aber ist das nicht im Grunde überall die Art der wahrhaft tragischen „Schuld", daß sie aus der Kollision des individuellen Charakters mit den gegebenen Verhältnissen und allgemeinen Lebensbedingungen unabwendbar hervorspringt?"

Doch auch diese Beleuchtung der viel umstrittenen Schuldfrage in der „Jungfrau von Orleans" vermag uns nicht zu überzeugen. So richtig der Begriff der *tragischen* Schuld definiert wird, so muß doch allemal, was aus jener Kollision unabwendbar hervorgeht, wenn wirklich von einer tragischen *Schuld* geredet werden soll, ein sittlicher Verstoß, ein Eingriff in die göttliche Weltordnung, ein ethisches Manko, eine Schwäche sein. Als solche aber können wir moderne Menschen die reine Liebe eines Weibes unter keinen Umständen ansehen. Diese Liebe des Weibes — mag die Liebende auch Johanna heißen in ihrer großen individuellen Sendung — ist für uns nie und nimmer eine Schwäche, sondern vielmehr Folgsamkeit gegen eine Naturbedingtheit, also Erfüllung eines göttlichen Lebenszweckes, mithin innerliche Gesundheit, und als Uebereinstimmung mit der von Gott gesetzten Naturbestimmung sittliche Wahrheit, folglich keine Macht der Lähmung und der Trübung oder gar, wie hier, der Zerstörung der Berufskraft.

Nur wenn man für das, was uns Gott heißt, für den mit der Naturordnung überall einigen Geist, die Gottheit der mittelalterlich-asketischen Frömmigkeit einschiebt, dieses Wahngebilde der Klosterreligion, dem alle und jede Liebe zwischen Mann und Frau ein Niederes und nun gar in der Brust des Geistlichen ein Sündiges ist, nur dann entsteht hier eine tragische Schuld; nur dann allenfalls wird Johannas Empfindung für Lionel als Uebertretung ihrer göttlichen Berufung und als Entheiligung ihrer geweihten Persönlichkeit verständlich. Wir müssen uns also in diesem Punkte vom Dichter eine gewisse Gewalt anthun lassen und das Schuldigwerden der Jungfrau vom katholischen Standpunkte aus mehr glauben, als begreifen.*)

Von diesem Unterbau nun aber abgesehen, ist, was sich darauf erhebt, eine großartige Seelenschöpfung: die Elegie des tiefsten Schmerzes, den es für ein ideal angelegtes Menschenleben giebt. Ein hoher, einzig schöner und mit solcher Begeisterung ergriffener Beruf; als das erwählte Werkzeug himmlischer Mächte sich erfaßt, von ihnen sich ausgerüstet gewußt zu haben mit ihrer Kraft; in dieser Gotteskraft imstande gewesen, das Herrlichste zu vollbringen; von Segensgaben und Segensthaten rings umgeben, ihretwillen von allen geliebt und gepriesen, vom allgemeinen Vertrauen getragen — — und nun dieses Vertrauens nicht mehr wert, seiner Stellung nicht mehr würdig, all dieser Werke nicht mehr fähig sich zu fühlen! Denn das Herz fühlt sich seinem Gott, seiner Sendung, seiner Pflicht, sich selbst untreu geworden! Ja, unwahr geworden! Mit dem Höheren, dem Ewigen und Großen in sich entzweit! Nur äußerlich dem noch zugewandt, äußerlich nur noch das Werkzeug des Herrn! Im Innersten vom

*) Es versteht sich von selbst, daß der erzprotestantische Schiller, wenn er hier eine so unprotestantische Anschauung seiner Heldin zu einer der Haupttriebfedern der Handlung macht, dazu nicht auf katholischen Gedankenwegen gekommen ist. Was ihn dazu brachte, ist nachgewiesen in „Schillers Frauengestalten", bei der eingehenden Besprechung Johannas. — Dort auch Weiteres über den Stuartcharakter.

Irdischen beherrscht, murrend mit seinem Auftrag, mit seinem Glauben entzweit! Und darum weg nun alle Freude, weg aller Frieden, weg dieses beseelende Selbstvertrauen, weg des Schaffens wunderbare Kraft! Fortan eine ganz arme, ach, so armselige Kreatur, vom Geiste verworfen, sich selbst verachtend und verachtet auch von der Welt, wenn diese es wüßte, wie es darinnen aussieht.

Verlaß mich! Wende dich von mir! Beflecke
Dich nicht mit meiner pesterfüllten Nähe!
Sei glücklich, geh! Mich laß in tiefster Nacht
Mein Unglück, meine Schande, mein Entsetzen
Verbergen —

ruft sie der Agnes Sorel zu. Und mit diesem fürchterlichen Zwiespalt der Seele nun noch feierlich, welch eine Lüge, ihre heilige Fahne tragen zu sollen im Krönungszuge!

Doch der Himmel hat sie nicht aufgegeben. Gott bereitet der Entweihten eine gnädige Sühne: er sendet ihr ein schweres Leid, in der Verdächtigung ihres Vaters, daß sie eine Hexe sei und alles mit des Teufels Kunst und Beistand ausgerichtet habe, eine unverdiente Schmach und Erniedrigung. Demütig nimmt sie diese schmerzliche Kränkung als höhere Schickung auf sich, in alle Not und Trübsal der Verstoßung findet sie sich mit gelassenem Sinne. In dem, was sie unschuldig zu tragen und zu dulden hat, büßt sie, was sie verschuldet hat. In diesem Bewußtsein richtet ihr Inneres sich wieder auf und überwindet in sich die Regungen, die ihr Abfall gewesen waren, — sie findet sich selbst, ihr höheres Sein wieder. Wieder wahr geworden, wird sie auch wieder stark und groß und vollbringt nun noch Gewaltigeres, als das Bisherige gewesen war.

Siehe da, in drei Jugendgestalten drei Thaten der Tempelreinigung, das Sichhinfinden oder Sichzurückfinden zur Wahrheit. Und wird nicht in diese Lage, mit seinem besseren Menschen einmal zu zerfallen und sich selbst erst wiedersuchen zu müssen, jeder einmal gebracht? Ist nicht das Abirren

von dem Rechten, das die innere Stimme weist, Jugendart und Jugendlos? Darauf antwortet Schiller mit einem entschiedenen Nein. Er redet in seinem „Genius“ von solchen, die „nicht irrend der Sinn, und treu wie der Zeiger am Uhrwerk, auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies,“ und er hält die Jugend für keine Utopie, die „nie den schützenden Engel verloren, nie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt“. Diesen rein bleibenden jungen Herzen ruft er zu: „Gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld! Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt!“

Letzteres Wort kann als Unterschrift gelten für ein Bild, das Goethe gezeichnet hat. Seine Iphigenie sieht sich vor eine peinvolle Wahl gestellt. Ihr Wohlthäter und väterlicher Freund, der an sich edle Scythenkönig Thoas, glaubt die landesübliche Sitte des Fremdenopfers, die Iphigenie glücklich beseitigt hatte, wieder erneuern zu müssen, und sie, die Priesterin, soll nun den Gefangenen, den sie bereits als ihren Bruder erkannt hat, der Göttin darbringen. Das ist sein bestimmter Auftrag. Durch ein einziges, den König listig hintergehendes Wort scheint sie aber den Bruder retten und seine und ihre Flucht bewerkstelligen zu können. Was wird sie thun? Ihre innige Schwesterliebe neigt natürlich zu diesem Unternehmen hin. Aber ihr Dankbarkeitsgefühl verbietet ihr, Untreue und Betrug an dem doch herzlich verehrten Manne zu verüben, und zudem schaudert ihr reiner Sinn überhaupt vor dem Gedanken der Unaufrichtigkeit wie vor einer Selbstzerstörung zurück:

O weh der Lüge! sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.

Zu dieser ihr so schwer werdenden Entscheidung zwischen zwei ihr gleich widerstrebenden Wegen bemerkt Adolf Stahr, der in der Iphigenie Züge des Unnatürlichen auffinden will:

„Eine menschliche Schwester, die zwischen der Rettung des Bruders vom grausamen Opfertode und einem an dem barbarischen Könige zu begehenden Truge die Wahl hat, kann gar nicht schwanken, wohin sie sich entscheiden soll. Dies kann nur ein übermenschliches Wesen, das in seiner idealen Seelenreinheit keine höhere Sorge kennt, als die, diese ihre ideale Seelenreinheit zu bewahren.“ Das wäre eine überspannte, menschlich nicht denkbare Gewissenhaftigkeit. Also Iphigenie soll lügen und trügen und dann mit solcher Last auf dem Gewissen in Griechenland ihres Hauses Entsühnerin werden? — eine köstliche Goethekorrektur! Nein, unser Dichter kannte die doch wohl gerade für Menschen gegebene, von vielen Tausenden geglaubte und als zuverlässig befundene himmlische Verheißung, die da spricht: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Und er wußte, daß dem Idealisten in seinem Glauben ein Sieg gewährleistet ist, der die Welt überwindet. Deshalb läßt er seine Heldin weder den einen, noch den anderen Weg gehen; vielmehr läßt er ihren hohen Wahrheitssinn einen dritten Weg erkennen und in zuversichtlichem Glauben mutig beschreiten. Sie tritt vor Thoas hin, sie enthüllt ihm das Geheimnis des Gefangenen und erklärt ihm frei und offen, was zu ihres Bruders Rettung hinter seinem Rücken geplant worden wäre. So —

Uns beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfst!

Thoas.

Du glaubst, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menschlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört sie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Busen rein
Und ungehindert fließt.

Wohl befällt sie nun, als der Herrscher finster dreinschaut, ein weibliches Bangen um den Bruder; aber daraus erhebt sie sich sofort wieder zu ihrem siegesgewissen Bewußtsein. Das kann Adolf Stahr nicht begreifen. Ihm ist Iphigeniens Geständnis eine unberechtigte Handlungsweise, die sich höchstens „entschuldigen“ lasse mit ihrem großen Vertrauen auf des Königs sittliche Erhabenheit. Allerdings, dieses Vertrauen durfte sie wohl hegen, denn seit langen Jahren hatte sie ja sein Gemüt veredelnd gebildet. Gewiß, sie rechnete auf den Einfluß ihres humanen Geistes, und daß ihre Arbeit an ihm nicht vergeblich gewesen sei. Aber was ihr solche Glaubenszuversicht gab, war doch nicht allein dieses Sichverlassen auf das Menschenherz, sondern vor allem ihre Ueberzeugung, daß die Wahrheit im Schutze höherer Gewalten stehe. „Verdirb uns — wenn du darfst!“ Im Gebete hatte sie, ehe sie den Mund aufgethan hatte, die starke Entschlossenheit gefunden:

Allein euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaftig seid, wie ihr gepriesen werdet,
So zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit!

In dieser religiösen Weihe der Kraft, nicht in Unklugheit und Verwegenheit hatte sie es gewagt. Und siehe, nun geht sie, die ihre Seele vom Verrate gerettet hat, „einfach und still durch die eroberte Welt“.

Hier zeigt es sich so recht, wie wenig Goethe ein Grieche geworden, sondern der durchaus christlich deutsche Dichter geblieben ist. Im Drama des Euripides ist Iphigenie die listige Ränkeschmiederin gegen den König, bei Goethe dagegen siegt sie durch die Wahrhaftigkeit ihres treuen Gemütes. Am schönsten tritt ihr Wesen hervor in dem Redekampfe mit Pylades, der sie dazu hatte bewegen wollen, durch das Opfer eines falschen Wortes den Bruder zu retten. Bei allem Edelsinn ist dieser doch der Vertreter einer praktisch nüchternen Anschauung und deshalb nicht nur zu schlauer Berechnung, sondern unter Umständen auch zur Verschlagenheit geneigt.

Er handelt nach der Maxime, daß es in dem vielverschlungenen Leben, wenn man etwas erreichen wolle, nicht immer möglich sei, sich in sich selbst und mit den anderen rein zu halten. Dieser Denkweise mit ihren klugen Einwänden stellt sich Iphigenie entgegen in der Wehr ihres frommen Instinkts: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur!“ Ihr tiefes und echtes Gefühl läßt sich von Nützlichkeitsrücksichten nicht beirren. Was ihrem sittlichen Adel widerspricht, das wird über sie nichts vermögen, wenn es auch noch so mächtig ihren Verstand und ihres Herzens Wünsche anruft. Zwar giebt sie schließlich dem Drängen seiner männlichen Ueberredungskunst nach. Doch dieses Nachgeben mit so geteilter Empfindung ist noch lange kein Zugeben seiner Pläne. Gleich beim ersten Versuche, wider die Wahrheit zu handeln, wird es ihr klar, daß sie dazu nicht fähig ist: sie kann nicht lügen, auch nicht aus Liebe und der Not gehorchend! Denn in sich hat sie ein heiliges Gebot, das sich vor keinem Zwange des Lebens beugt. Und was hilfe es ihr, wenn alle mit ihrer That zufrieden wären, diese Stimme des Innern aber wäre es nicht? Ja, was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne — wäre diese Welt selbst die Rettung des Bruders — und er nähme doch Schaden an seiner Seele? Hier haben wir die Uebersetzung dieses Jesuswortes in das Fleisch und Blut Goethescher Poesie. Iphigeniens unverbrüchlicher Kanon lautet: „Ganz unbefleckt genießt sich nur das Herz!“ So zerreißt sie das fein ausgedachte Gespinnst des Freundes, um gerade mit der sich selbst behauptenden Wahrheitsliebe die Retterin der Ihrigen zu werden.

Diesen Gegensatz des idealistischen Wahrheitssinnes zu dem realistischen Lebenssinne hat Schiller dann im „Wallenstein“ behandelt. Wir möchten es als ziemlich gewiß annehmen, daß von jener Goetheschen Scene Fäden der Anregung hinüberleiten zu der Auseinandersetzung des jungen Piccolomini mit seinem Vater Octavio und mit Herzog Friedland. Das war so ganz nach Schillers Geist: in Iphigenie der Kampf der Gewissensgröße und der Herzenslauterkeit mit der

in der Staubeswirklichkeit gewurzelten Vernunft und Willenskraft des Pylades. Nur daß dieser Konflikt, auf den Boden Schillerscher Dramatik verpflanzt, sofort zu einer viel gewaltigeren Erscheinung auswuchs. Wallenstein und sein heimlicher Widerpart Octavio Piccolomini sind doch in noch viel derberer Weise Realisten, als Pylades, der selbstlose und treuherzige Freund des Orest. So haben wir in der Schillerschen Tragödie das Bild der Schwanenreinheit einer hochgestimmten Jugendseele, wie sie in schmerzliche Berührung kommt mit dem Weltwesen, das des Herzogs Machtgedanke einerseits und das versteckte ehrgeizige Trachten des Vaters andererseits mit so vielen unschönen Regungen und moralisch bedenklichen Elementen durchwebt hat: mit listig im Verborgenen operierender Selbstsucht, mit Schein und Verstellung, mit hartherzigem Belauern des Nebenmenschen, mit rücksichtslos kaltem Ausnutzen seiner Fehler, mit der Diplomatie der Verdrehung und der Treiberei, mit schlauem, die idealen Zwecke beeinträchtigendem Schieben und Rücken der Dinge, mit dem Bemühen, die eigenen unehrlichen Absichten zu allerlei edlen Bestrebungen umzuprägen.

Welches Entsetzen für den Sohn, aus dem Munde Octavios eine Vorlesung hören zu müssen über die Berechtigung der Lüge im Leben und Streben der Menschen:

In steter Notwehr gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüt nicht wahr.
Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.
Wohl wär' es besser, überall dem Herzen
Zu folgen, doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck versagen müssen.

Aus dieser Drangsal, den Vater als das Werkzeug des Hofes gegen Wallenstein erkennen zu müssen und den väterlichen Freund des Verrates beschuldigt zu sehen; aus dem widerlichen Einblick in Octavios jesuitisches Versteckspiel, das einen vermeintlich guten Zweck mit bösen Mitteln erreichen will, flüchtet

sich das ehrenfeste Jünglingsherz des Max Piccolomini zu Wallenstein:

Mein Weg muß gerad sein.
Ich kann nicht wahr sein mit der Zunge, mit
Dem Herzen falsch — nicht zuseh'n, daß mir einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf seine
Gefahr thut, daß mein Mund ihn nicht belogen.
Wofür mich einer kauft, das muß ich sein.

Er ist überzeugt, daß er beim Herzog alles klar und wahr finden werde. Statt dessen findet er in Wallenstein thatsächlich den Verräter, der heimlich mit den Schweden verhandelt und, mit dem Feinde verbündet, gegen den Kaiser zu Felde ziehen will. All die schönen Hoffnungen des jungen Idealisten stürzen zusammen, seine Seele blutet unter dieser Entdeckung, und vergeblich sind alle seine Bemühungen, den Fürsten zur Wahrheit und zur Treue zurückzuführen. Er stößt bei dem Manne, den er so hoch verehrt hat, auf einen noch starreren Realismus der Lebensanschauung, als beim Vater. Sein Glaube an die Unverrückbarkeit des Guten, wie es sich in dem eigenen glücklichen Gefühle stets so rein angekündigt, und wie er es sich in seinem Helden bis dahin verkörpert gedacht hatte, fährt zurück vor einer Herrenmoral, die jenseits von Gut und Böse liegt; vor einem Geiste, der keine festen Normen des Gewissens anerkennt, sondern sich seine Pflichten beliebig konstruiert, und der von diesem Standpunkte aus auf seine heiligsten Empfindungen geringschätzig niederblickt:

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort,
Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide;
Aus ihrem heißen Kopfe nimmt sie keck
Der Dinge Maß, die nur sich selber richten.
Gleich heißt ihr alles schändlich oder würdig,
Bös' oder gut — — — —
Ja, wer durchs Leben gehet ohne Wunsch,
Sich jeden Zweck versagen kann, der wohnt
Im leichten Feuer mit dem Salamander,

Und hält sich rein im reinen Element.
Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur,
Und zu der Erde zieht mich die Begierde.
Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht
Dem guten. — — — —
Den Edelstein, das allgeschätzte Gold,
Muß man den falschen Mächten abgewinnen,
Die unterm Tage schlimmgeartet hausen.
Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt,
Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst
Die Seele hätte rein zurückgezogen.

Zu dieser Lebensansicht soll sich nun auch Max bekehren und damit zum Abfall vom Kaiser und zum Bruch seines Eides. Es weist ihn dahin seine kindliche Anhänglichkeit an Wallenstein, dahin auch die Hoffnung auf den Besitz seiner Thekla. Damit allein könnte er sich sein Liebesglück, ja sein Leben erhalten. Da giebt der Jüngling entschlossen dies alles preis um nur sein inneres Heiligtum vor der Entweihung durch Lüge und Unehre zu bewahren, — lieber will er verzweifeln und sterben, als unwahr werden!

Aber es möchte vielleicht doch gefragt werden: Kann man mit dieser unbedingten Wahrheitsliebe im praktischen Leben bestehen? Iphigenie ist kein im großen Menschengewühl thätiges und auf die Massen wirkendes Wesen, und das Interesse des Max ist nicht auf Erwerben oder gar auf Politik und staatliches Regiment gerichtet. Wie nun aber, wenn man darin etwas leisten und ausrichten will?

Gewiß wird man da nicht ohne ein diplomatisches Berechnen und Verhalten weiterkommen; nicht ohne die vorsichtig abwägende und Menschen und Verhältnisse benutzende Lebensklugheit, die ihren Vorteil zu suchen weiß und, wo er sich bietet, fest zugreift. Goethe war ein Meister in solchem vernünftigen Verfolgen seiner Zwecke. Allein schon sein Verhalten gegen Karl August, dann aber auch seine ganze ministerielle Laufbahn zeigt den Mann des zielbewußten Strebens, der, um etwas zu erreichen, die Menschen richtig zu behandeln, in Zeit und Umstände sich zu schicken und, von aller wahr-

heitssüchtigen Draufgängerei weit entfernt, auch weise Zurückhaltung zu üben verstand. Und Schiller war durchaus nicht, wie wohl mancher meint, der abstrakte Idealist, der sich im Leben nicht zurechtfinden, seinen Nutzen nicht ins Auge fassen und sich und seine Absichten nicht durchsetzen konnte, der Schwärmer, der einer hohen Lebensauffassung zulieb sich beständig ins eigene Fleisch geschnitten hätte. In seinen Briefen, schon in denen des Jünglings, offenbart sich, fast noch mehr als bei Goethe, eine Neigung zum klugen Lavieren, ein diplomatisches Rechentalent, das sich wohl in jugendlicher Unkenntnis der Dinge verrechnen konnte, das aber deutlich den vorwärtsdringenden Verstand und Willen verrät. Und in seinem Gedicht „Licht und Wärme“ legt er es dem Jüngling, der ins Leben tritt, ans Herz, sich auch „des Weltmanns Blick“ anzueignen, daß derselbe sich paare mit der reinen Gesinnung einer wahrhaftigen Seele. Freilich die muß, alles bestimmend, wankellos und durch keine lockende Aussicht trübbar, das Schiff regieren; wie aber dann im einzelnen das Segel zu stellen und das Steuer zu führen sei, das hat die Klugheit zu entscheiden. Beides widerspricht sich nicht, das praktische Wollen und das ideale Sein. Es miteinander zu verbinden, ist eine Kunst, die wohl erst allmählich gelernt wird, die jedoch dem nicht allzu schwer werden kann, der in sich vereint das Licht klarer Welt- und Menschenkenntnis, wenigstens das Streben darnach, und die Wärme der trotz aller schlimmen Erfahrungen groß denkenden und Großes sinnenden Liebe. Die Menschen so nehmen, wie sie thatsächlich sind, und dabei sie doch in seinem Herzen immer so ansehen, wie sie eigentlich sein sollten, das ist in Schillers „Briefen über die ästhetische Erziehung“ ein Ratschlag für den, der auf Erden etwas Rechtes wirken möchte. So dient man wohlthuend der Welt und bringt sich selbst, förderlich und doch immer wahr, durchs Leben hin. Die inneren Forderungen gehen allerdings nach dem Sinne unserer Klassiker allen anderen vor, und wo die äußeren sich damit nicht in Einklang bringen lassen sollten, haben die letzteren zurückzutreten. Der Mensch muß imstande sein, um seines

seelischen Bestandes willen auf alles zu verzichten und unter Umständen selbst sein Leben dafür zu opfern: das Leben ist der Güter höchstes nicht, — nur immer wahr!

Und das vor allem im tiefsten Grunde der Persönlichkeit, im Verhältnis zu Gott! Gerade in das religiöse Leben, besonders des jugendlichen Sinnes, schleicht sich so leicht, zum Schaden für den ganzen Menschen, ein unwahrhaftiges Wesen ein. Oft wird dasselbe ihm sogar in der besten Absicht durch die falsche Richtung der Erziehung eingeimpft. Vortrefflich geißelt das Goethe schon in seinem Jugenddrama, am eingehendsten in dessen erster Niederschrift. Es ist eine Scene auf der Burg Jaxthausen. Die fromme, sehr passiv geartete Maria beschäftigt sich gern mit der religiösen Beeinflussung ihres kleinen Neffen Karl, weil die Eltern diesem zu wenig Christentum — nämlich zu wenig Glauben im streng kirchlich-katholischen Sinne — beibrächten. Der Knabe nimmt die Geschichten der jungen Tante empfänglich auf und entfremdet sich darunter, schon jetzt bemerkbar, dem gesunden Geiste seines Elternhauses. So hat er eben zu Marias Entzücken, doch wenig zur Freude der Mutter, die Erzählung von einem Kinde wiederholt, das, weil es sein Geld für Frühstücksbrot einem armen Manne hingab, dafür die Gabe der Wunderheilung empfing und Könige und Kaiser gesund machte, dadurch einmal sehr reich wurde und nun zum Dank dafür ein großes Kloster baute. Die Ritterfrau lobt die Wohlthätigkeit, wenn sie wirklich eine Tugend, eine sittliche Willensthat sei, bemerkt aber dazu, daß das Wohlthun aus gedankenloser Gewohnheit und aus bloßer Gemütsweichheit, wozu Maria den Knaben anhalte, ihr vielmehr als ein Zeichen von Charakterschwäche gelte. Daraus entspinnt sich folgende Aussprache:

> Elisabeth: Das ganze gute Werk besteht darin, daß es nichts zu Morgen ißt. Gieb acht, wenn der Karl ehestens nicht hungrig ist, thut er ein gut Werk, und rechnet dir's an.
>
> Maria. Schwester, Schwester! ihr erzieht keine Kinder dem Himmel.

Elisabeth. Wären sie nur für die Welt erzogen, daß sie sich hier rührten! Drüben würd's ihnen nicht fehlen.

Maria. Wie aber, wenn dies Rühren hier dem ewigen Glück entgegen stünd?

Elisabeth. So gieb der Natur Opium ein, bet die Sonnenstrahlen weg, daß ein ewiger unwirksamer Winter bleibe! Schwester, Schwester! ein garstiger Mißverstand! Sieh nur dein Kind an! wie's Werk, so die Belohnung! Es braucht nun zeitlebens nichts zu thun, als in heiligem Müßiggang herumziehen, Händ aufzulegen, und krönt sein edles Leben mit einem Klosterbau.

Maria. Was hätt'st du ihm denn erzählt?

Elisabeth. Ich hätt' ihm von seinem Vater erzählt, wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Köln das Best gewann, und sie's ihm nicht geben wollten; wie er's meinem Manne klagte, und der die von Köln so lang kujonierte, bis sie's herausgaben. Da gehört Kopf und Arm dazu! Da muß einer Mann sein! Deine Heldenthaten zu thun, braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben!

Unwahr ist jede Religiosität, die den Menschen um seine Kraft, um sein sittliches Wollen bringt, denn Gott fordert thätige, wirkende Menschen. Sie ist aber auch unwahrhaftig, denn was sich in dieser Richtung als Frömmigkeit ausgiebt, das ist, wenn auch oft nicht bewußter Weise, nur der schöne Deckmantel für das Sichgefallen in seiner Schlaffheit. Der Mensch mag sich nicht anstrengen, zu tüchtiger Leistung sich nicht aufraffen. Um sich da nicht selbst schwächlich vorzukommen, giebt er diesem indifferenten Seelenzustande den Namen einer religiösen Regung, die er sich und anderen als seine Glaubensüberzeugung einredet. Gern versteckt sich dieser Sinn hinter Gottvertrauen und Ergebung.

Maria. Mein Weislingen ist auch sanfter Natur, und doch hat er ein edles Herz.

Elisabeth. Ja! Ja! Dank er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten gerettet hat. Dergleichen Menschen sind gar übel dran: selten haben sie Stärke, der Versuchung zu widerstehn, und niemals Kraft, sich vom Uebel zu erlösen.

Maria. Dafür beten wir um beides.

Elisabeth. Nur dann reflektiert Gott auf ein Gebet, wenn all unsre Kräfte gespannt sind, und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns aufgelegt ist. In dem Fall, wovon wir sprechen, gähnt meistenteils eine mißmutige Faulheit, ein halbes Seufzerchen: Lieber Gott, schaff mir den Apfel dort vom Tisch her, ich mag nicht aufstehn! Schafft er ihn nicht, nun so ist ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch einmal gegähnt und dann eingeschlafen!

Goethe scheint hier zu weit zu gehen. Der wahrhaft religiöse Mensch betet nicht bloß unter der Ueberlast, sondern betend mehrt, weiht und läutert er seine Kraft in allem, was das Leben von ihm beansprucht. Im Gebet erweckt er sich erst zu jeglicher Tüchtigkeit, und gerade unter dem Aufblick zum Himmel empfindet er, wie sein Wünschen und Sinnen, sofern es vor dem Angesicht dessen, zu dem er betet, bestehen kann, zu einem heiligen Wollen wird. Aber das greift der Dichter hier gar nicht an. Sagt er doch selbst in den „Sprüchen“: „So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.“ Sein Wort richtet sich nur gegen die in die Frömmigkeit sich verkriechende Willensunlust.

So läßt er auch im 17. Kapitel des ersten Buches der „Lehrjahre“ seinen aufgeklärten Abbé den warnenden Finger erheben vor dem Vorsehungsglauben Wilhelm Meisters, der sich in jenem jugendlichen „Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.“ Wenn Wilhelm jenen fragt: „Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegenkam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich ans Ziel brachte, das Sie selbst noch kaum ins Auge gefaßt hatten?“ — so klingt das ja wie der Ausdruck einer Ueberzeugung, zu der jeder religiös gesinnte Mensch unter den Erfahrungen des Lebens kommt, und die Goethe selbst z. B. in Bezug auf seine Uebersiedlung nach Weimar mit starkem Accente auszusprechen

liebte. Dennoch geht der Abbé darauf nicht ein. Er bestreitet vielmehr die Vernunft der Zufälligkeiten. Aber nicht, weil er diese auf jeden Fall für vernunftlos, für wirklichen Zufall ohne göttliche Absichten hält, sondern weil er dem Jüngling jene seelische Lässigkeit abfühlt, die, statt sich mit Bedacht und Thatkraft das Leben selbst zu schaffen, gemächlich in den Tag hineinlebt und sich damit zufrieden giebt, daß sie schon ganz von selbst zum Rechten hingetragen werde, wodurch natürlich viel Verwirrung und Verirrung entsteht. „Wir bilden uns ein, fromm zu sein," sagt der Geistliche, „indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determinieren lassen und endlich dem Resultat eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben." Damit will er nichts anderes, als Wilhelm zur Wachsamkeit und zur Regsamkeit anhalten, daß er es mit den Gottesschickungen nicht so leicht nehme oder besser, sich nicht so leicht mache. Er will ihn aufrütteln aus einem unwahrhaftigen Vorsehungsglauben, wo das Herz mit der Selbstbeschwichtigung, daß es dazu ja von Gott geleitet sei, doch nur die eigenen, seiner Willkür gerade zusagenden Wege einschlägt. Und er will ihn hinweisen zu jener wahren, echten Religiosität, die wohl der Gottesabsichten in ihrem Leben gewiß ist, aber nur von einem sittlich klar sehenden Auge und einem richtig handelnden Sinne deren Verwirklichung erwartet; zu jenem Glauben, der mit dem Posaschen Schillerworte spricht: „Den Zufall giebt die Vorsehung — zum Zweck muß ihn der Mensch gestalten"; — was die göttliche Fügung bietet, ist nur „der rohe Stein, der Leben annimmt unter Bildners Hand."

Auf ein Unwahrsein anderer Art weist derselbe Roman hin (7. Buch 6. Kapitel) durch den Mund der verständigen und ehrlichen Therese. In ihrer Obhut befindet sich die zur Zeit an Liebesgram leidende junge Lydia. Eines von jenen weiblichen Wesen, die, ohne Lebensgrundsätze, ohne Lebensinhalt und Lebenszweck dahinvegetierend, nur von Liebeleien ihr Dasein fristen, muß dieselbe immer ein Herzensspielzeug haben, wenn sie nicht totunglücklich sein soll. Solange ihr

Herz von einer süßen Tändelei erfüllt ist, geht sie ganz darin auf und hat gar keine anderen Interessen, am allerwenigsten kennt sie dann religiöse Bedürfnisse. Wenn sie aber mal ihre Puppe verloren hat, ein Liebhaber der seelischen Leere unter dem hübschen Lärvchen satt ist und sich abwendet, und nun das Leben Jammer, Schluchzen und Händeringen ist, dann wird sie furchtbar „fromm", dann wirft sie sich auch mit heißem Verlangen auf allerlei Erbauungsschriften. Die soll ihr Therese jetzt aus der Bibliothek holen. Dabei bemerkt diese zu dem anwesenden Wilhelm Meister, und sie giebt damit eine treffliche Paraphrase des einesteils ja so wahren, andernteils, nämlich im Volksverstande, doch so infam oberflächlichen Sprichworts „Not lehrt beten":

> „Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Not geistlich sein; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzenei an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause loswerden kann. Ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse."

Himmelweit verschieden von dieser Lydia war in ihrer Jugend „Die schöne Seele" des 6. Buches, die uns in dem letzten Kapitel noch näher treten wird, eine tief religiöse Frauengestalt, die poetische Darstellung von Goethes mütterlicher und hochverehrter Freundin Susanne von Klettenberg. In christlichem Sinne erzogen und schon in sehr jugendlichem Alter viel mit den Fragen des Glaubens beschäftigt, legt dieselbe dennoch über ihre frühen Mädchenjahre, ehe ein eingreifendes Ereignis ihrem Innern die vertiefende Richtung gab, folgendes Bekenntnis ab:

> „Ich hörte gern von Gott reden; ich war stolz darauf, besser als meines gleichen von ihm reden zu können; ich las

nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand setzten, von Religion zu schwatzen. Aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir stehe, ob meine Seele so gestaltet sei, ob sie einem Spiegel gleiche, von dem die ewige Sonne wiederglänzen könne; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt."

„Später gab es dann Komödien, Bälle und was sich daran anschließt. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerstreute mich und riß mich wie ein starker Strom mit fort. Es waren die leersten Jahre meines Lebens. Tage lang von nichts zu reden, keinen gesunden Gedanken zu haben und nur zu schwärmen, das war meine Sache."

„Gott hatte ich während vier wilder Jahre ganz vergessen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntschaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienvisiten, die ich ihm machte, und da ich überdies, wenn ich vor ihm erschien, immer schöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies, so schien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken ... Ich hatte, was ich brauchte, Gesundheit und Bequemlichkeit: wollte sich Gott mein Andenken gefallen lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben. So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele."

Man sollte meinen, das Bild wäre in unseren Tagen gezeichnet: ein junges Mädchenherz, wie es in der Ueberfülle der gesellschaftlichen Vergnügungen Jahre lang nicht zu sich selbst kommt; wie es einer Weltlust zuliebe, die so wenig bleibende Werte hinterläßt, sein inneres Heiligtum vernachlässigt, daher gemütsarm, kalt, leer und oberflächlich wird; wie das religiöse Leben, zu dem es doch in tiefster Seele neigt, sich dabei veräußerlicht, und so das Verhältnis zum Ewigen zu einer großen, das ganze Wesen trübenden pharisäischen Lüge wird.

Einen ganz anderen Eindruck machen auf uns Goethes Gretchen und Schillers Louise in „Kabale und Liebe." Ihnen war ihr Glaube schon in frühen Jahren ein Herzens-

anliegen, das wichtigste ihres jungen Lebens, das bei der Geigerstochter von all den reichen und glänzenden Bildungseinflüssen des Präsidentensohnes nicht verdrängt wird, und das bei der Bürgerstochter des Faustdramas selbst ihr Liebesglück überragt. Statt sich ihrer Liebe ganz zu überlassen, verhandelt Gretchen in der traulichen Gartenstunde mit Faust über die Religion. Und doch ist es weder hier, noch dort die echte Religiosität, so aufrichtig es auch gemeint ist. Weder bei Gretchen, noch bei Louise ist es ein Glühen der Seele im heiligen Elemente, ein Leben und Weben der Ueberzeugung, ein persönlicher Wesensbesitz. Bei beiden ist der Glaube vielmehr etwas Auferlegtes und Beigebrachtes, nur etwas Angenommenes und Angewöhntes; der göttliche Inhalt des Glaubens eine noch über ihnen stehende, erst von außen auf sie wirkende Macht, vor der sie zwar einen gewaltigen Respekt haben, vor der sie sich in Ehrfurcht beugen, der sie in Gehorsam und frommem Schauer dienen, die aber doch noch nicht innerlich sie erfüllt und durchdringt. Es ist ein Autoritätsglaube, eine Katechismuslehre, ein himmlisches Statut, ein Gesetz, das das Herz verehrt, von dem aber die Natur nichts weiß, dessen vergeistigenden Einfluß die Sinne nicht spüren, dessen stark, groß und frei machende Herrschaft in der Brust noch nicht begonnen hat. Sie sind beide sehr gottesfürchtig, aber sie sind nicht gottselig, nicht Gottes voll. Daher hat Gretchen in ihrer Religion keinen sittlich bewahrenden Halt, und für Louise ist der Glaube kein den richtigen Weg ihr weisendes Licht. Die Frömmigkeit ist hier und dort keine Entfaltung zu der in Gott wirklich, aber auch nur allein in Gott gebundenen Persönlichkeit. Ihr Leben ist ein Geknebeltsein durch Satzungen, durch im Grunde nur Menschliches, das in der Goetheschen Frauengestalt von der Leidenschaft mit Leichtigkeit gesprengt wird, weil es eben keine Geistesbande sind; und das umgekehrt bei Schillers Heldin sich als furchtbare Fessel erweist. Louise macht sich und ihren Ferdinand unglücklich, weil sie nicht thut, was Herz, Liebe, Vernunft und die Gottesstimme im Innern ihr gebieten müßten, nämlich über die ihre Verbindung hindernden thörichten

Vorurteile der Zeit sich hinwegzusetzen und den verhängnisvollen Eid, den ein Schurke ihr in schlimmster Not verbrecherisch aufgezwungen hatte, und der vor Gott kein Eid war, zu brechen. So stürzt dort ein Menschenkind trotz aller Religiosität und hier gerade durch seine Religiosität ins Elend, da ihnen die Religion nicht zur inneren Wahrheit des Geistes und der Gesinnung geworden ist.

Ein ähnlicher Mangel an religiöser Verinnerlichung ließ den sehr sinnlich angelegten Mortimer in Italien zum Konvertiten werden. Das protestantische Christentum, das sich ihm daheim in der nüchternen Formenlosigkeit der Puritaner dargestellt hatte, war nicht zu seinem eigenen Selbst geworden. Es war ihm eine Buchreligion geblieben, da es mit seiner strengen Anforderung ans Leben so wenig seinen leichten Neigungen entgegengekommen war, und der geistige Wahrheitsgehalt seines Glaubens sich seinem nur aufs Greifbare eingerichteten Verständnis entzogen hatte. Er hatte sich in das Bekenntnis seiner Väter mehr hineingefunden, als hineingelebt. Es fehlte ihm der lebendige Zusammenhang mit einer Sache, die wohl in vielem Wissen seinen Kopf, aber nicht als Kraft, Zuversicht und Erfahrung sein Herz erfüllte. Und wenn er sich auch für überzeugt hielt, so war doch seine Seele bei ihren phantastisch schwärmerischen Bedürfnissen mit der göttlichen Tiefe des biblischen Gedankens und mit dem hohen Menschentum des Evangeliums nie recht vertraut geworden. Hier war zu viel zu denken und vor allem zu viel zu leisten, aber zu wenig zu genießen und zu wenig zu träumen. In solchem noch ungefestigten und noch so ungeistigen Zustande kam der Zwanzigjährige nun nach Italien.

Es war die Zeit des großen Kirchenfests,
Von Pilgerscharen wimmelten die Wege,
Bekränzt war jedes Gottesbild, es war,
Als ob die Menschheit auf der Wandrung wäre,
Wallfahrend nach dem Himmelreich — Mich selbst
Ergriff der Strom der glaubenvollen Menge
Und riß mich in das Weichbild Roms —

Wie ward mir, Königin!
Als mir der Säulen Pracht und Siegesbogen
Entgegenstieg, des Kolosseums Herrlichkeit
Den Staunenden umfing, ein hoher Bildnergeist
In seine heitre Wunderwelt mich schloß!
Wie wurde mir, als ich ins Innre nun
Der Kirchen trat, und die Musik der Himmel
Herunterstieg, und der Gestalten Fülle
Verschwenderisch aus Wand und Decke quoll,
Das Herrlichste und Höchste gegenwärtig
Vor den entzückten Sinnen sich bewegte,
Als ich sie selbst nun sah, die Göttlichen,
Den Gruß des Engels, die Geburt des Herrn,
Die heilige Mutter, die herabgestieg'ne
Dreifaltigkeit, die leuchtende Verklärung —
Als ich den Papst drauf sah in seiner Pracht
Das Hochamt halten und die Völker segnen.
O was ist Goldes, was Juwelen Schein,
Womit der Erde Könige sich schmücken!
Nur er ist mit dem Göttlichen umgeben,
Ein wahrhaft Reich der Himmel ist sein Haus,
Denn nicht von dieser Welt sind diese Formen.
— — — — — Mein Gefängnis
Sprang auf, und frei auf einmal fühlte sich
Der Geist, des Lebens schönen Tag begrüßend.
Haß schwur ich nun dem engen dumpfen Buch,
Mit frischem Kranz die Schläfe mir zu schmücken,
Mich fröhlich an die Fröhlichen zu schließen.

Anschaulich versetzt uns Schiller hier in den Zauber, der in der ewigen Stadt schon manche unfertige junge Menschenseelen um ihren Ewigkeitsgehalt gebracht hat. Sie sind zum römischen Glauben übergetreten, nicht weil sie eine reinere, ihr inneres Leben klärende Ueberzeugung, eine bessere und für ihre sittliche Vervollkommnung zuträgliche Geistesbeeinflussung gefunden hätten, — nicht angezogen von irgend welchen Seelentiefen der religiösen Empfindung, die auch im Katholizismus liegen können, — sondern überwältigt vom Opiumrausche einer mystischen Sinnenfreude. Bei der Dunkelheit und Dumpfheit

ihres Gefühls vom priesterlichen Raffinement in süße Trunkenheit eingelullt, gingen sie der höheren Kräfte ihres Christenglaubens, seiner geistigen Wahrheitsgüter und damit ihres eigenen Wahrheitssinnes verlustig. Bezeichnender Weise läßt der Dichter den Abtrünnigen gleich in die Schlingen der Jesuiten fallen, unter denen der Plan zur Befreiung der Stuart ausgesonnen wird. Als ihr empfänglicher Schüler wirft er sich mit ganzem Eifer auf „der Verstellung schwere Kunst“, und unter Anleitung dieser Lügenmeister wird Lüge und Heuchelei ihm bald so zur zweiten Natur, daß Leicester ihn bewundern muß wegen des kecken, die gemeinsten Mittel nicht scheuenden Doppelspiels am Hofe der Elisabeth.

Viel unwürdiger aber, als der Glaubensabfall des Schillerschen Mortimer, der doch immerhin noch unter religiösen Antrieben zu handeln sich einbildete, erscheint der Religionswechsel bei einer Goetheschen Gestalt, nicht seiner Dichtungen, sondern seiner Biographien, bei Winckelmann. Dieser verdienstvolle Mann, der uns erst das Verständnis der antiken Kunst erschlossen und der damit einen so tiefen Einfluß auf das deutsche Geistesleben geübt hat, trat in Rom, das seine Wirkungsstätte wurde, zur päpstlichen Kirche über und nahm das Gewand des Priesters an. Umgeben von Kardinälen und anderen hochstehenden Persönlichkeiten der Klerisei, von feingebildeten, nicht religiös, sondern ästhetisch gesinnten Geistern, die ihn liebten und auf den Händen trugen, vollzog er die Ableugnung seiner Konfession allein aus gesellschaftlichen Rücksichten, um in dem dortigen Leben ganz heimisch werden zu können, vor allem aber, um sich die materielle Unterstützung des katholischen Dresdener Hofes zu sichern. In seinem freien Wesen blieb er dabei stets Protestant und in religiöser Hinsicht nannte er sich einen Heiden. Was er in dieser kirchlichen Welt sah und hörte, machte er nur äußerlich mit. Innerlich stand er kritisch ablehnend dem gegenüber, und seine Kritik wurde oft genug zum Spott: sein katholischer Glaube galt ihm nur als „Maskenkleid“. So Goethe. Geblendet von der Größe des Mannes und in Verehrung für den sonst so tüchtigen

Charakter Winckelmanns, drückt sich der Dichter mit vielen Verlegenheitswindungen um den wunden Punkt in dessen Leben herum. Seine Mißbilligung jenes Schrittes hüllt er schließlich in das Gleichnis vom „Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulnis weit besser als frischgebraten schmeckt.“ Er scheut sich, die Sache beim rechten Namen zu nennen. Hier wäre vielmehr von einer ganz abscheulichen Unwahrhaftigkeit zu reden gewesen. Wenn dieser oder jener Windbeutel von Künstler oder eine Krämerseele, der alles im Leben Geschäft ist, ein Mensch ohne geistigen Gehalt und ohne tiefere Ehrenhaftigkeit, einen anderen Glauben annimmt mit der Selbstvertröstung, daß es sich ja nur um Formen handle, auf die nichts ankomme, so wundert man sich nicht weiter. Aber bei einem geistig so bedeutenden und hochgesinnten Menschen wie Winckelmann, dem Ideale die Brust durchglühen, und dem diese etwas Heiliges sind, ist solcher Mißbrauch der Religion, die doch, wenn nicht für ihn, so doch für Unzählige als der Inbegriff der heiligsten Ideale gilt, ein empörender Faustschlag ins Gesicht der Menschheit und eine schmerzlich zu bedauernde Selbstentweihung. Die Ideale anderer können uns kalt lassen, wir mögen sie von uns weisen oder sie bekämpfen müssen, aber sie verhöhnen — und ein unaufrichtiges Bekenntnis zu ihnen, ein unehrliches Benutzen derselben ist einer Verhöhnung gleich — das schändet den eigenen idealen Sinn.

Wie wenig Goethe wohl zu Mute war bei der in seinem Pietätsgefühl sich ihm stellenden Aufgabe, die Glaubenslüge des gefeierten Mannes bemänteln zu sollen, zeigte dann bald darauf seine Biographie Philipp Hackerts, seines Freundes aus den römischen und neapolitanischen Tagen. Mit wahrer Lust erzählt er hier, wie der junge Künstler einmal die Bekehrungsversuche des freisinnigen und ihm nahestehenden Kardinals Pallavicini als eine häßliche Zumutung schroff abgewiesen habe. Er läßt ihn dem Priester sagen, daß nach der allgemeinen Auffassung in seinem preußischen Vaterlande das Renegatentum etwas Unehrenhaftes sei, daß bei ihm zu Hause

kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändere, — es sei denn, müssen wir ihn ergänzend hinzufügen, daß es um des Gewissens willen geschähe, weil er wirklich zu anderen Ueberzeugungen gekommen wäre. In diesem Falle würde der Religionswechsel vielmehr zur unbedingten Pflicht werden, und das Bleiben im Alten eine das Heiligtum des Herzens schädigende Unwahrhaftigkeit sein. Denn nicht die Tugend der Beharrlichkeit, sondern die Liebe zur Wahrheit hat das letzte entscheidende Wort über die persönliche religiöse Stellung. Wo ein Glaube nicht mehr innerlich zu Recht besteht, da hat er unbedingt dem besseren den Platz zu räumen.

Die Glaubensfrage ist die Wahrheitsfrage der Menschheit. Allerdings vor allem ist die Glaubensfrage ja die Erlösungsfrage des Menschenherzens. Aber auch der Erkenntnisdrang ist eine Art von Erlösungsdrang. Die Unklarheit empfindet der strebende Geist wie eine niederhaltende Kette, wie einen engen, dumpfen Kerker, und in heißem Wissensdurst sehnt sich der Jüngling nach Licht und Luft. Da thun sich die Pforten der Universität ihm auf. Er darf nun die Schwelle zum Tempel der Wissenschaft übertreten. Mit dem Hochgefühl, in seinen Studien des edelsten Erdengenusses teilhaftig werden und sich eingliedern zu sollen in den Chor der denkenden und wissenden Geister, in die Reihen der Freisten unter den Freien, und fortan zu den Bevorzugten zu gehören, denen die Wahrheit ihr erhabenes Angesicht enthüllt, — mit einem vor Freude und Erwartung klopfenden Herzen tritt er ein. So bist du uns willkommen, du suchendes Herz, in deiner jugendlichen Begeisterung, in deinem Eifer, in deiner Wissenslust, in deiner hohen Auffassung vom Leben des Gelehrten! Aber hinter dir her drängt der unheilige Schwarm der Wagnerseelen, die nur kommen, um zu profitieren, um sich hier anzueignen, was einmal „ihr Glück machen“ soll, und deren ganzer Studienbetrieb, der tieferen Interessen bar, auf das Vorwärtskommen in der Welt und auf den Nutzen vor den Menschen zugeschnitten ist; die ewigen Handwerker der Geisteswelt, die es im Leben ein=

mal sehr weit bringen können und doch vor der Majestät der Göttin nicht stehen dürfen. Und daneben jene Pedanten der Vielwisserei, von Goethe in demselben Wagner verkörpert, die nach Kleinkram schnüffeln, die immer die Augen nach unten haben und in dem Fleiße des Bücherwurmes sich keinen Aufblick gönnen in die Welt der großen, schönen, freien Ideen; die schon früh verstaubten und vertrockneten Existenzen, die aus dem heiligen Haine der Studienzeit nichts von dessen erfrischendem Odem ins Leben mitzubringen vermögen. Hier wie dort kein im Herzen brennender Trieb nach geistiger Erleuchtung! Unwillig spricht der Dichter, der zugleich Universitätsprofessor war, und jeder Dozent kennt diese Stimmung:

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

Aber auch nicht jeder, der wirklich nach Erkenntnis verlangt, kann ihren blendend hellen Glanz vertragen.

Bist du bereitet und reif, das Heiligtum zu betreten,
Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harrt? Wie teuer du kaufest?
Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?

— ruft Schiller „Einem jungen Freunde“ zu, der sich dem Studium der Philosophie widmen wollte. Der naive Sinn meint, in seiner Glaubenswahrheit, dieser Gottesanschauung des Gemütes und des Gewissens, schon die abgeschlossene Wahrheit zu haben. Und dieses Bewußtsein des festen und fertigen Besitzes dient zu seinem Frieden. So zutreffend nun aber auch die Gotteserkenntnis des Christenherzens sein mag, — sobald der Mensch denkend das Höchste zu erfassen sucht, sieht er sich auf eine Fülle von Rätseln und Problemen gewiesen, und er gelangt zu dem Ergebnis des Denkers unter den Aposteln: Unser Wissen in der Religion ist nur Stückwerk, das vollkommene Verstehen Gottes und der Welt haben wir nicht. Er wird mit seiner Vernunft weiter dringen, jedoch das Resultat wird schließlich die Einsicht sein, daß auch die Philosophie es nicht zu einem ganzen Begreifen und Erfassen des Höchsten bringt;

daß der zum Denken erwachte Mensch überhaupt auf den intellektuellen Vollbesitz der Wahrheit verzichten und lernen muß, im ewigen Suchen nach der Wahrheit sich glücklich zu fühlen. Diese Lessingsche Genügsamkeit setzt freilich etwas voraus, was nicht jedem gegeben ist. Nur eine große Seele kann, wo die Gotteserkenntnis ein ewig Schwankendes und Schwebendes bleibt, ihres Gottes inne werden; der gewöhnliche Mensch verliert Gott, wenn er ihn nicht in runden, abgeschlossenen Erkenntnissätzen umfassen kann. Das meint hier Schiller.

Noch andere Zumutungen sind an den forschenden Geist zu stellen.

Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein;
Mut genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn?

Siehe, es wird einer denkenden Betrachtung auch allerlei entsteigen, was vielleicht dem Christenglauben, nämlich wie er dir überliefert, und wie er deinem Gemüte teuer und deines Gewissens Fundament geworden ist, widerspricht. Was dann? In solchen Zweifelskrisen sind zwei Gefahren vorhanden. Entweder versteift sich der junge Mensch dann auf seine bisherigen religiösen Ansichten und fängt an, die Erkenntnismächte, die ihm dareinreden wollen, und infolge dessen alle Vernunft und Wissenschaft zu hassen; sein angefochtener Glaube wird damit zu dem Feind in seiner Brust, der ihn um das aufklärende Licht bringt, um Bildung, Wissen und Wahrheit: er wird zum fanatischen Finsterling werden. Oder aber er läßt sich von der philosophischen Kritik dazu hinreißen, sein Glaubensleben, weil dies oder jenes nicht stimmen will, als überhaupt wertlos beiseite zu schieben; da ist es dann fast immer auch ein Aufstand der durch die Religion gezügelten Natur- und Sinnenmächte, der sich mit jenem Zweifel verbündet, und so geht der Jüngling seiner inneren Wahrheit, seiner sittlichen Existenzbedingungen verlustig. Im Hinblick auf diese ihm vielleicht bevorstehenden Selbstbeschädigungen rät Schiller dem jungen Studienbeflissenen:

Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche gingen nach Licht und stürzten in tiefere Nacht nur.

In Wirklichkeit will der Dichter ihn nicht vom Suchen nach der Wahrheit abhalten, sondern ihn nur kräftig mahnen, sich nach dem Führer im Herzen umzusehen, der ihm helfen soll, des inneren Feindes hier oder dort Herr zu werden: nicht in die Wissensfeindschaft der Dunkelmänner oder in die Glaubensverachtung der Freigeister zu verfallen; daß er sich durchringe zu einer Lebensanschauung, in der sich des Denkens Aufschlüsse mit des Herzens und des Gewissens idealen Behauptungen verschmolzen haben zu der ebenso frommen wie freien Christlichkeit, die Schiller selbst sich erworben hatte. Als diesen Führer bezeichnet Schiller das Vermögen,

Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahres versucht

— nämlich den Trug der bornierten Gläubigkeit einerseits und den Trug der gemütlosen und zügellosen Vernünftigkeit auf der andern Seite. Um sich in der Welt der denkenden Forschung zurecht zu finden und in der Erkenntnis weiter zu gelangen, ohne Schaden zu nehmen an ihrer Seele, bedarf die Jugend nach Schiller jenes feinen Wahrheitsgefühles, wie es dem reinen Herzen eigen ist; jenes inneren Instinktes unverletzter Idealität, der hier und dort, in dem mitgebrachten Schatze ihrer religiösen Erziehung, wie in dem ihr nun zugeführten Schatze der philosophischen Aufklärung, das Göttliche, das ewig Wahre sicher herausfühlt und beides in sich zu seinem Rechte kommen läßt.

Und noch ein anderes braucht die Jugend in dem Suchen und Streben ihrer Wahrheitsliebe. Davon redet „Das verschleierte Bild zu Sais“. An dem Gedicht ist viel herumgedeutet worden, und es ist in der That dasjenige, das von allen Schillerschen Dichtungen am meisten zum Raten aufgiebt. Zwar der Grundgedanke scheint ja deutlich zu sein:

Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld;
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein —

so klagt der in trübem Sinne dahinwelkende Jüngling jedem, der ihn fragt, was er denn eigentlich gesehen habe, als er in jener mondhellen Nacht wider des Hierophanten Verbot in das Geheimnis der verhüllten Statue eingedrungen wäre. Er hat es erfahren: Es giebt auf dem Wege zur Wahrheit einen Haltruf; wer den nicht respektiert, begeht eine schwere Schuld; und wer mit dieser Schuld beladen zu der Erkenntnis gelangt, den macht sie nicht frei und glücklich, sondern elend.

Aber nun erheben sich sofort zwei Fragen: Was ist dem Jüngling denn dort unter dem Schleier zu Gesicht gekommen, das so zerstörend auf ihn eingewirkt hat? Und welcher Art ist jenes Veto gewesen, gegen das er gefrevelt hat? Unmöglich kann doch ersteres etwas so Schlimmes und Entsetzliches sein, wenn die Gottheit es so lange als der Wahrheit verborgenes Bild hat verehren lassen. Was aber das letztere betrifft, so sollten wir meinen, die Forschung kenne keine Schranken: wer einmal die Wahrheit zu suchen begonnen habe, der dürfe unaufhaltsam weiter und weiter dringen; wer in ihren Tempel eingelassen sei, dem müßten auch alle Geheimnisse, die für das Menschengeschlecht überhaupt lösbar sind, offenbar gemacht werden. Oder sollte mit Schillers verhüllter Gestalt eben das über alles irdische Erkennenkönnen, über alles menschliche Begriffsvermögen Hinausliegende gemeint sein? Die Wahrheit an sich in ihrer Fülle und Reinheit, das für uns Erdenmenschen Unschaubare und Unerfaßbare? Ginge das Gedicht auf die Erfahrung des Faust hinaus, daß der Allgeist nicht erscheint, und daß es Vermessenheit ist, denselben zu rufen? Schwerlich. Der Schleier ist ja zu lüften, die Wahrheit des Bildes ist zu enthüllen, das giebt die himmlische Stimme zu:

„Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter, schuld'ger Hand
Den heiligen, verbot'nen früher hebt,

Der, spricht die Gottheit" — Nun?
„Der sieht die Wahrheit."
Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst,
Du hättest also niemals ihn gehoben?
„Ich? wahrlich nicht! Und war auch nie dazu
Versucht." — Das fass' ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —
„Und ein Gesetz," fällt ihm sein Führer ein.
„Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für dein Gewissen!"

Dieses höhere Gebot, das der Wißbegierde wehrend entgegentritt, bis einmal die Stunde geschlagen hat, wo die Gottheit es aufhebt, um selbst den Schleier des Geheimnisses zu lüften, ist nach unserem Dafürhalten das in der Natur liegende göttliche Gesetz des nur allmählich sich entwickelnden Verständnisses. So wenig auf dem Wege zur Wahrheit Schranken existieren, so sind doch solche im Innern des Menschen gesteckt, nämlich in dem in seinem Alter begründeten Mangel an Geistesreife und vor allem auch an sittlicher Lebensreife. Geistesreife ist aber etwas wesentlich anderes, als stark entfaltetes Begriffsvermögen. Mancher noch recht jugendliche Geist hat von letzterem schon ziemlich viel, so daß er schwierigen Gedankengängen zu folgen, hochliegenden Ideen nachzusteigen und in seiner schon früh geweckten Denkkraft sich mit Dingen zu beschäftigen vermag, die, wie wir sagen, weit über seine Jahre gehen. Er hat sie begriffen, gewiß, — aber wirklich verstanden? wirklich als das erfaßt, was sie sind? Sein Sprechen und Urteilen darüber verhält sich doch zu dem des wahrhaft gereiften Geistes wie der blasse, verschwommene, kaum zu erkennende Abzug, den der Anfänger aus einem billigen photographischen Apparat herausholt, zu dem vollendeten Bilde in seiner Schärfe und Schönheit. Dem jungen Geiste fehlt sozusagen noch die kostbare Linse, die tief eindringende seelische Auffassung, die sich erst mit den Jahren bildet. Und in der ganzen Art, wie er sich mit diesen

Fragen abgiebt, vermißt man das Weihegefühl, die heilige Sinneserhebung, mit der die dazu wahrhaft berechtigte, durch das Leben dafür innerlich zubereitete Seele daran geht. Er hebt den Schleier mit der ungeweihten Hand mehr der Neugierde, als des echten, großen Erkenntnisdranges, und er thut damit, was nicht recht ist.

Das thut aber nicht bloß der frühreife Knabe, der naseweis sich auf Gebiete wagt, die für ihn noch nicht da sind, sondern auch der junge Mann, der verwegen sich schon auf die Probleme des Meisters stürzt, wozu er noch gar nicht berufen ist; der selbstsuchend in die Tiefen der Erkenntnis eindringen will, in denen nur der vielgeübte Geist vorwärtskommt; der in der Bestimmung seiner Studien, seiner Lektüre, seiner geistigen Interessen, seiner Bestrebungen nichts von der sich selbst bescheidenden Demut weiß, die in Bezug auf dieses oder jenes spricht: dazu bin ich noch nicht befähigt, dazu ist mein Charakter noch nicht genugsam gefestigt, dazu habe ich noch nicht die gehörige Lebenserfahrung — oder auch: dazu bin ich noch nicht würdig, noch nicht ernst, noch nicht gut genug; das fordert eine innere Größe, die mir noch abgeht! Die Ehrfurcht vor der Wissenschaft, die fromme Scheu vor der Wahrheit ist es, die dem Dichter diese Verse eingegeben hat: ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, da du auf stehest, ist ein heilig Land! Was Schiller der studierenden Jugend hier ans Herz legt, ist die keusche Zurückhaltung bescheidener Selbsterkenntnis, daß sie, frei von aller Voreiligkeit, ihren Drang zügele nach dem Maße ihrer Reife und nicht zu allem, was ihr zugänglich ist, sich auch wirklich schon das Recht gebe. Und wir haben hier wohl nach des Dichters Absicht über den geistigen Wissensdrang hinwegzublicken auch auf den praktischen, auf die Versuchung des Jünglings, alle Lebensverhältnisse ergründen, alle Lebensgenüsse erproben zu wollen entgegen dem moralischen Gebote, das vor manches einen Schleier gezogen hat und dem Jugendalter zuruft: das soll dir jetzt noch ein Geheimnis bleiben! Deine Hand ist freilich ungehemmt, du könntest wider die

Stimme deines Gewissens handeln und diesen Vorhang wegreißen, aber — wehe, wenn du es thust!

Was denn dann? Nun, dann sieh st du die Wahrheit, sagt Schiller. Er hat das Wort unterstrichen, um es auf seine ganze Buchstäblichkeit zu beschränken im Gegensatz zu dem Schauen, wonach der Jüngling begehrt hatte. Schauen ist ein reiches, großes Erfassen, ein volles, frohes Insichaufnehmen, ein beseligtes Genießen. Schauen! so dröhnt das Echo durch die nächtliche Rotunde, eine höhnende Stimme, des Richters strafendes Wort. Denn nichts von all dem erwarteten Hochgenuß, nichts von beglückender Befriedigung wird ihm nun zu teil: er sieht die Wahrheit nur, — ein Oedes, Leeres, Unerfreuliches, so steht vor ihm dasselbe, was den gereiften Geist so tief entzückt. Ja, oft noch mehr als das, — ein Entsetzliches, zu Boden Drückendes, seinen Lebensfrohsinn Erwürgendes, so wirkt auf ihn das noch Unverstandene, ihm noch Unerlaubte, dasselbe, was, wenn es ihm später bei voller geistiger Bereitschaft, bei sittlicher Mündigkeit und Zuständigkeit erschienen wäre, ihn in alle Himmel gehoben hätte. O junges Herz, raube dir nicht, indem du übereilig in des Geistes und des Lebens Geheimnisse dringst, eine Wonne, die du dann nie mehr recht empfinden kannst! Höre auf des inneren Gesetzes Warnung, daß die Wahrheit, die heilige befreiende und des Menschen Kräfte so schön entfaltende Macht, dir nicht zu einer Macht seelischer Zerstörung werde!

Noch eines haben wir zu berühren, was im Begehren nach der wahren Lebensanschauung für den jungen Geist leicht störend werden kann. Goethe bemerkt am Anfange des 5. Buches der „Lehrjahre“ über Wilhelm Meisters Entwicklung:

„Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter, und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten,

einen übermäßigen Wert und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, die ihm interessant waren, auf und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an Einer Idee, an Einer Sentenz hängen, und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handlungsweise, indem er oft fremden Lichtern und Leitsternen folgte. So entfernte er sich, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren."

Vortrefflich wird hier die Gefahr der „Lesefrüchte" beleuchtet. Jeder strebsame junge Mensch hat das Bedürfnis, mit Feder und Bleistift zu lesen, besonders ihn Ansprechendes hervorzuheben und die sogenannten schönen Stellen, die Gedanken, Aussprüche und Urteile, aus welchen der reine Geist des Schriftstellers gleichsam mit hellen offenen Augen hervorsieht, sich auszuschreiben, um sich immer wieder damit beschäftigen zu können. Das ist gut und recht. Schade um jedes vorzügliche Buch, dessen Lektüre nicht in dieser Weise betrieben wird. Es gehen seine Perlen verloren, denn in unserer Zeit des vielen Lesens und der beständigen Anregung kann der Geist das Wertvolle gar nicht festhalten ohne Tinte und Papier. Und wie freut man sich, wenn man den gesammelten Besitz dann wieder durchblättert, das Herrliche von neuem genießt und es sich damit immer tiefer aneignet! Das dient ungemein zur eigenen Befruchtung und Lebenserweiterung. Wer das noch nicht gethan hat, der sollte es sich zum Gesetz machen. So wird unsere Jugend allerdings nur weniger lesen können, und sie wird langsamer lesen müssen. Aber schon das wäre ein unendlicher Segen, eine Bewahrung vor Uebersättigung und vor Verflachung. Es ist wahrhaftig nicht nötig, daß man alles kennt, was der Tag hervorbringt. Nicht die Masse, sondern die Gründlichkeit und die lebendige Auseinandersetzung

mit den Haupterscheinungen der Zeit macht die Bildung aus. Nimmt man sich aber vor, Auszüge herzustellen, und hat man erst seine Lust daran, solche zu gewinnen, so wird diese edelste Sammelfreude, die es giebt, schließlich auch zu einer heilsamen Leitung der Lektüre werden. Man wird sich immer mehr dem litterarischen Schunde entwöhnen, aus dem nichts zu holen ist, und sein Interesse den Schriftstellern zuwenden, die wirklich etwas zu geben haben, was im inneren Leben weiterbringt und was das Heiligtum der Seele ausbaut.

Freilich läßt der junge Sinn sich dabei leicht blenden. Ihm geht's wie dem Wilhelm Meister, der nicht begreifen kann, daß an einem verehrten Schriftsteller irgend etwas mangelhaft sein könne. Er meint, alles, was derselbe schreibe, wäre „Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüten und Früchte, eins mit dem andern und durch das andere." Und das ist doch nicht durchgängig der Fall, wohl auch bei dem Besten nicht, daß alles und jedes aus den idealen Grundtrieben der Seele organisch erwachsen wäre. Doch es braucht etwas an sich gar nicht einmal verkehrt zu sein, nur für die Persönlichkeit des Lesenden ist es vielleicht nicht zutreffend, nicht vorteilhaft. Es würde ihn auf Bahnen ablenken, auf denen er nicht zu gehen vermag; es würde seiner Individualität eine Richtung geben, in der diese sich nicht gesund entfalten kann: es wäre für ihn nicht wahr, weil ihm nicht natürlich, seiner innersten Eigenart nicht entsprechend. Wo nicht mit Bedacht und Vorsicht unterschieden wird, gelangen solche Fremdstoffe in das innere Leben hinein, die in der von Goethe gekennzeichneten Weise demselben schädlich werden können. Ja, mancher kommt nie zu einer eigenen Lebensanschauung, weil sein ganzes Denken ein Sammelsurium fremder Gedanken und Gefühle ist. Seine „Lesefrüchte" bergen ein unvereinbares Chaos, in Aeußerungen widerstreitender Geister kritiklos zusammengetragen, und so chaotisch wirr sieht's auch im Kopf und Herzen aus. Daher ist der Mensch in seinen Worten und Handlungen ein ewiger Widerspruch.

Das ist aber doch gewiß eine der ersten Forderungen der

Wahrheit, daß man eine möglichst widerspruchslose, einheitliche Persönlichkeit werde. Für Goethe und Schiller war die Harmonie das Hauptziel ihrer Selbstbildung. Und das muß sie auch für uns bleiben. Gerade in dem jungen Geschlechte unserer Tage mit seiner starken Neigung zur Zerfahrenheit und zum Auseinanderfließen des Wesens nach ganz disparaten Richtungen hin, wo das Beieinander der unverträglichsten Elemente des Geisteslebens als hohe Eigenartigkeit bewundert wird, kann gar nicht genug Gewicht darauf gelegt werden, daß der junge Mensch es lerne, sich in sich selbst zu sammeln, sein eigenes Ich zu erfassen und zu verstehen und unter Abwehr des ihm Fremdartigen sich als harmonisch geschlossene Persönlichkeit von der Welt zu unterscheiden. Diese streng ausscheidende Konzentration in sich selbst ist die notwendige Voraussetzung aller eigenartigen Kraftentfaltung. Dazu muß auch die Lektüre dienen.

Um sich nun beim Lesen zum beständigen Sondern anzuhalten, ist es zu empfehlen, sich zwei weit auseinanderliegende Lesefruchtmappen einzurichten. In das eine Buch schreibe man alles das hinein, was einen, in besonders schöner Form gesagt, als Ausdruck des selbst so oft Gedachten, Empfundenen oder Erlebten überrascht, aber auch nur das. Wilhelm Meister urteilt über seinen Verkehr in Lotharios Schlosse: „Zum erstenmal kam mir hier der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größeren Umfange wieder entgegen; was ich ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen.“ Hierin liegt die Begründung des eben gemachten Vorschlags. Man holt auf diese Weise aus sich heraus, was verborgen oder wortlos im Innern lebt. Man stellt sich vor Augen, was man selbst durchgemacht, was man erfahren hat. Man legt damit manches unverlierbar fest, was sich sonst wieder verflüchtigen würde. Man sammelt um sich die Welt seiner Schmerzen und seiner Freuden, seiner Hoffnungen, seiner Bestrebungen und seiner Gefühle. Was der Zweck der zu Goethes und Schillers Zeit so beliebten Tagebücher gewesen war, erreicht man so in

anderer Art, nur viel besser. Es drängt sich nicht, wie damals so vielfach, etwas Gemachtes, Erzwungenes und Unwahres ein, und man hat hier alles vielleicht klarer, greifbarer, als man es sich selbst gesagt hätte. Man gewinnt, je mehr dieser Auszug anwächst, einen Umblick über sich selbst und einen Einblick in sein Herz. Man darf schließlich zu diesem Buche sagen: du bist, in Worte gebracht, mein Ich, mein Leben, meine Vergangenheit, meine Gegenwart. Und indem man oft darin blättert, befestigt man sich in seiner eigenen, jetzt besser gekannten und reiner verstandenen Persönlichkeit.

Daneben ein zweites Buch. Das nehme in sich auf alles, was irgendwie einen besonderen Reiz der Neuheit auf uns ausübt und uns nicht loslassen will: frappierende Ideen, interessante Auffassungen, merkwürdige Beobachtungen, eigenartige Urteile, hervorragende Stellen, die uns zu Gedanken anregen oder ein noch nicht Gefühltes und noch nicht Durchlebtes uns nahebringen. Ueber dieser Sammlung aber stehe: Zu ernster und vorsichtiger Ueberlegung! Nicht gleich zum innerlichen Aufnehmen, zum Nachsprechen und Zustimmen, erst zum bedächtigen Wägen, Erproben und Untersuchen, ob es Wahrheit sei, Wahrheit auch für das individuelle Leben, ob es sich wirklich eingliedern lasse in den aufsteigenden Bau der Ueberzeugung? Manches erst so glänzende Wort wird dann mit der Zeit sehr verbleichen, und was als eine tiefe Erkenntnis erschien, wird, so mit Zurückhaltung behandelt, sich ins Nichts auflösen, ohne die Seele verwirrt zu haben. Anderes wird allmählich von diesen Prüfungsblättern zu jenen Lebensblättern hinüberwandern und vielleicht ein Stein werden in dem inneren Heiligtum der Ideale, einer von denen, die einmal erklingen in wunderbaren Tönen und in uns zu schöpferischen Mächten werden.

O herrliche Jugendzeit! Köstliche Tage des Sammelns und Werdens, da das Auge so frisch, und die Wißbegierde so rege, und die ausgreifenden Hände so geschäftig sind, überall aus reicher Fülle empfangend und nehmend sich einen Tempel

des Herzens zu errichten! Da das Schöne an das Schöne, das Hohe an das Hohe sich reiht, und aus dem Sinn für Wahrheit und Recht, aus reinen, treuen, innigen Empfindungen, aus Vaterlandsliebe und Freundschaft und aus kindlich verehrungsvoller Pietät sich eine beseligende Welt des Großen und Heiligen in der Brust erhebt! Wir haben dieselbe an uns vorüberziehen lassen nicht wie eine liebliche Blütenwelt, deren Los es ist, einmal dem Welken des Herbstes zu verfallen, sondern mit dem Gefühle, etwas von dem Hauche der Ewigkeit gespürt zu haben. Was hier aus den Blättern der Goetheschen und Schillerschen Poesie zu uns gesprochen hat, das ist nicht vergänglich wie die Jugend selbst, sondern das sind Lebensgüter, die der ideale Mensch in sich bewahrt als seines Herzens unentreißbaren Besitz. Wir gedenken zum Schluß des Kapitels der Mahnung des Marquis Posa an Don Karlos:

— daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert!

Neuntes Kapitel.

Im Lenz der Liebe.

Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein.
Zu suchen, zu wandeln den duftigen Gang,
Wo gestern die Liebste mir wandelt' und sang,
Wo sie stand, wo sie saß, wo mit blühenden Bogen
Beblümete Himmel sich über uns zogen,
Und um uns und an uns so drängend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.

Ein Wort des jungen Prometheussohnes Phileros in Goethes großem Pandorafragmente. Mitten heraus aus der Welt der symbolischen Dichtungen späterer Jahre noch einmal, wie ein seliges Erinnern, die wunderbar das Herz ansprechende Musik jugendlichen Liebesglückes! Die ganze Frühlingswonne der Empfindung umfängt uns in diesen Versen: wenn die Brust so voll ist von zarter Sehnsucht, süßem Hoffen, und der entzückte Sinn alle Himmel über sich erschlossen sieht; wenn ihm ein Menschenkind, wie aus der Erde Zusammenhang entnommen, zu einer Art göttlicher Erscheinung geworden ist; wenn jeder Gedanke an dasselbe der Seele Schwingen verleiht, und jeder Blick ins liebe Auge als ein Augenblick im Paradiese gilt; wenn man für ein kurzes Alleinsein mit der Angebeteten alle anderen Freuden hingiebt und nichts Höheres kennt, als im Druck der Hände der Herzen stummen Austausch zu genießen.

Zwar „immer allein sind Liebende sich in der größten Versammlung“; wie viele Menschen sie auch umgeben, für sie sind's „nur Sträucher und Bäume“, und durch sie alle hin

und über alles Reden und Denken der Gesellschaft hinweg berührt sich ihres Einverständnisses inniges Weben. Aber traulicher ist es doch, wenn sie um sich wirkliche Bäume und Sträucher haben; wenn abseits vom Gesumme und Gedränge und fern vom flimmernden Lichte, in des Abends seelenvoller Stille, unter Rosenduft und Nachtigallenschlag, Schillers „Erwartung“ holde Lebenspoesie wird; wenn nach langem, bangem Harren es sich lieblich erfüllt:

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Nur einer darf dabei sein, unserer Dichter, besonders Goethes, und wohl aller Liebenden treuer Freund. Der breitet um sie seinen milden, süß geheimnisvollen Glanz und verschwiegen belauscht er das flüsternde Geplauder: wie da in den „Lehrjahren“ jeder Teil bemüht ist, „einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe ihn früher geliebt, und wie jedes wünscht, in diesem Wettstreit lieber überwunden zu werden als zu überwinden“; wie Wilhelm Meister und Marianne einander von ihrer Vergangenheit erzählen, wo sie sich noch nicht kannten, und wie sie so „jene für die Liebe verlorene Zeit wiederzugewinnen suchen“; wie dann aus einem Theklaherzen das Geständnis kommt:

Du standest an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klösterlichem Zagen;
Sie war von tausend Sonnen aufgehellt;
Ein guter Engel schienst du hingestellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen.
Mein erst Empfinden war des Himmels Glück:
In dein Herz fiel mein erster Blick —

und ein Klärchen es mit Innigkeit bekennt, daß ihre Liebe ihr ganzes Leben geworden sei, daß sie ohne dieselbe nicht mehr existieren könne, und daß sie glaube an die Unend-

lichkeit ihres Treuebundes; wie sie dann von ihrer Zukunft träumen, mit Werthers Zauberlaterne sich die buntesten Bilder in des Mondes Silberglanz malen und mit Don Manuel von den herrlichen Tagen reden, wo man den Genuß des Besitzes nicht mehr verstohlen und flüchtig haschen, wo man für immer einander gehören, und wo ihre Freude sein werde „gleichwie des Baches Fließen, gleichwie der Sand des Stundenglases rinnt.“ Freilich unter solchem Liebesgespräch geht sie selbst eilend dahin, die köstliche Zeit, — die Uhr schlägt keinem Glücklichen! Was hätte man auch zu versäumen? Die ganze Welt kann ja nichts bieten, was diesem Wonnerausche gliche, bei dem alle Saiten der Seele in Schwingung geraten:

Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem sie ziehn, wird alles Melodie!

Wir erinnern uns bei diesem Worte des im Anfange dieses Teiles vorgeführten Fausterlebnisses. Es erstieg ihm dort aus dem Reiche der ewig schaffenden Werdekraft eine Welt voller Leben und Schönheit — klingend und singend ein Weißnichtwie. Ja, das ist der jungen Liebe Art. Dieselbe ist wie jede himmlische Offenbarung Inspiration, die geheimnisvoll, plötzlich und allgewaltig über das Innere kommt. Sie haben die ganzen Jahre nachbarlich neben einander gewohnt, die beiden reizenden Menschenkinder in Goethes Elegie, Dora, die Gärtnerstochter, und Alexis, der Kaufmannssohn, und sie haben nichts für einander empfunden. Er sah sie oft zum Tempel gehn, geschmückt und gesittet, an der Seite der gottesfürchtigen Mutter; er sah sie in raschem Schritte die Früchte zu Markte tragen und Wasser holen für des Hauses Bedarf. Er sah sie stets in der Anmut ihrer Gestalt, in ihrer auffallenden jungfräulichen Schönheit, aber

Wie man die Sterne sieht, wie man den Mond sich beschaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Busen
Nicht der entfernteste Wunsch, sie zu besitzen, sich regt.

Und ähnlich scheint es um ihr Herz gestanden zu haben. Oder war es das unbewußt stille Keimen einer zärtlichen

Neigung, das sie an dem Morgen, wo der junge Nachbar zu weiter Meerfahrt die Stadt verließ, an des Gartens Pforte trieb? Nur eine Bitte, einen geschäftlichen Auftrag will sie ihm noch zurufen: ihr weiblicher Sinn begehrt ein Kettchen aus dem fernen Lande, daß es als Ertrag ihrer Ersparnisse ihren Hals schmücke. Schnell pflückt sie ihm, wie wir schon in einem anderen Zusammenhange dessen Erwähnung thaten, von ihren Bäumen eine süße Reisekost, eine kleine Gegengabe für seinen gefälligen Dienst. Da sieht er sie zum erstenmale mit der Seele Augen an und kann sich selbst nicht begreifen, daß er so lange blind gewesen sei. Im Fluge zieht seine ganze Jugend an ihm vorüber, ein leeres Nichts ohne diesen lieblichen Besitz. Da drückt er sie entzückt an sein Herz, und in seliger Lust sinkt ihr Haupt auf seine Schultern. Sie wissen nicht, was mit ihnen vorgegangen ist. Beide weinen, Thränen des Glückes und des Schmerzes, Thränen des Findens und des Sichverlierens. Denn draußen schreit das Matrosenvolk, man treibt ihn zur Eile, der Bote drängt und stürzt mit den Früchten voraus, er muß sich losreißen — ein Trunkener, so findet er sich auf dem Schiffe wieder, reich, ganz unvermutet reich geworden durch wenige Minuten und durch ein kurzes Wort. Nichts hat sie sprechen können, nur das Eine, das schallt ihm beständig in den Ohren: auf die Frage, ob sie die Seine wäre, hat er, leise geflüstert, ihr „Ewig!“ gehört. Und als sie's sprach, ja, da hat es aus heiterer Luft dreimal gedonnert, — die Götter haben es ihm bezeugt, aus dem Himmel ist ihm seine Liebe gekommen!

Ganz anders in dem Goetheschen Epos, und doch auch hier die gleiche himmlische Herzensinspiration. Die beiden haben sich vorher nie gesehen. Keiner erwartete von dem Tage eine Entscheidung über sein Leben. Dorothea dachte nur an neue Unruhen und Leiden der Emigrantenpfade und Hermann nur an das Elend, das er bei den Vertriebenen finden würde. Beide waren ganz beschäftigt mit Sorgen für andere, sie mit ihrer Kranken und deren Kindern, er mit der Ausführung des mütterlichen Auftrags, und sie waren bekümmert über ihr

Mißgeschick, das Mädchen über das weite Zurückbleiben mit dem Wagen, der freundliche Helfer darüber, daß er das Vorbeikommen des Zuges verpaßt habe, — da stehen sie sich gegenüber, überrascht, im tiefsten bewegt: vergessen ist für den Augenblick alles andere, und sie sehen einander an „mit jenem prüfenden, ahnungsreichen Blick, mit dem sich Menschen bei der ersten Begegnung und dann nie wieder anschauen; mit jenem Blick, der so wenig zu sehen scheint und doch so unendlich viel sieht, daß das ganze spätere Leben kaum hinreicht, den Kreis auszumessen, welchen dieser einzige Blick umspannte." So deutet Spielhagen die bekannte Kaulbachsche Darstellung ihrer beiderseitigen Ergriffenheit. Denn wenn Dorotheas Pflicht, die ihr Eile gebietet, und Hermanns Verlegenheit, nachdem er die ganze Fülle der Gaben ihr anvertraut hatte, sie auch alsbald wieder auseinanderreißt; wenn sie auch weiter ziehen muß, und er in entgegengesetzter Richtung heimwärts jagt, so kann doch ihr weibliches Gemüt dieses Jünglings Erscheinung nicht mehr los werden, und vor dem seinigen wieder steht fortwährend dieses Mädchens Gestalt, wie die Sonne, wenn sie untergegangen ist, vor des Wanderers Augen noch „glänzt und schwankt in herrlichen Farben." Sie müssen immerdar an einander denken, im Zuge der Herzen vollzieht sich ihres Geschickes Stimme, und noch derselbe Tag sieht das reizende Bild, wie in des Brunnens bewegtem Spiegel zwei Liebende freundlich nickend sich grüßen zum ewigen Bunde.

Das gleiche Geheimnis der sofortigen und unwiderstehlichen Anziehung hat Schiller zum Ausgangspunkte der Tragik in seinem gewaltigen Messinadrama gemacht. Da prallt Don Manuel auf der Jagd, in der Verfolgung einer weißen Hirschkuh begriffen, vor dem Anblick Beatricens zurück, die ihn um Erbarmen für ihr Tier anfleht, und in diesem Blicke fühlt er sich berührt von einem „Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet."

> Was ich nun sprach, was die Holdsel'ge mir
> Erwiedert, möge niemand mich befragen,

Denn wie ein Traumbild liegt es hinter mir
Aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen:
An meiner Brust fühlt' ich die ihre schlagen.
Jetzt hatt' ich Eine Straße nur zu wandeln;
Das unstät schwanke Sehnen war gebunden,
Dem Leben war sein Inhalt ausgefunden;
Und wie der Pilger sich nach Osten wendet,
Wo ihm die Sonne der Verheißung glänzt,
So kehrte sich mein Hoffen und mein Sehnen
Dem Einen hellen Himmelspunkte zu.

Er ahnt nicht, in welcher furchtbaren Buchstäblichkeit es hier wahr geworden ist, was sein Herz ihm sagt von der Seligkeit, „wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet.“ Es ist ja die Schwester, die, ihm unbekannt, in der Verborgenheit des Klosters Auferzogene, die er als seine Braut umarmt hat, und die sich dem Fremden schenkte und schnell die Seine wurde, „als wär' es ewig so gewesen.“ Nicht genug aber damit, übt die Jungfrau auf den anderen Bruder, der ebenfalls von ihrer Abkunft und seiner Stellung zu ihr nichts weiß, beim Leichenbegängnis des Vaters dieselbe überwältigende Wirkung aus, während freilich sie von solcher Sympathie ihm gegenüber nichts empfindet. Für Beatrice hat Don Cesar vielmehr etwas Beängstigendes, sie flieht im Gedränge der Kirche schleunigst aus der Nähe des leidenschaftlichen Jünglings; doch dieser spürt ihr mit all seinen fürstlichen Mitteln nach, denn sein ganzes Leben ist von dem Mädchen hingenommen, das er in jener ernsten Stunde erschaut und dessen Hand er in heißem Begehren an sich gerissen hatte. Nicht ihrer Schönheit Reize sind es nach seiner Meinung gewesen, die ihn so entflammt haben, —

Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Atem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir und innig doch vertraut,

Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!

Was an sich schon ein Wunder ist, das Sichsehen und Sichlieben zweier Herzen, steht hier vollends als ein Rätsel vor uns, wenigstens in der Liebe Beatricens und Don Manuels, die doch noch in viel höherem Grade, als bei Don Cesar, seelischer Art ist. Bei dem leidenschaftlicheren, von heftigen Trieben leicht bewegten Bruder erscheint es begreiflicher, daß er für die schöne Unbekannte entbrannte und nichts spürte von einem vielleicht dunkel verborgenen Proteste im Innern der Seele. Aber daß zwei aus demselben Leben stammende Menschen sich auch in tief seelischer Anziehung zum Gattenbunde hingewiesen sehen sollten? Daß also nur das Wissen von ihrer Geschwisterlichkeit sie in sittlichem Entschluß auseinander halten sollte? — müßte nicht der göttliche Geisteswille, der einer ehelichen Vereinigung von Geschwistern widerstrebt, in dem menschlichen Geisteswesen, ob auch durch ein noch so unklar abhaltendes Gefühl, sich schon wehrend äußern, auch wo das Bewußtsein der Verwandtschaft fehlt? Bruder und Schwester dürfen nicht Mann und Weib werden, das moralische Gesetz verbietet das. Aber man sollte erwarten, daß sie es auch gar nicht werden können. Daß die Sprößlinge Eines Elternpaares, mögen sie sich nun als solche kennen oder nicht, in sich gar nicht den seelischen Zug zur bräutlichen und ehelichen Liebe haben würden. Daß wenn die vergeistigte Geschlechtsliebe doch aus dem Himmel stammt; wenn ein Gott es ist, der die Herzen zu dieser engsten Lebensverbindung gegenseitig sich anziehen läßt, dieser Gott zwischen einem Bruder und einer Schwester derartige innere Bande gar nicht aufkommen lassen könnte.

Dennoch wagen wir nicht zu behaupten, daß Schiller hier eine Unmöglichkeit aufgestellt habe. Das Verhängnis Don Manuels und Beatricens befindet sich doch wohl unter den von höheren Mächten bereiteten und für eines Sterblichen Hand zu ziehenden Geschickeslosen. Wir schauen damit in eines der uns Menschen unverständlichen göttlichen Geheimnisse hinein,

in einen Fall unvermeidlicher Lebenstragik, der freilich zur vollen Tragik doch auch hier erst durch menschliche Schuld verdüstert wird. Zwischen den beiden hatte immerhin eine trennende Schranke bestanden, ohne deren Niederreißung es wenigstens nicht zu solcher Vertrautheit ihrer Liebe gekommen wäre. Diese Schranke war des Klosters Bann, zu dessen heimlicher Ueberschreitung er sie so oft verleitet, und worin sie ihm nur gar zu gerne zu Willen gelebt hatte. Noch mehr aber war es die jungfräuliche Zucht, die sie eigenmächtig durchbrochen hatten ohne den Segen der Hand, die Beatrice, so verborgen ihr dieselbe auch war, doch über sich wußte und von der sie wissen konnte, daß es die Hand eines in seiner bisherigen Handlungsweise ihr zwar vorläufig nicht begreiflichen, aber liebevoll gesinnten Mutterherzens war. Dafür mußten die Versicherungen ihrer Umgebung, vor allem aber der alte gute Diego, der treue Vermittler zwischen Mutter und Tochter, ihr zuverlässige Bürgschaft sein. Sie hatte sich also durch Verstoß gegen die kindliche Pietät, so menschlich entschuldbar dieser in ihrer Vereinsamung auch gewesen sein mochte, doch schuldig gemacht vor der göttlichen Ordnung. Und diese ihr, dem Mädchen, am allerwenigsten zustehende freie Verfügung über sich hatte ihrem Liebesverhältnis eine solche Gestalt gegeben, daß die Entdeckung ihrer schwesterlichen Stellung zu Don Manuel ihr nicht nur wehmütig schmerzlich, sondern entsetzlich, fast unerträglich werden mußte.

Bei alledem war die Liebe in Beatricens und Don Manuels Brust ein heiliges ideales Empfinden. Sie war es auch in Don Cesar bei all seiner Sinnenglut. Sie war es trotz sündiger Verstrickung in dem gemütsreinen Gretchen und in der edlen Ottilie der „Wahlverwandtschaften", dem unglücklichen Kinde, das so wider seinen Willen und doch nicht ohne seine Schuld der Anlaß zur Zertrümmerung einer Ehe wurde. Selbst sittlich niedriger stehende Wesen kennen oder begehren wenigstens der Liebe hohes Gefühl. Eine Maria Stuart hat in all ihrem Irren und Freveln nach wahrer Herzensbefriedigung

gesucht. Eine Eboli bringt dem Don Karlos aufrichtige Neigung entgegen, und so unwürdig auch ihr Gebaren ist, sie möchte doch wirklich in Liebe ihm etwas sein. Ja, sogar eine Marianne in den „Lehrjahren“, eine Schillersche Milford, eine Goethesche Bajadere, die hineingezogen und durch eigene Charaktermängel hineingeraten sind in Verworfenheit, sie sind doch noch nicht so tief gesunken, daß sie das Elend eines Weibes, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, nicht mehr empfänden. Sie sehnen sich darnach, ein Besseres, Reineres geben zu dürfen, und verlangend ergreift ihr Sinn das idealere Verhältnis. Alle diese und noch manche andere Gestalten haben, ob auch noch so getrübt, ein Herz, das lieben kann und lieben will; darin berühren sie sich doch mit der ewigen Liebe, und durch ihr Gefühlsleben geht, mehr oder weniger erkennbar, ein geistiger Hauch.

Aber es giebt eine Liebe, die davon auch nicht eine Spur an sich trägt. Richtiger gesagt: einen nur die Maske der Liebe annehmenden bösen Sinn, in dem der Hölle Flammen brennen. Nicht Faust ist eine solche satanische Natur. Wie unlauter seine Liebe auch ist, sie ist immerhin tieferer und reinerer Regungen fähig. Und wie viel Unheil er auch anstiftet, er ist doch ein armes, geplagtes Menschenkind, dem es dabei recht miserabel zu Mute ist.

Fühl' ich nicht immer ihre Not?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend nach dem Abgrund zu!
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfem Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt ich untergraben!

Nach solchen besseren Stimmungen dann freilich immer wieder ein schmähliches Versinken in Frivolität, so recht ein bedauernswertes Bild des Sinnensklaven, — „armsel'ger Faust!" Viel abstoßender aber noch, als bei ihm, wirkt das anstürmende Werben eines Mortimer, die frivole Rücksichtslosigkeit, mit der dieser an dem Schmerze der unglücklichen Stuart frevelt und, bemüht sie zu retten, ihre Verlassenheit für sich auszunutzen sucht. Dennoch ist auch seine unedle That noch Liebe. Seit er das Bild der Königin in Frankreich gesehen hat, ist sein ganzer Sinn für sie entbrannt; jetzt, wo er heimlich Zeuge ihrer Zornesglut gewesen, sind die Flammen seiner Leidenschaft für sie über ihn zusammengeschlagen. Es hat ihn zu wahnsinnigem Sichvergessen hingerissen. Was über ihn gekommen ist, ist jenes Goethesche Weißnichtwie des Herzens, nur daß hier in dem sinnlich entarteten Jüngling die Musik der Liebe zu schrillen, jedes sittliche Gefühl beleidigenden Mißtönen geworden ist.

Aber Goethe sowohl wie Schiller haben auch das Herz zu zeigen unternommen, das mit dem, was es aus niedrigster Sinnlichkeit in kaltem Raffinement als Liebe giebt, nur kraß selbstsüchtige Zwecke verfolgt; das böse, verdorbene Herz, das dabei immer bereit und nach seiner innersten Natur dazu geneigt ist, mit seiner Liebe andere schlecht und elend zu machen. Und beide finden ihre verteufelten Gestalten in der Jugend des weiblichen Geschlechtes. Die Imperiali des „Fiesko" ist die Spinne im Doriapalaste, die mit ihrer verführerischen Schönheit die ganze junge Aristokratie Genuas in die Netze iher Kokétterie lockt. Für jedermann unwiderstehlich zu sein, die Männerwelt um ihre Grundsätze, um Liebestreue und Eheglück zu bringen, sie zur Huldigung unter ihre Füße zu zwingen, damit Triumphe auf Triumphe über die vornehmen Frauen der Gesellschaft davonzutragen, ihre Opfer sich schmachtend abmühen zu sehen und dann die Ueberwundenen und Ausgesogenen hohnlachend von sich zu stoßen, das ist ihre Lust. Dabei ist sie aber in ihrem Auftreten eine so rohe Plebejerin, daß der junge Dichter uns ihre Siege nicht recht

glaubhaft zu machen vermag. Auch führt er den gemeinen Charakter nicht konsequent durch. Später hat er dann, indem er Machtbegierde und politischen Ehrgeiz zum Motiv nahm, in seiner Elisabeth von England die Schamlosigkeit behandelt, die, was sie als Weib zu vergeben hat, als Lockmittel zu ihrem Zwecke benutzt, um das also gekaufte Werkzeug, wenn es seinen Dienst gethan haben wird, aus dem Traum von des „Liebesgeheimnisses zarten Banden" in den Tod zu stürzen. Im „Demetrius", dem großartigen Stücke, über dessen Ausarbeitung Schiller starb, würde nach allem, was vorliegt, zu schließen Marina, die auf der Leiter der Liebeslüge zum Zarenthron emporklimmende Streberin, eine bedeutende Schöpfung geworden sein, nur daß bei ihr die herzlose Brutalität sich in frauenhafte Anmut gekleidet hätte.

Doch nie hätte Schiller nach dieser Richtung hin das leisten können, was schon der jugendliche Goethe mit der ebenfalls nach hoher Macht und Stellung trachtenden Adelheid im „Götz" hervorgebracht hat: die einen Dunstkreis von Lüsternheit und Sünde um sich breitende Schlange mit dem lauernden, tückischen Herzen; die alt und jung in trunkener Sinnesverwirrung und Phantasievergiftung an sich reißende Zauberin, die die Kreaturen ihrer Liebe zu Mördern macht und, indem sie ihnen ihrer Leidenschaft heiße Wünsche gewährt, ihnen selbst den Tod sinnt; das dämonische Weib, das in den Gaben seiner Lust nur Thränen und Leiden, Unglück und Verderben verursacht, und das dabei doch kraft seiner wunderbaren Schönheit selbst in den Besten keinen Abscheu aufkommen läßt. Goethe schrieb später in den „Wahlverwandtschaften": „Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesicht wohl thut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinne ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung." Seine Adelheid straft dies höchst übertriebene, den veredelnden Einfluß des Körperlichen weit überschätzende Wort Lügen. Dieses

Weib schafft in seiner Umgebung alles eher, denn Harmonie; es ist eine Seelen trübende und zerstörende Macht gerade durch seine äußere Gefälligkeit. Aber allerdings kann außerordentliche leibliche Wohlgestalt — den Erweis hat Goethe, der Wirklichkeit entsprechend, hier überzeugend gebracht — etwas derartig Blendendes haben, daß man die seelische Mißgestalt und das von dieser ausgehende Böse erst nicht wahrnimmt und sich in der Nähe solcher Schönheit in der Sphäre des Guten und Erhabenen wähnt. Sagt doch selbst der grundbrave Georg, als er aus Bamberg zurückkehrt: „Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön! Wir bückten uns alle —“

Gewiß, körperliche Vorzüge allein vermögen das nicht. Die sind doch nur ein dünner Flor, durch den die innere Häßlichkeit für den, der nur einigermaßen Augen hat zu sehen, abstoßend hindurchscheint. Aber wie, wenn nun auch die an sich so häßliche Seele sozusagen eine entzückende Hülle hat? Adelheid von Walldorf ist nicht bloß schön in ihren Formen, in Gesicht und Erscheinung, sondern auch in der anschmeichelnden Grazie ihres Innern, die, halb Sinnenwelt, halb Himmel, und in diesem Himmel und in dieser Erde wie ein süßes Geheimnis, aus Wort und Blick und ihrem ganzen Wesen spricht. Die Schöpfung, die der Giftblume zur prächtigen Farbe auch Schmelz und Duft verleihen mag, hat über diese Frau eine Fülle der Reize Leibes und der Seele ausgegossen. Sie hat aus der Venus, die berauscht, zugleich die Sirene gemacht, die berückt. Die sieht der Franz, Weislingens Edelknabe. Er sieht die blühende Jugendpracht ihrer göttlichen Gestalt, und er sieht es durch dieselbe flimmern und glimmern, er hört es klingen und singen, so glutenvoll und holdselig zugleich: das versetzt ihn in Taumel und erfüllt ihn dabei mit seliger Lust, — die Ahnung eines wunderbaren Schatzes für Sinn und Gemüt, der hier zu heben sei, einer unbekannten märchenhaften, so köstlichen Welt, die dahinter liegen müsse. Ihm ist's bei diesem Anblick zu Mute, als wenn er in der Frühlingssonne stünde, er fühlt sich zum Dichter werden, er fühlt sein Herz so ganz von Einer Em-

pfindung voll, er fühlt alle seine Sinne stärker, höher, vollkommener, und wie er doch den Gebrauch von keinem hat, wie er ihr nicht antworten kann, als sie ihn des ersten Wortes würdigt: der Paß vom Herzen nach der Zunge ist versperrt. Er greift nach einer Schachfigur, die herunterfällt, und rührt im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fährt ihm durch alle Glieder, und rasch ist er zur Thüre hinaus. Aber er muß wieder hin, er muß sich „wieder gescheit oder völlig rasend gaffen". „Um dich, Adelheid, ist Leben, Feuer, Mut!" Und sie macht ihm Mut, er stürzt sich in diesen Frühlingssonnenzauber, — da entfaltet sich die schöne Hülle ihrer Seele, und furchtbare Polypenarme umklammern ihn. Die ersticken in ihm alles Gute und Edle und reißen ihn herunter in Schmach und Verbrechen, daß er in ihrem Umfangen jeder Schandthat fähig und, wenn die Sünde vollbracht ist, wenn er ihren Gatten umgebracht hat, für das Ungeheuer wertlos und lästig wird. Doch nein, sind's nicht der Liebe weiche Arme, die ihn umfangen? Ist er nicht trunken in seinem Glück? Schlägt nicht ein Herz ihm entgegen aus diesem warmen Busen? Wohl, sie sagt's ihm, sie sagt's sich selbst im wonnigen Liebesgeflüster mit dem schönen Jüngling, — sie träumt, sie träumt von etwas, was einst gewesen ist. Diese Buhlerin kann nicht mehr wahr und ehrlich empfinden. Der Teufel hat von ihrer Brust Besitz genommen, der hat sie zum Vampir gemacht, der Jugend, Leben und Blut trinkt. Armer Franz, bereite dich zur Ruhe! Deine Leidenschaft droht ihren Hoffnungen, stört ihre ehrgeizigen Pläne, und du bist ein gefährlicher Mitwisser, dein Mund muß stumm werden, — eile hinaus in die Nacht in der brennenden Glut ihrer Küsse, dich hat in deinem Dämon der Tod geküßt!

Weg von diesem Bilde des erlogenen Liebeslenzes, weg aus dem Sumpfgebiet in Amors Reich, wo die Fieberdünste brüten! Wieder hinauf zu den freien, gesunden Höhen, daß wieder freundliche und erhebende Melodien uns umtönen! Hier ein Wort Schillers aus seinen ästhetischen Schriften:

„Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigentum freier Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühle so sehr, als der veredelte Affekt der Liebe, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können selbst Grundsätze die Keuschheit des Gemütes kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewacht. Oft, wo jene noch kämpfen, hat die Liebe schon für sie gesiegt und durch ihre allmächtige Thatkraft Entschlüsse beschleunigt, welche die bloße Pflicht der schwachen Menschheit umsonst würde abgefordert haben."

Diese Weihe der Kraft unter dem Einfluß reiner Jugendliebe ist ein Lieblingsthema der klassischen Dichtung. Wahre Liebe ist ein Engel, der aus dem Herzen wegscheucht die wilden Geister, die am Mark des Lebens zehren, Haß, Zorn und Groll, streitsüchtige und unversöhnliche Begierde, unbändiges und leidenschaftliches Wesen, daß es darin still wird, und milder Sinn über den Menschen kommt. Don Manuels Seele schwebt auf Freudenfittigen, und in dem Glanzmeer, das ihn rings umfängt, sind ihm die finsteren Falten derartig ausgeglättet, daß er von all den bösen Empfindungen gegen den Bruder nichts mehr weiß. Wahre Liebe stammt von Gott, und darum zieht sie das Herz zu Gott empor und weckt darin das Bedürfnis nach allem Heiligen, Schönen und Guten. Dem jungen Piccolomini wird das Gewühl in seiner Umgebung, diese faden Scherze, diese rüden Gespräche des Lagers unerträglich. „Zur Himmelspforte" eilt er hinaus, um dort beim Ewigen mit sich und seines Herzens Liebe allein zu sein, und vor dem Bilde der Andacht feiert er eine Stunde der Erhebung, wie sie ihm in dieser Inbrunst noch nie zu teil geworden war. Ganz entfremdet fühlt er sich dem Treiben des Wallensteinschen Heeres. In der innigen Berührung mit dem jungfräulichen Leben, im Hochgefühl seiner idealen Liebesstimmung ist es ihm bewußt geworden, wie ideallos dieser Kampf ist, wie

seelenlos sein bisheriger Verkehr. Wie ein umirrend Räubervolk mit wüsten Sitten, das hier und dort die Diebeslandung wagt, erscheint ihm nun dieses Kriegswesen der Söldnertruppen, in dem er so lange seines Daseins ganzen Inhalt gesehen hatte, — ein nichtiges Dasein, mit dem er sich gar nicht mehr zurechtfinden kann.

So müßt' es einem sel'gen Geiste sein,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu seinen Kinderspielen und Geschäften,
Zu seinen Neigungen und Brüderschaften,
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte.

In seiner Verbundenheit mit Thekla ergreift ihn die Sehnsucht nach Frieden und festem heimatlichem Besitz und nach den wertvollen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens. Die vertiefenden Mächte dieses Mädchenherzens lassen ihn jetzt verlangend hineinschauen in die Welt der geistigen Güter und der das Innere bildenden Interessen. Max ist in seiner Liebe ein ganz anderer geworden; sein wahres hohes Wesen ist darin erst recht zum Durchbruch gekommen.

Aber wie sehr auch die Liebe den jungen Mannessinn aus allem rohen und unsteten Umhertreiben hinzieht zu des Edlen Ruhepol, so ist sie doch nichts Entnervendes, sondern vielmehr in ihrer läuternden Herzensweihe zugleich etwas den Charakter Stählendes. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling", das zeigt dem Pfarrer Hermanns ganzes Auftreten, und selbst der mit des Sohnes Wünschen erst wenig zufriedene Vater muß es doch zugeben, daß hier ein Wunder geschehen ist: daß der scheue, in sich gekehrte und wenig selbstbewußt sich zeigende Mensch plötzlich zum Kraftgefühl erwacht ist und zum freien und beredten Eintreten für seine Ziele. Das wird auch bald an seiner Arbeit bemerkbar werden. So treu und gewissenhaft er dieselbe auch stets gethan hat, die Mutter weiß doch, durch die Liebe kommt erst der rechte Geist in des Mannes Streben und Beruf hinein, und Goethe singt in seiner „Zauberflöte":

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht, o welche Lust!
Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberaten
Sich der heiteren Tugend weihen,
O wie hebt es meine Brust!

Und wie hebt das Hochgefühl, Weib und Kind, Haus und Herd verteidigen zu müssen, des Mannes Brust auch zu kriegerisch mutigem Ergreifen der Waffen und zum Kampf fürs Vaterland! Wir haben schon früher diesen patriotischen Ausklang des Goetheschen Epos gewürdigt.

Welche kraftentfaltende Macht ist die Liebe aber vorzüglich im Frauenherzen! Sie hat an Stauffachers Seite des Iberg edle Tochter zum Heldenweibe ausreifen lassen. Egmonts Klärchen giebt sie die Kühnheit ein, die Bürger Brüssels wider Albas Bedrückung aufzurufen; sie würde sich nicht scheuen, ihr Leben einzusetzen für den Geliebten. Agnes Sorel kennt kein Opfer, das sie nicht für ihren Karl darbrächte, für ihn wirft sie alle ihre Besitztümer und ihren letzten Schmuck auf des Krieges raubgierige Wage. Und welcher geistigen Entwicklung ist das liebende Herz fähig! „Hat ein Mädchen das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie bei ihm mehr, als hohe Schulen und fremde Länder ihr geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr giebt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich.“ Neben dieses Goethewort stellt Schiller das Bild seiner Louise Millerin, wie sie, um ihrem Ferdinand einmal geistig ebenbürtig zu sein, ihn verstehen und ihm etwas sein zu können, sich mit rührender Hingebung und so erfolgreich an seinen Ideen emporrankt, so eifrig und liebevoll in seine Bücherwelt eindringt, daß Lady Milford staunt über diese ihr so völlig gewachsene Bürgertochter.

Auch die Kunst steigt nach Goethe beim Weibe erst durch die Liebe auf ihren Gipfel. Die hochsinnige Tragödin seines Romans wird erst zur allbewunderten Meisterin, als ihr Herz zu schlagen begonnen hatte, und sie alle ihre Aufgaben in Gedanken an Lothario durcharbeitete. Und doch vor ihm selbst konnte Aurelie nicht das leisten, dessen sie fähig war. Die Begründung dieses Mangels möge hier stehen als eine feine Charakteristik der weiblichen Liebe:

> „Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Mute, als wenn ich ihn lobte und zu seinen Ehren spräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens sein, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu ins Gesicht aufdringen wollte. War er abwesend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Wenn ich dem Publikum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: Das seid ihr ihm schuldig!"

Dieses Leben für den Geliebten, dieses Hineinweben seiner Person in alles, was man wirkt, und das Gefühl, um seinetwillen das Schwerste fertig zu bekommen, in und mit ihm über die eigene Kraft hinaus zu steigen, ist das höchste Frauenglück. In der Liebe zu ihm wächst ihres Herzens Vermögen zu dem Reichtum an, daß sie auch die, die ihm teuer sind, als wären es ihre Eltern und Geschwister, auf den Händen zu tragen und in seiner Familie, als ob sie ewig zu derselben gehört hätte, mit voller Innigkeit Wurzel zu schlagen imstande ist. Es ist ja alles sein erweitertes Leben und darum fortan ganz ihre Welt; und sollten selbst in dieser Welt erst Schwierigkeiten zu überwinden, Vertrauen und Zuneigung erst langsam zu erwerben sein, der großen Liebe des Weibes wird alles möglich. So tritt Dorothea in das ihr fremde Haus, dessen Schwelle sie mit stillen Wünschen überschritten hat, von vornherein nicht als die Fremde. Ihre Gestalt umgiebt ein Herzenszauber, der Hermanns Mutter sofort gewinnt, und wenn des

Vaters Wesen ihr auch anfangs starr entgegen zu stehen schien, so fühlte doch auch er sich schon bei ihrem ersten Anblick von dem Eindruck treuherziger Gesinnung betroffen; er fühlt's, sie braucht es gar nicht erst sagen, daß ihm hier bei vollberechtigtem Wertbewußtsein doch ein töchterlicher Sinn entgegenkommt, bereit zu allem liebenden Dienst und fähig, sich in des Hauses Geist und mit kindlicher Bescheidenheit und Zärtlichkeit sich auch in seine kleinen Eigenheiten zu schicken. So umarmt er denn, als das Verlöbnis geschlossen wurde, das herrliche Mädchen mit stolzer Zuversicht. Und wenn in der tiefen Bewegung des Augenblicks nur der Eltern stumme Thränen die Zeugen der inneren Empfindung sind, so wollen wir, was sie gedacht, und was vor allem das beseligte Mutterherz der Schwiegertochter in Kuß und Umarmung sagen wollte, zum Ausdruck bringen mit den Worten der Schillerschen Donna Isabella:

An meine Brust will ich sie freudig schließen,
Die meinen Erstgebor'nen mir beglückt,
Auf ihren Pfaden soll die Freude sprießen,
Und jede Blume, die das Leben schmückt,
Und jedes Glück soll mir den Sohn belohnen,
Der mir die schönste reicht der Mutterkronen.

In eine ganz andere Welt versetzt uns das Tassostück, auch in eine ganz andere Liebe. Gleich den fein aromatischen Düften, die den Lorbeer- und Orangenhain Belriguardos durchströmen, ist auch das seelische Wesen derer, die hier wandeln, des Tasso und der Prinzessin Leonore von Este, ein zart ätherisches, durchwürzt von den tiefsten poetischen Empfindungen, und Platos Philosophie ist der wolkenreine Himmel, der in unendlicher Höhe sich über ihrem Geistesleben wölbt.

Die Liebe zeigt in dieser holden Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind;
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte,

— so charakterisiert sie die Gräfin Sanvitale — ein Ueberirdisches, das nicht brennende Flammen von Brust zu Brust

lodern läßt und nicht an Schönheit und Gestalt die Sinne berauscht.

Hier ist die Frage nicht von einer Liebe,
Die sich des Gegenstands bemeistern will,
Ausschließend ihn besitzen, eifersüchtig
Den Anblick jedem andern wehren möchte.

In dieser Region des begehrungslos psychischen Empfindens hebt das Schauspiel an. Darin finden wir die Prinzessin, die wir uns um eine Reihe von Jahren älter als den Dichter zu denken haben. Aus langer Jugendkrankheit mehr als Geist und Seele und nur in durchsichtig elfenhafter Leiblichkeit wieder zum Leben erstanden, kennt Leonore keine Leidenschaft. Tassos Geist hat ihren Geist ergriffen und hat ihr eine reiche schöne Welt geschenkt. In diesem Anschauen und Genießen seiner Herrlichkeiten haben sich goldene Fäden von Seele zu Seele gesponnen, und dieses Umwehtsein von seinen Phantasien ist ihres Lebens Beseligung. Mehr will und braucht sie nicht. Das Eine genügt ihr, zu wissen, daß sie der Gegenstand seiner poetischen Träume, die von seiner Dichtung holden Gestalten Gefeierte und Umhuldigte ist. Oder sollte ihr Herz doch lebhafter, als sie es ahnt, auch für den Menschen im Dichter empfinden? Warum bei ihrem doch so bescheidenen Sinn dieses dringende, ob auch in noch so adelig geäußerten Eifersuchtstönen sich kundgebende Verlangen, daß sie allein seines Schaffens Genius sei, und daß sie ihm das bleibe, auch wenn des Alters Schleier einst über sie niederfallen würde? Woher, umworben von edlen Fürsten, ihr Ausschlagen aller Verbindungen und ihr Vorhaben, für immer an des Bruders Hofe zu leben, aber dann auch ihr fast umklammerndes Festhalten Tassos, daß man ihn nicht aus ihrer Nähe reiße? Was ist es, das sie im Traum der Nacht so oft sein Bild sehen läßt, das sie, kaum erwacht, ans Fenster treibt, ob sie ihn nicht erspähe in des Gartens Morgenschatten, das sie täglich mit Sehnsucht erfüllt nach dem Augenblick der ersten Begrüßung, und das sie bis zum Abend mit frauenhaftem Sorgen für ihn, den so bedürfnisvollen und doch alles so ungeschickt einrichtenden Jüngling,

beschäftigt? Kein Zweifel, sie hat mit innigem Gemüte sein Leben umfangen. Sie hat ihn ganz zu ihrem Eigentum erkoren und sich vor ihrem Gefühl ganz zu der Seinigen gemacht. Sie verehrt nicht nur den Dichter, sie liebt auch den Menschen und so warm und treu, wie nur eine Frau lieben kann. Seine Triumphe sind ihre Freuden, seine Leiden trägt sie, viel schwerer wie er selbst, als eigenen Lebenskummer mit. Aber sie hat mit Rücksicht auf die Verhältnisse Resignation geübt? wird man fragen. Nein, ihre tiefe Liebe ist überhaupt nie in die Sphäre der irdischen Wünsche und Hoffnungen getreten. Sie hat nie auch nur von ferne den Gedanken gehegt, Tasso als ihren Gatten besitzen zu wollen. Wohl will sie ihn besitzen, ganz und für immer, aber nicht anders, wie sie ihn in ihrem bisherigen Verkehre besessen und genossen hat. Das war ihr Ideal vom Leben:

Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch.
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.

Dieses stillselige Hinleben an seiner Seite, gewiegt von seinen Dichterträumen, würde ihr entsetzlich zerstört werden, wenn man Tasso vom Hofe in Ferrara entfernte. Doch nicht minder entsetzlich wäre es ihr, wenn der Dichter selbst mit weiter gehendem Verlangen ihr diesen zurückhaltenden Zustand des gemäßigten Sinnes störte. Das würde sie als eine Beunruhigung ihres so sehr der Ruhe bedürftigen Wesens empfinden, als eine gerade seiner Liebe nicht zu verzeihende Beeinträchtigung des zu ihrem Wohl, zu ihrem Glück Erforderlichen. Sollte ihm diese Rücksichtnahme darauf auch ein großes Opfer der Selbstbeherrschung auferlegen, dieses Eine beansprucht sie doch von ihm für all die Liebe und Treue, mit der sie ihn trägt und schützt, mit der sie in der zartesten Rücksicht auf seine so

schwer zu behandelnde Persönlichkeit und seine bei der Umgebung so leicht Anstoß erregende Lebensart ihn beständig vor der Welt vertritt. Aber sie mag gar nicht daran denken, daß ihm dieses Verbleiben in den Schranken eines rein geistigen Verhältnisses überhaupt ein Opfer, eine Entbehrung ist. Für ihr Auge steht Tasso als der Gottesbote aus der Welt der Ideen hoch über der gemeinen Wirklichkeit des Lebens, entrückt den irdischen Regungen und Interessen, frei von den Liebesgefühlen der armen Menschlichkeit, zu rein, zu groß, zu erhaben für des Staubes Triebe. Jeder Annäherungsversuch des Mannes im Dichter an das Weib in der Geliebten würde für diese eine alles ihr verkümmernde Beeinträchtigung seines geheiligten Bildes sein. Die Hände, die so Schönes geschrieben haben, nach ihr sich ausstrecken zu sehen, das würde für sie eine solche Erschütterung ihres Seelenlebens, eine solche Trübung ihrer Seelenliebe bedeuten, daß sie der Vorstellung dieser Möglichkeit noch niemals Raum in sich gegeben hat. Ja, ihre Namensschwester, die zum Unterschiede von dieser bleichen Schönheit mit rosenwangigem Angesicht dem Leben zugewandte Leonore Sanvitale, hat wohl recht in ihrem Urteile über die Freundin: „Du Schülerin des Plato!“ — nur verkennt sie vollständig die Tiefe dieser platonischen Liebe, wenn sie, bestrebt, den Dichter zu ihres eigenen Daseins Schmuck und Verherrlichung an ihren Hof zu ziehen, beim Gedanken an den Seelenschmerz der Prinzessin sich beruhigend sagt:

Du mußt ihn haben, und ihr nimmst du nichts;
Denn ihre Neigung zu dem werten Manne
Ist ihren andern Leidenschaften gleich:
Sie leuchten, wie der stille Schein des Monds,
Dem Wandrer spärlich auf den Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht und gießen keine Lust
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird sich freuen,
Wenn sie ihn fern, wenn sie ihn glücklich weiß,
Wie sie genoß, wenn sie ihn täglich sah.

Und nun Tasso. Ist er wirklich der erdentrückte und begehrungslose Luftdurchwandler, für den die Fürstin ihn

ansieht? Wir begreifen es, daß sie diesen Eindruck von ihm gewonnen hatte. Als sie, die eben Genesene, noch auf ihre Frauen gelehnt, Tasso zum erstenmal zu Gesicht bekommen hatte, als er da, noch ganz betäubt von dem ungewohnten Glanze des Palastes, vor sie hingetreten war, da waren es verzückte Empfindungen gewesen, mit denen er wie anbetend in scheuer Entfernung zu ihr aufgeschaut hatte. Dem jugendlichen Geiste, der viel umhergetrieben fast immer nur des Lebens beunruhigende Schreckgestalten gesehen hatte, war sie damals in ihrer milden, edlen Harmonie wie eine der Himmlischen erschienen, ein ihn überwältigendes Bild vom Frieden auf Erden, das sofort seine ganze Seele eingenommen hatte.

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde sich
Nach tausend Gegenständen sonst verlor,
Trat ich beschämt zuerst in mich zurück,
Und lernte nun das Wünschenswerte kennen.
So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.

Ein Gefühl von Versöhnung schien sich über sein Innenleben breiten zu wollen, ein Gefühl tiefer Beseligung. Es war zunächst der Dichter in ihm, der durch diese Begegnung so reich geworden war. Derselbe hatte für sein geistiges Schaffen das Modell gefunden, „das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne“, das er nun in den Gestalten seines großen Werkes in vielfacher Form wiederzugeben bemüht war. Eine Einzige verherrlichte er fortan in allen seinen Reimen. Er hob sie in lichte Glorie empor, er vergeistigte sie zur Heiligen, vor der sein Sinn sich in Ehrfurcht beugte; aber dann gab er ihr auch wieder Farben menschlichen Wesens, bildete in ihre Hoheit hinein die Züge des liebenden Weibes und umkränzte die also

Erschaute mit seiner schmachtenden Schwärmerei. An diesem Bilde seiner Träume erwärmte sich sein Blut für die, die ja hinter all diesen poetischen Schöpfungen hinschwebte. Und das um so mehr, da Leonore aus der Kühle der vornehmen Dame ihm immer mehr entgegentrat in der Herzlichkeit der Freundin und ihm zu der Vertrauten wurde, vor der er, so sehr zu Argwohn und Mißdeutung der Erlebnisse geneigt und so sehr des Aussprechens bedürftig, alles, was ihn bekümmerte und quälte, ebenso offen sehen lassen durfte, wie das, was er dichtend plante.

Freilich bei all dem blieb sie Leonore von Este, — die Treue und Gute, die aber doch nicht eine Wandlung einging in die ihn liebend umfassenden Gestalten seiner Phantasie. Dieses äußerliche Sichfernhalten ihres Herzens bei allem Nahesein ihrer Seele ließ den Glücklichen immer mehr zum Leidenden werden; aus der jubelnden Lerche wurde die Nachtigall, die mit der Schwermut klagenden Tönen, entzückend für das lauschende Ohr, von tiefem Weh der Sehnsucht sang. Aus seinem Epos klang es leise heraus, vernehmlicher aber und noch rührender aus den Liedern, die er hier und da auf den Gängen, die die Prinzessin durchwandelte, an die Bäume heftete. Die redeten von einem werbenden Herzen. Leonore verstand sie, aber sie deutete sie sich in ihrer Art und las daraus ihre eigene platonische Liebe. In dieser kommt sie dem Dichter, als er sich nach Antonios schroffem Auftreten grenzenlos verstimmt zeigte, mit freundlicher Erhörung entgegen, um ihm Ersatz für die erduldete Kränkung zu bieten. Jetzt ist Tasso in den Himmel versetzt! Denn ihr Liebeseinverständnis legt er sich nach seiner Weise aus, und in ihren Worten hört er freudetrunken eine Verheißung für die Zukunft. Wohl hatte sie ihm von Mäßigung und Entbehrung gesprochen; aber das nimmt er als die Bedingungen eines dereinstigen Besitzens:

Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertraust.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer wert zu sein?

Sie konnte dir vertraun, und dadurch bist du's.
Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken
Sei ewig meine Seele ganz geweiht!
— — — — — Nein, künftig soll
Nicht Tasso zwischen Bäumen, zwischen Menschen
Sich einsam, schwach und trübgesinnt verlieren!
Er ist nicht mehr allein, er ist mit dir.
O schwelle Brust! — O Witterung des Glücks,
Begünst'ge diese Pflanze doch einmal!
Sie strebt gen Himmel, tausend Zweige dringen
Aus ihr hervor, entfalten sich zu Blüten.
O daß sie Frucht, o daß sie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren frischen, reichen Aesten breche!

Wir denken bei diesen Orangen nicht in erster Linie an seine dichterische Ausreife, — die hatte er ja gerade in den Schmerzenstagen seiner Liebe gefunden — sondern an eine schöne große Charakterentfaltung, die ihm noch so sehr fehlt. Einen neuen Lebenstag sieht seine glückliche Liebe aufsteigen, und in diesem die Vollendung alles dessen, was er für sich ersehnt, was er noch schmerzlich an sich vermißt, was, wie er aber fühlt, er sein und werden kann. Ihre Liebe soll es bildend an ihm vollbringen: sie soll ihn läuternd und festigend ausbilden zu jener Mannestüchtigkeit, die er an seinem Gegner Antonio verehrt; sie soll ihn über sich selbst hinausheben zu dem herrlichen Lebensziele des Geistes, der nicht nur dichtend schafft, sondern auch weltgestaltend mit segnender Hand eingreift in den Erdenlauf und unsterbliche Thaten einschreibt in die Blätter der Geschichte, — der Dichter soll durch sie zum Helden werden! Gewaltiges erwartet er von seinem Bunde mit der Geliebten, hohe ideale Ziele steckt er sich in seiner Leidenschaft jetzt heiß begehrendem Sinn. Mit dieser Hoffnung stürmt Tasso durch die Verwickelungen der nächsten Stunden, durch seinen verhängnisvollen Zusammenstoß mit Antonio der furchtbaren Entdeckung seines Wahnes zu, wo er in heftiger Umarmung der Schülerin des Plato das ihn und sie zerschmetternde „Hinweg!" vernehmen muß.

Der unglücklichen Tassoliebe Goethes entspricht bei Schiller die unglückliche Karlosliebe. Aber wie anders in ihrer Art und wie anders in ihrem Ausgang! Wir wollen hier auf ein schon früher Beleuchtetes nicht näher eingehen. Auch Elisabeth von Valois ist Philosophin, aber das hat ihre Liebe zum Prinzen nicht dem irdischen Empfinden entrückt. Sie hat ihrem Verlobten mit dem herzlichen Verlangen, die Seine zu werden, angehört, bis Philipps Hand zerstörend dazwischen fuhr, und die elende, Fürstentöchter verschachernde Politik aus Don Karlos' Braut seine Mutter machte. Und nun beginnt Schillers Behandlung des Themas: Philosophie und Liebe. Während der Infant, an der traurigen unabänderlichen Thatsache herumzerrend, sich selbst verzehrt; während er, sich und andere quälend, nicht loskommt von der unfruchtbaren Zergliederung seines Schicksals, hat die Königin in der Kraft ihrer vergeistigten Lebensanschauung sich längst aus des Erdenjammers Ketten befreit. Sie hat ihre tiefe innige Liebe frei gemacht von Begehrungen, die fortan die Lage der Dinge und in derselben ihr Pflichtgefühl unbedingt verbieten. Sie hat ihres Herzens Empfindungen verklärt zu einer Seelenliebe, die keine Macht der Welt ihr antasten darf, und die vor Gott und ihrem Gewissen ihr ewiges Recht bleibt. Zu einer heiligen Freundschaft, die, gegründet auf dem wandellosen, in sittlicher That errungenen Entschluß ewiger Entsagung, aufrichtiger innerlicher Entsagung, und auf der gleichen Zumutung an den Prinzen, nun bei diesem reinen Bewußtsein sich über alle ängstlichen Bedenken hinwegsetzt und ein Schutz- und Trutzbündnis sittlicher Lebensförderung mit ihm eingeht. Elisabeth kann und will jetzt seine Gattin nie mehr werden, niemals, auch nicht nach König Philipps Tode, das versteht sich ohne weiteres; aber selbst jeder Schmerzensgedanke der Entbehrung soll von ihnen beiden mit freiem großem Sinne aus ihrer Seele gebannt werden, es sollen Herz und Gewissen mit der Thatsache ihrer Trennung ehrlich Frieden schließen, — auf diese Bedingung hin will sie ihm dann das Höchste leisten, was sie ihm als Gattin hätte zu sein vermögen: sie will ihm

sein Genius werden, der ihn zu allem Edlen und Großen ruft, der ihn zu herrlicher That entflammt und ihn begeistert zu hoher Berufserfüllung. So erhebt sich der siegende Geist über den Schmerz der Welt und trägt das leidende Herz aus dem Unglück seiner Liebe zu hohem Heldentum und damit zu neuem reichem Glück empor.

Kurz bevor Schiller diesen Kraftaufschwung in Karlos und Elisabeth dichtete, hatte er eine in Verzweiflung niedersinkende unglückliche Liebe gezeichnet. Das Unglück seines Ferdinand, des Präsidentensohnes, ist dessen Einblick in die vermeintliche Untreue und Ehrlosigkeit seiner Louise. Durch den Brief, den dieses reine, sittlich so adlige Mädchen unter dem furchtbaren Zwange des Schurken Wurm geschrieben hatte, und der ihm in die Hände gespielt war, ist dem hoch ideal gesinnten Jüngling aller Glaube an das Menschenherz zerstört. Sein Schmerz tobt in Wahnsinn, und sein ganzes Gefühlsleben ist in der Eifersucht zum reißenden Raubtier geworden, — ein grausiges Bild der Seelenverwüstung, das der Dichter hier mit realistischer Meisterschaft in die klassische Poesie eingefügt hat: in der schönen Lenzeswelt der jugendlichen Liebe die entfesselte Leidenschaft eines Orkans, der in seiner blinden Raserei unbarmherzig die duftende, prangende Schöpfung vernichtet, die unter der eigenen Liebe Zauberstabe so vielversprechend entsprossen war.

Die Eifersuchtsszenen, mit denen „Kabale und Liebe“ ihren Abschluß finden, stimmen den Zuschauer unsäglich traurig. Aber man erträgt sie, weil man sie begreift. Wird ein außerhalb der Handlung Stehender auch sagen: wie kann in einem so innigen Verhältnis das Vertrauen auf den andern so schnell und so furchtbar zusammenbrechen? wie kann ein Ferdinand an einer Louise irre werden? — so ist doch der entsetzliche Argwohn hier vom Dichter so überwältigend motiviert, daß man den Unglücklichen entschuldigen muß. Anders ist es in „Alexis und Dora“. Schiller, der das Gedicht unter das Schönste rechnete, was Goethe geschaffen habe, vermochte doch die eifersüchtigen Hirngespinste des eben noch so liebeseligen

Jünglings, den die Meereswogen immer weiter hinwegtragen, vor seinem Gefühle nicht zu rechtfertigen. Wir müssen ihm darin beipflichten. Es erscheint uns dieser Schluß als eine künstlerische Verirrung, die in doppelter Hinsicht unangenehm wirkt. Einmal durch den jähen Sturz aus dem wohlthuenden Mitgenießen der jungen Herzenswonne in solchen schlimmen, alle freundlichen Eindrücke auslöschenden Vorstellungskreis. Zugleich aber fühlt man sich in der Seele Doras beleidigt durch dieses ganz unveranlaßte Bezweifeln nicht nur ihrer Liebe, sondern auch ihres sittlichen Wertes. Noch ist seine Seele warm von dem Blick des Auges und dem Klang der Stimme, die ihm ewige Treue gelobten, und schon sieht sein Mißtrauen die Thür, durch die er eben gestürmt war, offen,

Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
Lockt sie ihn auch nach der Laube? und folgt er? O macht mich, ihr Götter,
Blind, verwischet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen ist sie! und die sich geschwinde dem einen
Giebt, sie kehret sich auch schnell zu dem andern herum.
Lache nicht diesmal, Zeus, der frech gebrochenen Schwüre!

So mag ein selbst sehr windiger Mannessinn sich nachträglich die Empfindungen köstlicher Augenblicke mit häßlicher Verdächtigung umspinnen. Aber ein Jüngling, wie der Dichter ihn uns hier vorgeführt hat, mit seinem reinen, freien, dem heiligen Gefühle offenen Gemüte wird so nie über das Frauenherz und über die Geliebte zumal denken, um so weniger, da diese ihm stets in pflichttreuer und achtungswerter Erscheinung vor Augen gewesen war. Goethe begeht damit ein Unrecht an seinem Alexis.

Das müssen wir auch in Bezug auf Egmont sagen, wenn dieser vor seinem Tode das ihm so innig anhängende Klärchen dem jungen Ferdinand vermacht. Mit dieser wunderbaren Fürsorge kommt ein recht störender Ton in die Abschlußszenen hinein. Das hätte der Dichter seinem Helden nicht anthun sollen. Obschon Egmont in seiner Art, das Leben zu

nehmen, auch in Herzensanliegen nicht allzu tief empfindet, so möchten wir ihm doch die in dieser Verfügung liegende Taxierung der Frauenliebe ebenso wenig zutrauen, wie den daraus sprechenden Mangel an männlicher Sehnenkraft. Ein Mann mag sterbend alles loslassen und über das, was ihm gehörte, Bestimmungen treffen; aber seine Geliebte oder sein Weib, die läßt er nicht los bis zum letzten Atemzuge: solange noch eine Spur von Selbstwillen und Selbstfühlen in ihm ist, hält er die umklammernd als das ausschließlich Seine fest und sagt sie keinem zu. Hier hat der große Menschenkenner sich in der Herzenszeichnung einmal gründlich versehen. Einen bei all seinen Mängeln doch vollen, ganzen Mann will er in Egmont vor uns hinstellen. Aber das ist kein Mann! Bei diesem Punkte der Ausmalung ist ihm etwas von der Farbe in den Pinsel gekommen, die ihm zur Darstellung des leichten Liebewesens so ausgiebig zu Gebote stand, für die aber ein Egmont doch zu gut ist.

Auch bei Schiller ist die Liebe nicht immer das die ganze Seele ausfüllende tiefe Gefühl, wie es in Ferdinand und Louise, in Max und Thekla, in Manuel und Beatrice, in Rudenz und Bertha vor uns steht. In seinem Fiesko ordnet sich das persönliche Herzensempfinden dem politischen Ehrgeiz unter. Um nach dieser Seite hin seine Zwecke zu erreichen und die Dorias sicher zu machen, kann der Held von Genua die Rolle des Lebemannes spielen und in einer Leonore tief kränkenden Weise der Imperiali den Hof machen. Diese Vernachlässigung seiner jungen Gemahlin ist ein schweres Unrecht an ihrem Herzen, aber sie ist nur Spiel. Innerlich bleibt er ihr fest verbunden. Ein Karl Moor kann im flotten Studentenleben auch mit seiner Amalia so völlig die Verbindung abbrechen, daß er sie ganz vergessen zu haben scheint. Aber es ist nur Schein. Ihr Bild bleibt unauslöschlich in seiner Seele und zieht ihn in sehnendem Verlangen in das Schloß seiner Väter zurück. Das ganze Liebesleben der beiden bis hin zu dem Augenblick, wo sein Dolch sie von ihren Seelenqualen befreit, ist reich an unnatürlichen und unbegreiflichen Zügen jugendlich

unsicherer Zeichnung des liebenden Herzens. Aber bei allen ihren merkwürdigen Aeußerungen wird die Liebe in den „Räubern“ doch als etwas im Herzen Begründetes dargestellt. Anders konnte das Schiller gar nicht.

Goethe dagegen, der Schöpfer der Gretchen- und Klärchengestalten, der Dichter des Tasso und der Leonore sowie des herrlichen Epos, das, aus der deutschen Gemütstiefe erstiegen, auf sich das Werthermotto beziehen darf: „Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben; jedes Mädchen, so geliebt zu sein“, — er giebt doch in seinen Dichtungen auch der leichten, oberflächlichen Empfindung, die nur seifenblasenartig in buntem Farbenschiller über das Herz hingaukelt, einen breiten Raum. Er kennt die Flatterhaftigkeit der Weislingen und Clavigo, die für den weiblichen Sinn durch ihre Erscheinung etwas so Entzückendes haben, ja die im Genuß dessen, was ihnen da entgegengebracht wird, selbst ganz Entzücken sind und mit hohen Liebesschwüren ihrer Gesinnung sicher zu sein glauben, von denen aber doch das Wort aus seinen „Liebesgöttern“ gilt: „Ueber ihre Treue verlangt nicht Brief und Siegel, sie haben alle Flügel.“ Er weiß, daß die Liebe, auch wo gar keine unlauteren Absichten zu Grunde liegen, oft nur das Bedürfnis der Zerstreuung und des Vergnügens ist, und daß manche Neigung, die wie Leidenschaft aussieht, das innere Leben gar nicht berührt. Was heute für die Ewigkeit geschlossen zu sein scheint, ist morgen nicht mehr vorhanden:

Auf Kieseln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust;
Dann führt sie der Leichtsinn im Strome danieder;
Es naht sich die zweite, sie streichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

Der Dichter hat aber auch das Seufzen der Herzen vernommen, die, zum Welken gebrochene Blumen, unter solchem Wankelmut des Geliebten schwer leiden, und er hat wie zur Sühne für alle Untreue seiner poetischen Gestalten in den „Lehrjahren“ eine merkwürdige Szene geschrieben:

„Aurelie sah ihm starr in die Augen und fragte: Können Sie sagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtsinniger Galanterie, mit frevelhafter Beteuerung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunst abzuschmeicheln gesucht?

Das kann ich, versetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit. Denn mein Leben war sehr einfach, und ich bin selten in die Versuchung geraten zu versuchen. Und welche Warnung, meine schöne, meine edle Freundin, ist mir der traurige Zustand, in den ich Sie versetzt sehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemessen ist, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, sich bei mir zur Sprache und Form bestimmt und durch diesen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerstehen, und selbst die ernstlichsten in meinem Busen bewahren; kein weibliches Geschöpf soll ein Bekenntnis der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie sah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an und entfernte sich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte.

Es ist nichts daran gelegen! rief sie. So viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachsen. Doch, fuhr sie fort, unter Tausenden Eine gerettet, das ist doch etwas; unter Tausenden Einen Redlichen gefunden, das ist anzunehmen! Wissen Sie auch, was Sie versprochen?

Ich weiß es, versetzte Wilhelm lächelnd und hielt seine Hand hin.

Ich nehm' es an, versetzte sie, und machte eine Bewegung mit ihrer Rechten, so daß er glaubte, sie würde die seine fassen; aber schnell fuhr sie in die Tasche, riß den Dolch blitzgeschwind heraus und fuhr mit Spitze und Schneide ihm rasch über die Hand weg. Er zog sie schnell zurück, aber schon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer scharf zeichnen, wenn ihr merken sollt, rief sie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine hastige Geschäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte seine Hand damit, um das erste hervordringende Blut zu stillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnsinnigen, rief sie aus, und lassen Sie sich diese Tropfen Bluts nicht reuen! Ich bin versöhnt, ich bin wieder bei mir selber. Auf meinen

Knieen will ich Abbitte thun; lassen Sie mir den Trost, Sie zu heilen!

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Gerät, stillte das Blut und besah die Wunde sorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, teilte die Lebenslinie und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn still und mit einer nachdenklichen Bedeutsamkeit in sich gekehrt.

Er fragte einigemal: Beste, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still! erwiederte sie, indem sie den Finger auf den Mund legte, still! –"

Wir fügen daran eine ähnliche Schreckensszene, aber ganz anderen Inhalts, aus demselben Romane. Sie ist dem Liebesleben der „Schönen Seele" entnommen. Ein junger Diplomat, in der Familie scherzweise Narziß genannt, hatte sich dem anmutigen Mädchen genähert. Bei seinen sehr ausgebreiteten Kenntnissen und ihrer eigenen feinen Bildung gaben litterarische Dinge die Berührungspunkte. Es entwickelte sich ein fast täglicher Verkehr im Elternhause, der aber, obwohl der junge Mann zu seiner Partnerin eine offenbare Neigung gefaßt hatte, doch zu keiner Aussprache und bei ihr auch nicht einmal zu einer bewußten Empfindung für ihn führte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narziß auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affekt. Wer weiß, wie lange wir noch auf diese Weise fortgelebt hätten, wären durch einen sonderbaren Zufall unsere Verhältnisse nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schwestern in ein gewisses Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Gesellschaft war zu gemischt, und es fanden sich dort oft Menschen wo nicht vom rohesten, doch vom plattesten Schlage ein. Diesmal war Narziß auch mit geladen, und um seinetwillen war ich geneigt hinzugehen, denn ich war doch gewiß, jemand zu finden, mit dem ich mich auf meine Weise unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches auszustehen, denn einige Männer

hatten stark getrunken; nach Tische sollten und mußten Pfänder gespielt werden. Es ging dabei sehr rauschend und lebhaft zu. Narziß hatte ein Pfand zu lösen; man gab ihm auf, der ganzen Gesellschaft etwas ins Ohr zu sagen, das jedermann angenehm wäre. Er mochte sich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieser eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran saß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewischt hatte, sah ich beide Männer mit bloßem Degen. Narziß blutete, und der andere, außer sich von Wein, Zorn und Eifersucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Gesellschaft zurückgehalten werden. Ich nahm Narzissen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein anderes Zimmer, und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thür sogleich zu.

Wir hielten beide die Wunde nicht für ernsthaft; denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken herunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hilfe zu schicken, konnte aber niemand ansichtig werden; denn alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spektakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Tuch um die Hand und ein Halstuch um den Kopf. Er blutete noch immer heftig: kein Wundarzt kam; der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß totenbleich da.

Endlich kam die thätige Hausfrau, und wie erschrak sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah. Nun war Wein wohlriechendes Wasser und was nur erquicken und erfrischen

konnte, im Ueberfluß da; nun kam auch der Wundarzt, und ich hätte wohl abtreten können; allein Narziß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre, ohne gehalten zu werden, stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen, und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umherstand. Ich war unbeschreiblich alteriert und affiziert, oder wie soll ich es ausdrücken? Der Affekt, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Lust und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im stillen zu nähren, so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären."

Eine treffliche Beobachtung aus der Liebesromantik des Lebens: wie unter Donner und Blitz und Sturmgeheul, wenn Finsternis die Welt einhüllt, des Lenzes Blüten aufbrechen; wie bei einem aufregenden Erlebnis, unter einer an sich schauerlichen Situation, wo sonst die Seelenkräfte erstarren, eine schlummernde Herzensempfindung plötzlich zu reichem, schönem Durchbruch kommt; wie da das Herz beim Anblick der schweren Leiden des andern, es weiß selbst nicht wie, aus dem Miterleben zum Mitleben, aus dem äußeren Beispringen zu innerlicher Gefühlsverkettung fortgerissen wird, so daß die Liebe auf einmal, ohne noch irgend welcher Erklärung zu bedürfen, als ein Selbstverständliches vollendet dasteht, und umgeben von der Angst und Unruhe der Stunde, unter Schmerz und Trauer die Hände sich in tiefstem Glücke fassen und drücken. So trafen sich einst am Morgen nach dem großen Brande, der ihre Nachbarhäuser in zwei rauchende Trümmerhaufen verwandelt hatte, Hermanns Eltern auf den Ruinen ihres väterlichen Besitzes. Das Mädchen suchte vergeblich seine Hühner, er sein verschüttetes Pferd, nichts von allem war übrig, und traurig standen sie da. Jedes sah, die Augen voll Thränen, des andern Leid, und wie sie nun so mitleidig sich anblickten, überkam sie das Gefühl, daß in dem Zusammensturz hier und dort doch auch die Wand gefallen wäre, die ihre Höfe geschieden, — da umfaßten des Jünglings Arme das weinende

Mädchen, und unter den glimmenden Balken, die der Sonnenaufgang in unheimlicher Schönheit umflammte, feierten sie ihre Verlobungsstunde.

Als im Epos die Mutter in solcher freudevollen Rückerinnerung vergangener Zeiten gedachte, wie ihre Liebe sich in kraftvoller That unter Sorgen und Mühen alles erst aufgebaut und geschaffen habe,

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte.
Aber besser ist besser. Nicht einen jeden betrifft es,
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten.
O wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirtschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Teurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Paten ihr Silbergeräte,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie sollen dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.

Alle Achtung vor solchem Realismus elterlicher Weisheit! Wohl dem, der diesem zu folgen vermag, weil das Gebot der Klugheit und die Stimme des Herzens sich bei ihm nicht widersprechen. Wer aber gegen denselben zu handeln sich gemüßigt sieht, weil der Liebe allmächtiges Gefühl ihn zu der Besitzlosen hinzieht, dem baut zwar Goethes wie Schillers Poesie darüber hin eine Brücke, — Goethe in seinem Hermannsworte: „Es macht nicht das Glück der Haufe beim Haufen!“ — Schiller in seinem treuherzig schönen Bekenntnis: „Raum ist

in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!" Aber es ist mit dieser Brücke ein eigen Ding. Es ist eine Zugbrücke! Ist sie passiert, so schnurren die Seile, es giebt keinen Rückweg, und vor dem Wanderer liegt ein entsagungsvolles, opferreiches und sorgenschweres Leben, das vielleicht nie zu lichter, freier Daseinshöhe führt; ein Lebenszustand, wo oft das Glück die kleine Hütte bald verläßt, weil unter den Entbehrungen, die da zu tragen sind, das Herz seine Liebesfähigkeit und Liebenswürdigkeit verloren hat. Darum Achtung vor dem gutgemeinten Ratschlag des Wirtes! Ueber denselben wegzuschreiten hat nur ein Recht, wer einen Schillercharakter hat und darin das Charisma der Entbehrungskunst. Es ist wohlgethan, daß viele vor dieser Forderung umkehren, weil sie einsehen, daß ihnen solcher Idealismus abgeht: sie bewahren damit sich und ein anderes Menschenherz vor schmerzlicher Lebensenttäuschung.

Allerdings ist es dann bei ihnen auch keine wahre Liebe gewesen. Denn die echte, große Herzensliebe ist eine Priesterin. Aus höherer Fülle segnet sie das Menschenwesen mit dem Enthusiasmus jener Kraft, die es furchtlos mit dem Leben aufnimmt, die, immer wieder aufgemuntert von innerer Freude, freudig alle ihre Lasten wälzt und die, ohne je zu verzagen, in ihrem Glück sich glücklich durchringt. So leuchtet ihr Bild uns entgegen aus der Poesie des Schillerschen Liebeslebens vom ersten Gruß bis zum letzten Kuß. Und die echte, große Liebe ist nach dem Worte seiner Donna Isabella, wie sie es ihren Söhnen bezeugt, ein Strom, der mit ungeheurer Wucht vom Berge stürzt und der sich selbst sein Bett wühlt, nicht achtend des gemessenen Pfades, den ihm die vorbedächtige Klugheit zeigt. Er bricht hindurch durch alle Vorurteile der Gesellschaft, er kümmert sich nicht um Vermögens- und Standesunterschiede:

Und wärst du selbst die Niedrigste geboren,
Du müßtest dennoch meine Liebe sein,
Die Freiheit hab' ich und die Wahl verloren!

Und daß du wissen mögest, ob ich auch
Herr meiner Thaten sei und hoch genug
Gestellt auf dieser Welt, auch das Geliebte
Mit starkem Arm zu mir emporzuheben,
Bedarf's nur, meinen Namen dir zu nennen.
— Ich bin Don Cesar und in dieser Stadt
Messina ist kein größrer über mir.

Wohl redet sich die Jugend in ihrer Frühzeit leicht in solche liberale Anschauung hinein und in eine über alles sich hinwegsetzende Schwärmerei, über die sie hernach vielleicht lächelt. So schreibt das siebzehnjährige Füchslein Goethe aus Leipzig: „Dein Goethe ist nicht so bestrafenswert, als Du glaubst. Denke als Philosoph, und so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst, und was hat alsdann meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt.“ Er hat später über den Stand anders und gerechter gedacht. Trotzdem hat der hochstehende Minister dann eine Geringe zu seinem Weibe erkoren! Schiller dagegen hat einer Vornehmen die Hand gereicht, aber nicht weil sie eine Adlige war, sondern weil sie Lotte von Lengefeld war. Wie sie vermögenslos gewesen ist, so würde er sie, die Seelenadlige, auch erwählt haben, wenn sie das niedrigste Bürgerskind gewesen wäre. Wer zweifelte daran? Und er würde bei seinem großen Charakter für sie gerade so den Kampf mit den engherzigen Ansichten der Welt aufgenommen haben, wie sein Ferdinand in „Kabale und Liebe“ es thut:

„Wer kann den Bund zweier Herzen lösen oder die Töne eines Akkords auseinander reißen? Ich bin ein Edelmann — laß doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall! oder mein Wappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Louisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann!

Ich fürchte nichts — nichts — als die Grenzen deiner Liebe!

Laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen und drüber hin in Louisens Arme fliegen!

Durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurteils. Frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerke meiner Liebe hinaufschwindeln.

In einem noch viel ernsteren Kampfe für seine Liebe steht Schillers edler Recke Dunois, dem das Herz erglüht in Sehnsucht, an Johannas Heldenbrust zu ruhen, denn „nur die Starke kann die Freundin sein des starken Mannes.“ Hier sind keine gesellschaftlichen Schranken zu übersteigen. Die liegen alle längst darnieder vor den überwältigenden Erfolgen des Mädchens. Die Retterin Frankreichs hat sich aus ihrer Niedrigkeit zu einer Höhe aufgeschwungen, daß sie jeder Fürstenhand würdig erscheint. Da aber, in dem Sonnenglanze ihres Ruhmes, beginnt die finstere Wolke eines furchtbaren Verdachtes sie zu umschatten: Johanna soll im Teufelsbunde stehen! Das religiöse Vorurteil, das zäheste und schlimmste von allen, bestärkt noch durch das Schweigen der Jungfrau, die kein Wort der Rechtfertigung findet, hat eine tiefe, unüberbrückbare Kluft zwischen ihr und ihren Freunden aufgethan. So steht sie da verachtet und verlassen, auch die besten und bisher verehrungsvollsten Herzen haben sich schließlich in Entsetzen von ihr abgewandt, — wehe dem, der das nicht thäte, ihn würde der Fanatismus als Mitschuldigen verabscheuen! Er würde sich um alles Ansehen, um alle Geltung bringen, und wer weiß, was er noch zu gewärtigen hätte! Einer nur fürchtet derartiges nicht, denn dieser Eine hat mit dem Auge der Liebe in ihr reines Auge geschaut, und darum, wo alle irre werden, bleibt er fest in seiner Herzensüberzeugung:

Du bist mein Weib — Ich hab' an dich geglaubt
Beim ersten Blick, und also denk' ich noch.
Dir glaub' ich mehr, als diesen Zeichen allen,
Als diesem Donner selbst, der droben spricht.
Du schweigst in edelm Zorn, verachtest es,
In deine heil'ge Unschuld eingehüllt,
So schändlichen Verdacht zu widerlegen.

Nur die Hand soll sie ihm reichen zum Zeichen, daß sie selbst ihrer guten Sache vertraue, — sie thut es nicht; auch er wird nun von ihrer Seite weggerissen, hinein in schmerzliche Unruhe und Unklarheit, weil er sich das alles nicht zu deuten versteht, aber er verfällt nicht in Unglauben. Es kann ja nicht sein! Wenn's irgendwo auf Erden Treue und Reinheit giebt, so muß diese in ihrem Herzen wohnen! Sie ist die Gute und Wahre! Davon läßt er sich nicht abbringen. Er grollt seiner ganzen Umgebung wegen ihres Zweifelns, er kann und will sie nicht aufgeben. Und als nun die Kunde ihres Elends, ihrer Gefangenschaft im Lager eintrifft, richtet er sich auf und ruft er das Volk auf zum heldenmütigen Kampfe: es gilt, Frankreichs Palladium und seine Liebe zu retten, der gekränkten Unschuld ihre Ehre wiederzugeben! — dafür setzt er sein Leben ein, dafür fließt sein Blut aus Todeswunden.

Die allem Widerstand zum Trotze für ihr Herzensglück das Leben dransetzende und ihre Herzensvereinigung siegreich durchsetzende Liebe ist auch der Inhalt einer Schillerschen und einer Goetheschen Ballade: beide ein Triumphlied der Liebe, ob's auch hier und dort, in „Hero und Leander“ wie in der „Braut von Korinth“, nur eine Todesvermählung ist. Es sind düstere Bilder, von innerer Glut durchleuchtet; Sterbensweh, von Lenzesluft durchklungen, ein wunderbares Gemisch von Grausen und Entzücken.

Zwei liebende Paare, getrennt durch elterliche Unbarmherzigkeit: die einen durch den Haß der feindlichen Häuser, die anderen durch den Glaubenseifer der zum Christentum übergetretenen korinthischen Familie, die die älteste Tochter als Weihegabe ins Kloster schickte. Ewig verloren! sie sollen nie sich haben! — so ruft's der Hero und dem Leander höhnend der Hellespont zu, dessen Flut brausend die beiden auseinanderhält. Und zwischen den Verlobten in Griechenland liegt ein noch Furchtbareres, denn die Nonne ist jüngst vor Gram gestorben. Dort Wogennacht, hier Grabesnacht; dort die laut drohende Brandung, hier die unheimliche Stille. Aber die Liebe ist stärker denn Tod und Todesschrecken. Erschreckliches

Wagnis! Was die Jugend doch alles für ihres Herzens Glück thut. Wenn die Sehnsucht den Jüngling treibt, eilt er nicht bloß, wie es in einem Liede Goethes heißt, hinaus auf die Landstraße, wo Finsternis aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sieht, wo wild ihn die Winde umheulen, und die Nacht der Phantasie tausend Ungeheuer schafft, in freudigem Mute und raschem Laufe dem Ziele zu. Nein, er stürzt sich sogar in die kalten Wasser der Dardanellenstraße, durchteilt die grollenden Elemente mit kühnem Arme und steuert frohgemut und seines Gelingens gewiß zu dem fernen Ufer hinüber, Feuer in den Adern und vor den spähenden Blicken das Feuerzeichen seiner Hero:

> Der hat nie das Glück gekostet,
> Der die Frucht des Himmels nicht
> Raubend an des Höllenflusses
> Schauervollem Rande bricht.

Das Blut will einem erstarren bei dem Gedanken an diese tollkühne Liebesfahrt. Wir fühlen mit der Jungfrau mit, wie sie, bange um des Geliebten Leben und doch stolz darauf, was ihr Ritter ihretwegen fertig bekommt, flehende Hände zu den Göttern erhebt. Wir zittern um den verwegenen Schwimmer, der sich für kurze Stunden des Besitzes in solche Gefahr begiebt. Aber siehe, da taucht er hervor aus der finstern Flut, stürmend eilt er hinauf in ein seliges Umfangen, — allmächtige Liebe!

Allmächtige Liebe! — das ist der Ruf, den auch Goethe mit seiner Ballade in uns hervorlocken will. Aber hier löst er nicht Erschrecken und Besorgnis, hier sprechen wir es mit Grausen und innerem Sträuben der Natur. Vor den jungen Gastfreund in Korinth tritt zur stillen Stunde eine Gestalt im weißen Schleiergewande. Ein Bild der Schönheit, in Jugendfülle das Herz des Mannes an sich ziehend, sind ihre Glieder doch eisig kalt, traumumhüllt ist ihr Bewußtsein, ihre Erscheinung geisterhaft: aus dunkler Erdentiefe, aus dem Reiche der Schatten ist die Geliebte zu ihm eingekehrt! Ist das ein Gesicht des Schlafes? Genießen hier im Hause, das ihm hätte

teuer werden sollen, hier wo die Braut einst lebte und liebte, genießen hier die Gedanken, zur Ruhe losgebunden, entzogenen Glückes köstliche Wonnen? Ist das Ganze ein Traum? In der dichterischen Darstellung ist es freilich mehr. Der sinnenmächtige Zauberstab der Goetheschen Poesie giebt dem gräßlich schönen Erlebnis Leben und Wirklichkeit, daß es zum geheimnisvollen Wundervorgang wird, vor dem, wie gesagt, die Empfindung erschauert. Aber seiner innersten Absicht nach ist es ein heißseliger Liebestraum der durch der Menschen Wahn um seinen Besitz betrogenen jugendlichen Sehnsucht. Zu seinem verlangenden Herzen steigt die tote Liebe auf. Sie durchbricht Wehr und Hindernis, Klosterklausur und Grabesbann, und mit der Entrissenen und Verblichenen feiert er im Geiste die Verehelichung, um die das Leben ihn gebracht hat, — eine zwar weltüberwindende Verbindung, die ihn jedoch dem blühenden Dasein und dessen Freuden entführt und den der Toten Nachhängenden niederzieht in die Gruft. In dieses Welken aber und Hinsinken des jungen Atheners schallt von des Hellespontes Felsenpforte her ein herzerschütternd herzerhebendes Lied:

Früh schon ist mein Lauf beschlossen;
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Los war mein.

Ja, Leander haben denn doch endlich die Fluten verschlungen, und sein Tod wurde auch Heros Tod! — im Ringen mit der Welt hat treue Liebe gesiegt; Menschenthorheit und die Tragik der Verhältnisse haben die Herzen, die sich gehörten, nicht trennen können; aber im Ringen mit ihrem Geschick sind sie untergegangen: so steht es über manchem Jugendleben in den Sternen geschrieben.

Hier taucht nun noch einmal das Bild Mignons vor uns auf, Goethes hochpoetische Zeichnung eines still und mächtig aufkeimenden, aber dabei das Leben verzehrenden Liebeslenzes. Dieses wunderbare Kind mit dem tief ahnungsvollen Geheimnis in der Brust, dem aber ein Schwur die Lippe bindet, daß es nicht aussprechen kann, was drückend voll Heimweh das Innere

erfüllt, — noch ganz Kind, so hatte es Wilhelm Meister an sich gezogen: ein scheues, in sich gepreßtes, fremd durchs Leben hinträumendes Wesen, das für die Außenwelt nur eine einzige Empfindung kannte, die der Dankbarkeit für Wilhelms rettende That, und dem sich in dieses Dankgefühl gegen den, der es aus den Händen seiner Quälgeister befreit hatte, das ganze Sinnen und Streben einer glühenden Seele ergoß. In hingebungsvollem treuem Mühen mit allem, was sie ist und was sie kann, dem verehrten Herrn und Gebieter zu dienen, das war der Inhalt ihres jungen Lebens, den nicht sein Geheiß, sondern ihr eigener Entschluß stillschweigend ihr gegeben hatte. Fast wie eine Sklavin umgiebt sie seine Person, völlig bedürfnislos und dabei unablässig darauf bedacht, ihm seine Wünsche abzulauschen, während er, unfähig das Rätsel dieser Erscheinung zu lösen, mit staunenden Augen die seltsame Art des Kindes beobachtete und sich gefallen ließ, was ihr ein so dringendes Bedürfnis zu sein schien. Ebenso aber ließ er es zu, daß ihr Dienst immer mehr den Charakter des Liebesdienstes annahm, daß sie mit töchterlicher Zärtlichkeit sich an ihn schmiegte, ihn mit Küssen und Umarmungen überschüttete und mit aller Innigkeit ihn, den jungen Mann, ihren Vater nannte. Und sein Herz wandte sich immer wärmer in fürsorgendem Interesse dem zarten und liebedurstigen Geschöpfe zu, an dem Vaterstelle zu vertreten er sich von der Vorsehung berufen glaubte. Aber wie sie ihm eine dunkle Frage blieb, so blieb sie auch und wurde sie ihm immer mehr ein Gegenstand beunruhigender Sorge wegen ihres nervösen Gebarens, vor allem auch in den Aeußerungen ihres Herzens, die zuweilen etwas krankhaft Heftiges hatten und in manchen Augenblicken besonderer Gefühlsergriffenheit mit Krampfanfällen verbunden waren. Er spürte es wohl, daß das Kind sich innerlich ewig ihm geweiht hatte, er merkte aber nicht, was unter den kindlichen Empfindungen der jungen, rasch reifenden Italienerin mächtig sich zu regen begonnen hatte.

Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich ans Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt,
Ist in der Weite.
Es schwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnsucht kennt,
Weiß, was ich leide!

So nah und doch so fern! Der sie liebt und kennt, so, wie sie geliebt und gekannt sein möchte, — er ist für sie in unendlicher Weite, in der Weite väterlicher Gefühle! Dieser Liebende ist ihre Sehnsucht, die sich mischt mit der Sehnsucht nach dem sonnenvollen, eben so fernen Heimatlande. In dieser Sehnsucht dringt ihr Wesen und Leben zu ihm hin. In dieser Sehnsucht ringt sie stumm, wie bei ihr alle Empfindungen sind, um sein Herz, um seinen Besitz. Dieses Ringen der stillen keuschen Liebe ist ihre Beseligung und zugleich ihr tiefes Weh, das an ihrer Lebenskraft nagt und das, während es sie immer mehr verklärt, ihr Dasein zerstört. Zu einem Engelsbilde vergeistigt sich ihre Gestalt — „o laßt mich scheinen, bis ich werde" — so schwebt sie in Nataliens Schloß wie ein Duft dahin, wie ein Ueberirdisches, bis zu dem Augenblicke, wo sie, Zeuge von Wilhelm Meisters Verlobung, einem Herzschlage erliegt. Im himmelblauen „Saale der Vergangenheit" wird sie unter Marmorstatuen gebettet, und während bei ihrer Totenfeier das Geheimnis ihrer hohen Abkunft durch einen Zwischenfall sich aufdeckt, singt der unsichtbare Chor:

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte, reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die schöne, die würdige Ruhe!

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste, hinauf über die Sterne das Leben trägt!" —

Damit klinge dieses Kapitel aus, diese aus der Welt der Dichter das Herz uns durchtönende Melodie von junger Liebe

Lust und Leid. „Liebe, Liebe leitet nur zu dem Vater der Natur, Liebe nur die Geister“ — so heißt es in einem Jugendgedichte Schillers; Goethes Mignonchor fällt bestätigend ein: Liebe ist die heilige Kraft, die das Menschenwesen zu Gott erhebt und es zur Ewigkeit erzieht!

Daß alle Liebe das wäre! Ob's eine glückliche oder unglückliche Liebe sei, ob sie ihres Kampfes Ziel erreiche, oder ihr Ringen vergeblich bleibe, ob sie zum schönen Erdenbesitze führe oder zum wehen Entsagen, möge es jedem vergönnt sein, so oft er vor das Bild der Geliebten seiner Jugendtage tritt, mit Goethe dankerfüllten Herzens bekennen zu dürfen:

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Zehntes Kapitel.

Lebensreife und Berufsfreude.

Vom Werden der Kraft handelte dieses Buch oder, um ein Goethesches Gleichnis zu gebrauchen, vom Sammeln und Erwerben dessen, was sich einmal in wertsteigernder Konservierung zum gediegenen Lebensschatze umsetzen soll. „Mir geht es", sagte der Greis einmal zu Eckermann, „wie einem, der in seiner Jugend sehr viel kleines Silber- und Kupfergeld hat, das er während dem Lauf seines Lebens immer bedeutender einwechselt, so daß er zuletzt seinen Jugendbesitz in reinen Goldstücken vor sich sieht." Dieses fortschreitend veredelnde Umwechseln seines Innenlebens ist aber nicht erst das Geschäft des Alters oder der späteren Mannesjahre. Der Trieb dazu regt sich schon in der zu Ende gehenden Jugendzeit. Hat man erst nach dem Leben und seinen Anforderungen nichts gefragt, sondern sich in seinem jugendlichen Bildungsstreben allem Großen in unbekümmert freiem Sinne empfänglich aufgeschlossen, so taucht nunmehr die Arbeit des Lebens auf, und damit stellt sich das Verlangen ein, auf Grund dessen, was man in Geist und Herz zusammengebracht hat, sich zu wirksamer Lebenstüchtigkeit aufzurichten. Der junge Mensch hat das Bedürfnis, in seinem Innern Ordnung zu schaffen, seine Erkenntnisse und Beobachtungen untereinander auszugleichen, die Erscheinungen auf ihr Sein und Wesen anzusehen und die gehörige Stellung zu ihnen zu gewinnen; die Wirklichkeit an den eigenen reineren Anschauungen zu messen, diese aber nun so zu fassen, daß sie für die realen Verhältnisse fruchtbar werden: man sucht aus allem Eingebildeten zum Thatsächlichen, aus dem abstrakten Denken zum festen, praktisch wertvollen Kern der Ideen, aus

der Vorherrschaft von Kritik und Negation zu positiv aufbauendem Seelenvermögen vorzudringen. Im Anblicke der näher kommenden Pflicht, etwas zu leisten, fühlt man die Veranlassung, sich zu erforschen auf seine Eigenart, dieselbe in die ihr gewiesene Bahn zu bringen, von falschen, ihr nicht gesteckten Zielen sie abzuwenden und die ihr vorbehaltenen Ziele ins Auge zu nehmen. Man fängt an, wie mit seinem irdischen Berufe, so auch mit seiner menschlichen Bestimmung sich ernster zu beschäftigen, seine Selbsterziehung und Selbstentfaltung gründlicher zu betreiben: man ist bemüht, große Gedanken in leitende Grundsätze, erhabene Empfindungen in starke Willensmotive umzuformen; auseinandergehende Wesensbestandteile zu verbinden, widereinander streitende Ideale in sich zu versöhnen und das tausendfache Vielerlei der oft wirr durcheinander fahrenden Kräfte, Anlagen und Neigungen zu verdichten zur schönen Harmonie der Persönlichkeit.

Männliche und weibliche Charakterschönheit.

Am Abschluß der Jugendjahre Goethes erwähnten wir schon, daß sein Wilhelm Meister die Gestalt ist, an der er auf der Höhe des Romans die Ausreife des angehenden Mannes darstellt. Nach der Unruhe seiner theatralischen Wanderpfade kommt derselbe in Lotharios Schloß zu sich selbst. Wenn er da seinen geistigen Besitz auch noch nicht in den Goldstücken des vollendeten Charakters vor sich sieht, so hat er sich doch für das, worüber sein jugendliches Alter zu verfügen gehabt hatte, bereits manche Silbermünze höheren Seelenwertes eingetauscht. Freilich war ihm auch die Wahrnehmung nicht erspart geblieben, daß bei weitem nicht alles, worauf er einst Gewicht gelegt, und woran sein Herz gehangen hatte, sich zu bleibendem Kapitale einwechseln ließ. Manches hatte sich als ungiltig herausgestellt, manches als unechtes Geistesgepräge; das hatte er aus seinem inneren Bestande aussondern müssen. So vor allem seine Ansicht vom Schauspielerleben, das er für den Inbegriff alles Idealen und Großen in der Menschenwelt

gehalten hatte, seine Verliebtheit in das leichtlebige und effektlügende Scheinwesen zwischen den Coulissen, die denn doch wieder in Mängeln seines Inneren ihren Grund gehabt hatte. Nachdem Wilhelm Meister durch seinen Einblick in den lockeren, unzuverlässigen Sinn so vieler dieser Bühnenleute von seinem Irrtum geheilt und durch die widerwärtigen Eindrücke ihres unwahren, nicht von sittlichen Grundsätzen, sondern von momentanen Stimmungen und Einfällen regierten Treibens aus der Unklarheit und Unbestimmtheit der eigenen gefühlsmäßigen Sinnesart aufgerüttelt war, war damit das Hemmnis des harmonischen Ausbaues seiner Persönlichkeit aus dem Wege geräumt. Was gleich sehr in seiner Natur vorhanden war, ein reicher, alles durchdringender Verstand, der sich aber im Anschauen und Anfassen der Dinge des praktischen Lebensganges vor den ihn hinreißenden Eingebungen des Herzens nicht hatte geltend machen dürfen; und ein tiefes, alles ernst nehmendes Gemüt, dem aber bei seiner verkehrten Beurteilung der Menschen und der Verhältnisse die Fähigkeit der Gutes ausrichtenden Bethätigung abgegangen war, — beides schließt sich jetzt in dem jungen Meister zusammen zu einem von der sicheren Leitung der Vernunft bestimmten und von dem idealen Hauch der Liebe erfüllten, auf wohlthätiges Handeln gerichteten Wesen.

Wohl selten wird die Charaktergeschichte eines zu seiner Reife gelangten Mannes eine einfache Entwicklung sein, wo alles, was den Jüngling ausmachte, in naturgemäßer Wandlung mit herübergenommen wäre. Ohne Abstoßung und Ueberwindung geht es zumeist nicht ab. Auch wo einer durch glückliche Anlage und günstige Umstände, durch gute Erziehung und stetige Selbstzucht vor schlimmen Verirrungen bewahrt bleibt, wird er doch in den Jahren des noch ungeklärten Weltverständnisses und der noch ungenügenden Selbsterkenntnis manches in sich aufnehmen, was, wenn er es nicht rechtzeitig wieder los wird, in seinem Seelenleben Verwirrungen anrichtet, so daß die schöne Männlichkeit des Charakters in ihm nicht aufkommen kann.

Solche verkümmerte Gestalten sind in Goethes Dichtung vor allen Werther und Tasso. Welch ein Reichtum in beiden an gewinnenden Eigenschaften des Herzens! Welch eine Fülle der herrlichsten Gaben des Geistes, besonders in dem Dichter! Wie viele Schönheiten im einzelnen in ihren tiefen Aeußerungen und in der Liebenswürdigkeit ihres Auftretens! Und doch ist der Gesamteindruck kein wohlthuender; sie sind in ihrer Charakterbildung zurückgebliebene Existenzen, von denen man nicht mit Bewunderung, sondern in dem Gefühle des Mitleids scheidet, in dem Gefühl, große Kinder vor sich zu haben. Was auf sie störend eingewirkt hat, teilweise über sie hergefallenes Mißgeschick, teilweise ihnen schädliche Einflüsse der Zeit oder der Umgebung, das ist schon früher zur Genüge gezeigt. Aber was es auch war, sie haben sich erst nicht dagegen gewehrt und später es nicht bekämpft. Werther streckt ja grundsätzlich die Waffen, er läßt sich von den seiner männlichen Aufrichtung und seinem Lebensfrieden feindlichen Gewalten willenlos fortreißen in jammernd süßem Behagen. Tasso hat zwar einen Willen, sogar ein großes, nach den höchsten Zielen ausschauendes Wollen, einen mächtigen Thatendrang. Aber derselbe ist nur hinausgerichtet auf die Welt, nicht auf sein Inneres. Es ist nicht die sittliche Kraftanstrengung, die sich von den Hindernissen, die der Vervollkommnung der eigenen Natur im Wege stehen, zu befreien suchte. Er fühlt seine Unfertigkeit, er erwartet von seiner Liebe die Ueberwindung seiner seelischen Schwierigkeiten, aber er selbst geht nicht gegen sich an, er kann sich nicht beherrschen.

Nicht seinen Zusammenstoß mit Antonio in jener erregten Begegnung des zweiten Aktes rechnen wir ihm an. Uns gefällt dieser Tasso nicht übel, der, mit seinem zwar zu jünglinghaft stürmischen, aber doch so warmen Herzen schnöde zurückgewiesen und so verächtlich behandelt, sich kräftig in seinem Wert erfaßt; der, nachdem er lange genug in edelster Aussprache den Frieden zu erhalten gestrebt hatte, endlich das Maß seiner Geduld durch Antonios häßliche Beleidigungssucht erfüllt sieht und dem so giftig ihn anfauchenden Staatsmanne unerschrocken die Spitze

bietet. Allerdings ist es eine Brausethat, über alle gute höfische Sitte sich hinwegzusetzen und hier im Schloß den Degen zu ziehen. Aber wir können es verstehen, wenn der junge feurige Geist denkt: Sitte hin, Sitte her,

Auf keinem Boden darf ich niedrig sein,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden!

— und das darin etwa liegende Unrecht schmälert ihm unsere Sympathie nicht. Leider aber verscherzt Tasso diese jetzt sehr dadurch, daß er in der nunmehr geschaffenen Lage, unter der nichts bedeutenden Strafe des kurzen Stubenarrestes, den der Fürst, um in der allermildesten Form dem Hausgesetze zu genügen, über ihn verhängen mußte, sich so wenig zu behaupten vermag.

Zwar die Art, wie er dieses Urteil aufnimmt, wie er, in übertriebener Empfindung zu ganz unnötiger Verzichtleistung hingerissen, mit schmerzdurchzitterter Seele den Ritterdegen und den Dichterkranz ablegt, verdunkelt uns sein Bild noch nicht gerade. Diese tiefen Wehmutstöne des sich verkannt, vor seinem Gegner gedemütigt und in seinem Lebensstande und teuersten Lebensbesitze erschüttert fühlenden Herzens haben etwas Ergreifendes. Wenn auch Antoniosche Nüchternheit und parteiisch beschränkte Voreingenommenheit sich entrüstet in die Brust wirft: was macht uns der Mann für Szenen! — so denkt doch Alphons darüber viel gerechter, und wir wissen mit ihm Tassos Verhalten aus seinem Temperament und aus der Aufregung der Stunde zu entschuldigen. Aber mit der heißen Stunde sollte doch bald auch die brennende Stimmung vorbei sein. In der Ruhe, die ihn nun umgiebt, müßte er die von Antonio und vor Antonio erlittene Schmach mit freier Seele zu überwinden wohl imstande sein. Jetzt hätte er sich jedenfalls zu bemühen, die Situation klar zu übersehen, des Herzogs Stellung in der Sache zu begreifen, dessen Spruch richtig zu würdigen und das ihm so entsetzlich und heillos erscheinende Erlebnis auf seinen verhältnismäßig sehr minimalen Wirklichkeitskern zurückzuführen. Hier tritt sein Mangel an männlicher Selbstbeherrschung zu Tage, seine Schwächlich-

keit, seine bedauerliche Unreife. Statt aus allem, was geschehen ist, zu großer, nach jeder Seite volle Anerkennung ihm erzwingender Entfaltung seines reichen Innern sich aufzuraffen; statt in seinem Werke, worin er ja doch Antonio und Alphons und alles, was um ihn ist, an Bedeutung weit überstrahlt, sich zu neuer Lebenskraft und neuem Lebensglück zu erheben, versinkt er gebrochen in sich: widerstandslos überläßt er dem bösen Feinde in seiner Brust, seiner Neigung zu Empfindlichkeit und trübsinniger Anschauung der Dinge, das Feld. Wir erschrecken vor dieser seelischen Wehrlosigkeit, wenn wir ihn am Anfang des vierten Aktes wiederfinden: verbittert und verfinstert, ohne eine Spur von Mut und Hoffnung, in dem Bewußtsein, nur noch ein Bettler und ohnmächtiger Mensch zu sein, zerfallen mit sich und vor sich selber bange. Schaudernd nennt er sein Zimmer einen Kerker. Selbstquälerisch malt er sich den hohnlachenden Triumph seines Gegners aus, wie der sich weidet an dem Unglück des Gefangenen und Gestürzten. Während Antonio, von des Fürsten ernstem Vorwurf längst zur Einsicht seines Unrechts gebracht, schon darauf sinnt, den Beleidigten zu versöhnen, zerrt sich Tasso dessen Bild, je mehr die Prinzessin ihn zu entschuldigen sucht, mit fast wahnsinnigem Trotz in alle Tiefen der Niedertracht herunter:

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!
Ich denk ihn mir als meinen ärgsten Feind
Und wär' untröstlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht ist's,
In allen Stücken billig sein; es heißt
Sein eigen Selbst zerstören. Sind die Menschen
Denn gegen uns so billig? Nein, o nein!
Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tags?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Bedenklich hat bereits Tassos Seele unter seinem nicht gezügelten Mißmut an Schönheit eingebüßt. Aber diese losgelassene pessimistische Gereiztheit treibt das Werk seiner Selbstentstellung noch viel weiter. Nicht nur zerstört sie ihm seine vertrauensvolle Verehrung des Fürsten und reißt sie ihm die Dankbarkeit gegen seinen Gönner aus dem Herzen: selbst seine Liebe hält vor den Krallengriffen dieser Verzweiflung nicht stand. In trauriger Unmännlichkeit ganz seinem verfinsterten Gemüte nachgebend, hat er nicht einmal mehr die Kraft, sich seinen Glauben an Leonore zu erhalten: alles ist heimtückisch und böswillig, auch auf sie ist kein Verlaß mehr; alles will sein Unglück, sein Verderben, sein Elend, auch sie ist mit im Bunde! Und da sie alle falsch handeln, so soll auch seine Losung jetzt die Verstellung, die Täuschung sein! So zerwühlt er sich Herz und Charakter, stürzt aus einer Stimmung in die andere, aus seinem Unmut über die Prinzessin in stürmische Liebesglut, es folgt die bekannte Katastrophe, das innerste Gefüge seines Lebens schwankt und bebt, und der Wertherjammer der haltlos gewordenen Persönlichkeit ist wieder einmal fertig. Was einige Jahre nach der Entstehung der „Leiden des jungen Werther" Goethe in einem Gedichtwort diesen sprechen ließ:

Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

das gilt auch für Tasso. Aus dem herrlichen, an kostbaren Schönheiten reichen Drama ruft es in der Gestalt des im einzelnen ja so anziehenden Dichterjünglings in das Jugendleben hinein: Hüte dich vor meinem Beispiel, vor meiner Selbstverzärtelung, vor meiner Schonung der eigenen Natur! Willst du ein Mann werden, lerne dich beherrschen! Selbstbeherrschung ist die Erhalterin und Förderin aller Charakterschönheit!

Gern zeichnet Schiller den durch Uebung selbstbezähmender Kraft zu männlicher Schönheit ausreifenden Jüngling. Bei einer seiner liebsten und beliebtesten Gestalten wird das allerdings gerade vermißt, bei Max Piccolomini: sein Auf-

treten in der gewaltig bewegten Abschiedsszene, wo er, in sich unsicher geworden, die Entscheidung über sein Thun Thekla überlasse, entbehre der rechten Größe und Haltung; der Beweggrund seines Erscheinens in dieser Szene — „Sie soll mein Leiden sehen, meinen Schmerz, die Klagen hören der zerrissenen Seele und Thränen um mich weinen" — sei ein zu jünglinghaft sentimentaler; vor allem aber verrate die Art, wie er, den Schlachtentod für sich suchend, die Pappenheimer mit sich ins Verderben jage, einen knabenhaften Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl. Die Berechtigung des ersten Einwands bestreiten wir ganz entschieden. Max thut hier, was in seiner qualvollen Lage und bei seiner innigen Liebe auch der allergereifteste Mann in altersgrauen Haaren gethan haben würde.*) Das Zweite ist eine vollständige Mißdeutung der am Ende des 2. Aktes vor seinem Vater gethanen Aeußerung. Octavio hatte verlangt, daß Max heimlich, ohne Aussprache mit Thekla, sich aus Wallensteins Nähe entferne. Das lehnte der Sohn als eine das Herz der Geliebten grausam verletzende Handlungsweise, die ihn als ehrlos feigen Flüchtling erscheinen ließe, ab. Sie soll es wissen, daß er nicht in schnödem Wankelmut, sondern aus Gewissenszwang, nicht mit leichtem Sinn, wie die anderen Führer, sondern mit blutendem Herzen von Pilsen wegziehe. Er will, daß sie ohne Verachtung und Groll, mit Thränen der Liebe seiner gedenken könne, und dieses Bewußtsein braucht er zur Stärkung auf seinem schweren Gange. Das und nichts anderes sagen jene Worte, und sie sagen es im Zusammenhange mit höchster Deutlichkeit. Darin ist auch nicht eine Spur von Weichlichkeit. In Bezug auf den dritten Punkt ist es freilich richtig, daß Max in der Leidenschaft der Trennung, als die Hörner der Kürassiere ihn von der Geliebten wegriefen, in einer anstößig erscheinenden Eigenmächtigkeit sein Geschick mit dem seiner Reiter verband:

---

*) Eingehenderes darüber in „Schillers Frauengestalten", Artikel Wallenstein.

Es ist nicht wohlgethan,
Zum Führer den Verzweifelten zu wählen.
Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen!
Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben;
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!

Aber das darf doch nicht zu scharf vom Standpunkte unserer Offizierspflichten beurteilt werden. Im Wallensteinschen Heere ist der Oberst und sein Regiment Ein Begriff, gewissermaßen Ein Körper, und das gilt nirgends so, wie bei den Pappenheimern in ihrem Treuverbande mit dem allgeliebten jungen Piccolomini: sie sind in Ehr und Freud, in Not und Tod eins miteinander. Aus diesem Geiste der Truppe heraus wird es begreiflicher, daß er sie auch hier, beim Blick in den vor ihm sich aufthuenden tragischen Untergang, nicht von sich trennt. Uebrigens ist der psychologische Gedankengang nicht der, wie manche Erklärer wohl annehmen: Ihr habt mich um mein Glück gebracht; ja, ich werde euch führen, aber dafür werde ich mich jetzt rächen an euch, indem ich euch mit mir reiße in den sicheren Tod. Sondern: Ihr holt mich weg, damit holt ihr euer Verderben in eure Mitte; denn ich stürze mich in die Schwerter der Feinde, dahin, wo mein Fall wahrscheinlich ist; und da ihr nun, wie ich euch kenne, meinen Fall rächen werdet, so geht ihr jetzt alle der größten Gefahr des Todes entgegen. Daß Schiller es so gemeint hat, zeigt im letzten Akte Theklas Lied von der „Schar der Treuen, die sich rächend ihm geopfert; sie wollten auch im Tod nicht von ihm lassen, der ihres Lebens Führer war." Man zerklaube doch nicht obiges, den Kürassieren zugerufene Schlußwort der großen Abschiedsszene und damit dann den Untergang des Max und seiner Schwadronen mit kalten ethischen Bedenken, sondern genieße sie, wie das jede gesund fühlende Jugend auch thut, in dem schönen warmen Hauche der Poesie, den der Dichter der Treue und der Freundschaft hineingezaubert hat. Und sollte von kritischen Augen denn doch befunden werden, daß in dem Max Piccolomini, der hier so denkt und spricht

und handelt, der Mann noch hinter dem Jüngling zurückbleibe, -- nun gut, was schadet's? Der junge Held hat damit, daß er sich im Eintreten für seine Gewissensforderung von seinem Wallenstein losriß und selbst seine Liebe opferte, ein solches Maß von Selbstbeherrschung aufgebracht, daß diese gewaltige Charakterthat eine derartige Jugendlichkeit weit überstrahlt. Er bleibt uns, gerade so wie er zu den Tagen Schillers aufgefaßt wurde, ein Bild der Harmonie von Schönheit und Kraft.

In der lyrischen Einleitung des „Tell“ stellen sich zwei Typen des jungen Lebens dar. In Jenni, dem Fischerknaben, die weiche, vom Gemüt bestimmte Natur mit ihrer Sinnigkeit und ihrer träumerischen Art:

Da hört er ein Klingen
Wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel
Im Paradies.
Und wie er erwachet in seliger Lust,
Da spülen die Wasser ihm um die Brust.

Ein Herzensleben voll Gutmütigkeit und im Reize des Anmutigen. Aber das stille Wesen des in sich gekehrten Schwärmers hat wenig Widerstandskraft. Umdrängt von der Sinnenwelt, hängt es deren Tönen nach, und indem seine reiche Phantasie sich aus dem Erlauschten die wunderlieblichsten Bilder malt, läuft es Gefahr, dem Zauber verderblicher Mächte zu verfallen: „Ich locke den Schläfer, ich zieh' ihn herein“.

Diese Gefahr, von des Lebens rings ihn umschmeichelnden Stimmen betrogen zu werden, besteht für Werni, den Alpenjäger, nicht:

Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,

Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Des Staubes und des Nebels Meer hat keine Anziehung auf ihn. Sein Fuß steht auf Höhen, sein Auge umfaßt Weiten, und in der Brust regt sich der drängende Mut, es mit allen Schwierigkeiten aufzunehmen. Der Kampf ist das Element seines Denkens und Empfindens. Aber der kraftstrotzende Sinn wird leicht zur Tollkühnheit, das große Selbstvertrauen trübt den Blick, daß er den Abgrund nicht achtet, und unkluge That kann ihn und andere ins Unglück stürzen.

Diese kleinen Federzeichnungen der Einleitung stehen dann als größere dramatische Gebilde vor uns in Rudenz und Melchthal. Der junge Ritter ist der Träumer am See. Eine vornehme adelige Erscheinung von reinem Sinne, umwoben von jener Poesie zarter Gefühlsweise, wie wir sie von Karlos und Max her kennen, und wie sie ein ideal empfindendes Mädchenherz so anzieht, wandelt Rudenz doch bis zur Mitte der Handlung dahin in einem Zustande des Seelenschlafes. Seine Charakterkräfte sind noch gebunden, Ueberzeugung und Pflichterkenntnis liegen noch wie betäubt unter dem Zauber der falschen Vorstellungen, die er sich von seiner Hingabe an den Habsburger Fürstendienst gebildet hat. Er merkt nicht, welche traurige Rolle er, der Sohn der freien Berge, in der Gesellschaft Geßlers spielt, und wie man ihn zum Werkzeug der Knechtung seines Volkes zu entwürdigen, ihn zu einem neuen Vogt Wolfenschießen zu machen sucht. Nach der Auffassung der Welt sind es Eitelkeit und Ehrgeiz, die ihm den Sinn bethört haben. Und das ist auch richtig, obschon solche Regungen bei seinem aufs Innerliche gerichteten Leben etwas Befremdendes haben. Der treuherzige und edel denkende Ulrich von Rudenz ist doch gar keine sinnlich oberflächliche Natur, — woher diese Weltseligkeit bei der Tiefe seines Wesens? Der alte Attinghausen hat es richtig durchschaut. Der Flitterglanz des höfischen Treibens an sich würde nie über ihn Gewalt bekommen haben, wenn aus diesem Leben in Prunk und Ehren nicht Töne aufgeklungen wären, die

sein Gemüt ergriffen hätten. Bertha von Brunecks schönes Herz, das ist es, was er auf jener Seite beständig sieht. Daß er sie dort erblickt, das hat ihm diese ganze nichtige Welt des Schranzentums in eine so verführerische Beleuchtung gebracht und sie vor seiner Phantasie zu einem Reiche unaussprechlicher Glückseligkeit werden lassen. Was er dort sucht, sind Feste, Ehrenstellen, Freuden, aber in allem nicht diese Erdengenüsse selbst, sondern in dem allem sie, seine Göttin, und alles nur um ihretwillen.

Zu seinem Glücke wird jedoch gerade die, die sein Verderben zu sein schien, seine Bewahrerin vor dem Versinken in Schwächlichkeit und Abfall. Bertha bekennt sich im Lager der Unterdrücker zu der Sache des bedrängten und um seine Freiheit ringenden Volkes, und ihr weckender Ruf reißt den Schläfer empor. In der Hochherzigkeit ihres Wesens fühlte sie sich von der Verirrung des jungen Schweizers abgestoßen; aber mit dem Auge der Liebe hatte sie in ihm den größeren Menschen seiner Anlage erkannt. Den faßt sie an mit seelengewaltigem Wort, und unter ihrer stählenden Berührung reift der Ritter in der Kampfesluft, die ihn rings umweht, schnell zu charaktervoller Männlichkeit heran. Zwar sind es ja auch jetzt zunächst wieder die Gefühlsantriebe seiner Liebe, die ihn in die Reihen der wackeren Streiter geführt haben. Berthas Wünsche treiben ihn, ihre Rettung sinnt er, ihr und sein Glück träumt er sich hinein in das befreite Vaterland. Der Dichter würde die Erhebung des Rudenz arg verzeichnet haben, wenn er dieses persönliche Gemütsmotiv nicht in den Vordergrund gerückt hätte. Es ist eine Verkennung der Grundbedingungen, aus denen allein bei dieser Gestalt alles Gute und Große erwachsen kann, wenn die Kritik das als Egoismus bloßstellt und es die Achillesferse des Dramas nennt. Egoismus ist immer ein schnödes, unideal empfindendes, aus niederen Seelenregionen aufsteigendes Trachten nach seinem Vorteil. Das liegt gar nicht in Rudenz' Art, von solchen kreatürlichen Regungen sich leiten zu lassen. Wohl aber liegt es in seiner Art, sich das Leben

gefühlsmäßig zurechtzulegen. Er ist ein Mensch, dem alles durch herzansprechende persönliche Eindrücke sich vermitteln muß. Das Gemüt mit seinem liebend schwärmerischen Umfassen entscheidet über seine Stellung und Richtung. Solche Jünglinge sind unter den Einwirkungen der Liebe oder der Freundschaft in Gefahr, wenn nicht gar auf falsche Bahnen zu geraten, so doch nie zum inneren Halt, zur kraftvollen Ueberzeugung, zum freien und großen Erfassen einer Idee zu gelangen. Treffen sie aber die rechte Seele, die, selber frei und groß, in einer hohen Idee lebt, wie hier Bertha in ihrer Schweizerliebe, und die, so wie sie, in elektrisierender Begeisterung ihr Leben mitzuteilen vermag, so werden solche Rudenznaturen an derselben erstarken, und aus dem Denken und Handeln um des geliebten Wesens willen ersteigt der kraftvoll in sich selbst ruhende und überzeugungsmächtig sich entfaltende Charakter. Was hier dem Kritiker ein selbstsüchtig unreiner Patriotismus zu sein scheint, das begrüßt, mit unserem Eindruck übereinstimmend, das Schweizervolk als eine aus der Knospenhülle der Liebe hervorbrechende und reiche Frucht verheißende edle Vaterlandsthat.

Dem aufgerüttelten und gefestigten ritterlichen Jenni steht im Kampfe treulich der Werni unter den Helden zur Seite, auch er erst in der Drangsal dieser Tage zum Manne geworden. Zwar an Klarheit über den Platz, den er in der Not seines Volkes einzunehmen und zu behaupten habe, und an frischer, fest zugreifender Thatkraft hat es dem jungen Melchthal nie gefehlt. Wie er den Knecht des Landenberger, als der ihm auf Geheiß des Vogtes die Ochsen aus dem Pfluge spannen wollte, grimmig seinen Zorn hatte fühlen lassen, so wäre er nach der frevelhaften Blendung seines Vaters am liebsten einer Lawine gleich über den Tyrannen selbst hergefallen, um in dessen Blute seine heiße Rache zu kühlen und zu zerstören seines Hauses und seines Volkes brutale Verwüster. Ihr Untergang ist all sein Sinnen und Denken geworden. Der Geist der donnernden Höhen lebt in seiner Brust, und wie der starre Fels das Bild seiner auf-

strebenden Kraft ist und seines trotzenden Willens, so ist sein Mut dem Sturme verwandt, der in brausender Schnelle, alles niederbrechend, dahinfährt. Die ganze Schweizerwelt muß aufgeboten werden! Entbrennen muß es in allen Thälern! Er traut sich's zu, zu rufen die Mächte eines Kampfes, vor dem es keinen Widerstand mehr giebt. Seiner Jugend zuckt es in allen Fingern. Er kennt keine Schrecken, keine Gefahren, keinen Gedanken an Gefangenschaft und grausame Martern! Das Tollkühnste würde er wagen. Nur nicht mehr ruhen! Alles dran und drauf!

Welch wertvolle Kraft, wenn es gilt, zum Handeln die Tüchtigsten zusammenzuscharen! Oder ist er das nicht? Er ist es im Kern seiner Persönlichkeit. In der tiefen Liebe zu dem, was dem Jüngling heilig sein muß, zu Elternhaus und Vaterland. In seiner Großes wollenden, sofort zu Ideen durchgreifenden Seele. In seinem jugendlich lodernden Herzen und in dem schönen, ungebrochenen Glauben an sich selbst. In dem Herzen, das ein fester, unerschrockener Wille regiert. In seiner Energie und Zähigkeit, in seiner Gewißheit, daß das Gute siegt, und in der Opferfreudigkeit für dasselbe, — alles das Material zum bedeutenden Manne. Aber die Masse des Gusses ist noch in glühendem Fluß. Sie muß in die Form geleitet werden und sich abkühlen: in die Form des besonnenen, planenden und ruhig handelnden Geistes, und sich abkühlen nicht zu des Herzens Leidenschaftslosigkeit, — ohne die wird keine große That vollbracht, alles herrliche Geschehen entstammt einem eifrigen Begehren! — doch zu der Leidenschaftslosigkeit des Blutes, auf daß in des Mannes Wehren und Schaffen nichts eindringe, was der hohen Empfindung des edlen Sinnes zuwider ist. Der junge Melchthal übt die Selbstüberwindung, sich der Führerschaft Stauffachers und des Walther Fürst unterzuordnen, und das nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in der Zurückstellung seines drängenden Begehrens. Da wird die Berührung mit ihrer Weisheit und durch diesen vertrauensvollen Kontakt mit ihnen das Bewußtsein, wie viel von seiner vernünftig vorsichtigen

Behandlung der Sache für sein ganzes Volk abhänge, die seinen Charakter vollendende Macht der Mäßigung. Das war für ihn eine schwere Uebung, als er, in Pilgerstracht verkleidet, Schloß Sarnen erspähte und vor sich den Uebelthäter in schwelgender Tafellust erblickte, und sein Herz bezwang: „Ich sah den Feind, und ich erschlug ihn nicht!“ Er hätte damit sich nutzlos ins Unglück gestürzt und alles verdorben. Mit dem verhältnismäßig geringen Erfolge in der Beseitigung Landenbergers wäre der schlimmste der Vögte, Geßler, der unbedingt fallen mußte, gewarnt; alle Vorteile und Möglichkeiten, zum Ziele zu gelangen, wären den Verschworenen abgeschnitten gewesen; und die Bedrückung wäre ärger geworden, denn zuvor. Nachdem Melchthal so die Probe auf seine Reife abgelegt hat, darf er auf dem Rütli stolz in die Reihe der Männer treten, wenn auch als der jugendliche Feuergeist, der immer noch, so bei den Vorgängen auf der Wiese zu Altdorf, der Zügelung bedarf. Seine glänzendste Bewährung zeigte er dann bei der Ausführung des Anschlags, als er nach der Einnahme der Burg den Verhaßten auf der Flucht ergriff, aber auf die Bitten des blinden Vaters seinen Haß überwand und dem unschädlich gewordenen Vogt das Leben schenkte.

An dieses Bild von edler jugendlicher Beherrschung reiht sich uns, im Geiste ihm verwandt, das des Johanniterritters aus der Drachenballade. Auch hier die in der Selbstverleugnung sich bethätigende Charakterreife des jungen Mannes, nur daß es hier noch deutlicher hervortritt, worauf es dem Dichter ankommt. Sein junger Held hat etwas von dem Melchthal in sich. Er fühlt die gewaltige Kraft, der es gelingen muß, den Lindwurm zu erlegen, der Hirt und Herden verschlingt und der ganz Rhodus in Unruhe, Sorge und Trauer versetzt; ja, ob auch fünf Ritter des Ordens im Kampfe mit dem Untier schon zerrissen sind, er traut seinem Mut und seiner geschickten Kraft den endlichen Sieg zu. Und es läßt ihm sein Thatendrang keine Ruhe. Der Ordensmeister hat seinen Rittern jeden weiteren Angriff auf den Drachen

aufs allerstrengste untersagt. Dieses Verbot ist ihm eine wahre Seelenqual. Am Herzen nagt ihm die Streitbegier, und selbst im Traum der Nacht ringt er mit dem Ungeheuer. Sein durch immer neue Opfer gesteigertes Verlangen, das Land von der Plage zu befreien, behält die Oberhand, und er macht sich ans Werk. Aber nun der Unterschied in der Individualität der beiden Jünglinge. Es treibt ihn nicht, wie Melchthal, sofort mit Ungestüm über den Feind herzufallen. Die Besonnenheit, die kluge Bedächtigkeit, die der junge Schweizer sich erst mühsam erwerben muß, liegt in seiner Natur: er mäßigt seine tapfere Lust, reist in seine Heimat und bereitet sich in langen Monaten durch erfindungsreich angestellte Uebungen aufs sorgsamste vor. Endlich, als er seiner Sache ganz sicher ist, wagt er das furchtbare Unternehmen. Es gelingt, und unter dem dröhnenden Jubel der erlösten Volksseele wird er als Sieger vor den Meister getragen. Doch der Alte empfängt ihn mit scharfem Wort. Den alle wegen seines Erfolges rühmen, den schilt er einen Frevler, weil seine That eine Auflehnung gewesen wäre wider des Gesetzes heilige Ordnung und in diesem Mangel an Bändigung des widerspenstigen Geistes die verdammlichste Verleugnung des Christensinnes:

„Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.“

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz. Es ist der Lohn
Der Demut, die sich selbst bezwungen!“

Wir erinnern uns der von Schiller in seinem Gedicht „Die Johanniter" beim Beginn der Goethefreundschaft niedergeschriebenen Definition der christlichen Sittlichkeit:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem
Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich!

Dieser Gedanke legte sich ihm also einige Jahre später in der Ballade dahin auseinander, daß Tapferkeit und Kühnheit des Jünglings Auszeichnung seien, daß er aber ein Christ — und das heißt nach dem Dichter: ein echter Mensch, ein wahrer Mann — nur werde, wenn mit dieser zuversichtlichen und Großes sinnenden Willenskraft sich paare die Herzensdemut, die sich unterwerfen kann; sich unterwerfen sowohl der den natürlichen Eigenwillen eindämmenden Zucht, wie, was erst die volle seelische Reife offenbart, der den verirrten Sinn strafenden Züchtigung. Wagemut, Unerschrockenheit, sich durchsetzender Lebensdrang ist ja etwas wesentlich physisch Begründetes, in der gesunden jugendlichen Natur Gegebenes, — „Mut zeiget auch der Mameluck"; aber die Fähigkeit, sich in eine höhere Leitung zu finden, sich den für das Wohl des Ganzen notwendigen Entscheidungen zu fügen und still zu halten den heilsam läuternden Gewalten des Tadels und der maßregelnden Geisteseinwirkung, das ist immer eine Frucht sittlicher Arbeit an sich selbst und verrät den die Natursphäre bereits überragenden und zu christlich humaner Selbstbestimmung erwachten Jugendsinn. Jene Kraft des starken Willens kann auch dem Schlechten dienen und Unheil stiften, es wächst aus ihr die Frechheit, die Auflehnung, die Zerrüttung des Lebens und der Gesellschaft; nur wo sie veredelt wird durch die Selbstherrschaft eines reinen und wahren Herzens, das sich gehorsam duldend dem Göttlichen untergeordnet hat, vollbringt des Menschen Kraft das Herrliche auf Erden. Demut erst giebt dem Mut des Jünglings Weihe und Wert. Sie ist der Adelscharakter vor seinem Namen, der ihm, wenn er hinaustritt in die Welt, vor der Menschen Augen und in sich selbst Bedeutung verleiht.

In der Ballade freilich hat die Gehorsamsforderung ein mönchisch-asketisches Gepräge. Zumal in der Beleuchtung der

durch die Tötung des Drachen vollbrachten Segensthat erscheint deshalb diese Forderung nicht in dem vollen Glanze einer heiligen Notwendigkeit, und damit zwingt sich die demütige Erkenntnis und Beugung des jungen Ritters nicht so sehr als das sittlich unbedingt Gebotene unserem Gefühl auf. Es könnte jemand fragen: Warum gesteht der Jüngling das Unrecht seiner That eigentlich ein? Warum nimmt er die Strafe so ergebungsvoll hin? Er hat ja doch ein schließlich wahrhaft Großes und Gutes ausgerichtet. Was für ein Unheil soll denn aus seiner in Uebertretung des meisterlichen Verbotes vollführten Volkserlösung für die sittliche Ordnung des Lebens hervorgehen?

Solche Zweifel könnten einem wohl kommen, da die Auflösung der Ordenszucht für uns ja doch kein unmittelbar menschliches Interesse hat. Aber nun setze man für das mittelalterliche Ordensstatut das ewige Sittengesetz des Guten und Wahren ein, wie es in den Einrichtungen unseres heutigen Lebens sich ausprägt, wie es sich in den Geboten einer wohlmeinenden Erziehung kund thut, wie es in tausendfacher Beeinflussung des jungen Geschlechtes hervortritt, wie es Lehr- und Dienstverhältnisse und nicht am wenigsten auch unsere militärische Disziplin durchdringt, und wie es aus all dem in einem ernsten und geschärften Gewissen als göttliche Ordnung aufleuchtet, — und sofort steht in unbezweifelbarer Majestät der Satz da: widersetzlicher Eigensinn zerstört der Jugend das Leben, verlottert ihren Sinn und bringt sie und andere um viel Glück; nur die folgsame und ergebungsvolle Demut führt zur Größe des Charakters und des Erfolges und zu wahrer Befriedigung!

Unsere Dichter haben in ihrer klassischen Zeit je mehr und mehr den Gedanken betont:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen:
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Goethe war 52 Jahre, als er in „Natur und Kunst“ so schrieb. Es ist also kein Alterswort. Er sagt es von der Kunst, fügt aber ausdrücklich hinzu: „So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.“ Damit ist nicht aufgehoben das in ihren Frühjahren proklamierte Recht der Jugend auf Entfaltung ihrer Individualität, auf natürliche Bewegung, auf stürmisch drängende Regung ihrer werdenden Kraft und auf unbehindertes, über manches Bisherige sich hinwegsetzendes Suchen der eigenen Wege. Es soll damit nicht das Denken in dogmatische Tradition, das künstlerische Hervorbringen in litterarische Schablone, das Thun und Lassen in philisterhaft pharisäisches Satzungswesen eingepreßt werden. Es wird hier nicht ein alle Kritik und Negation, alle Originalität und Selbständigkeit ausschließender und das Heil allein von strammer Gesetzlichkeit erwartender Konservativismus des geistigen und sittlichen Lebens gepredigt. Der klassische Humanismus ist Freisinn und Freiheitlichkeit! Aber er ist bei allem Liberalismus kein Boden für radikalistische und libertinistische Ausbündigkeiten. Seine Losung ist, ins Deutsch-Christliche übertragen, die griechische Sophrosyne, das schöne Maß. Auf ihm zieht's einen überall aus Jammer, Elend und Entstellung zur ewigen Schönheit hin. Und in der Harmonie und Klarheit dieser Goethe-Schillerschen Gotteswelt schwebt als die Zentrale des göttlichen Denkens und Wollens das Bild eines reinen, großen, aus der heiligen Schönheit geborenen und in ihr zu edler Würde und reicher Liebe vergeistigten Menschentums. Zu diesem Ideal nun einen mächtigen Zug zu verspüren; in allem, was man ist und thut, was man sinnt und strebt, es sein höchstes Anliegen sein zu lassen, aus diesem idealen Menschenbegriff heraus eine schöne Seele zu werden, d. h. ein Mensch, in dem „sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf“ (Schiller), und „die Geistesprodukte wie Naturprodukte aus der Seele hervorgehen“ (Goethe) — diese an des jungen Menschen Entwicklung gestellte Forderung ist das Gesetz, von dem unsere Klassiker reden.

Dieses Gesetz ist keine die Individualität erdrückende Schnürbrust. Aber die individualistische Neigung zum Schrankenlosen, zu der die Jugend leicht ausschweift, wird es allerdings mit Schillers Xenie immer wieder hinweisen auf das Streben zum Ganzen und auf die Pflicht des dienenden Gliedes, sich einzuordnen. Und es wird ihr Goethes Mahnung aus der pädagogischen Provinz der „Wanderjahre“ zu ernstem Nachdenken vor Augen stellen: „Das Genie leistet willig Gehorsam. Nur das Halbvermögen wünschte gern, seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen und seine falschen Griffe unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbständigkeit zu beschönigen.“ Vor allem jedoch sieht sich durch dieses ihm auferlegte Gesetz des ethischen Sichverschönensollens der jugendliche Geist immer mehr von seinem Hang, in tausend Weltverbesserungsideen aufzugehen und darin seine Kraft zu verpulvern, weggelenkt auf das eigene Herz und Leben, auf jene Welt in sich, von der der innere Gebieter mit Goethes Stimme spricht:

Und so lang' du das nicht hast,
Dieses S t i r b und W e r d e!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Allein die Gebundenheit an dieses Gesetz der Vergeistigung giebt der Jugend die ihrer selbst Herr werdende Freiheit, die Freiheit der auch von innen nicht mehr gehemmten, rein, groß und stark sich entfaltenden Persönlichkeit, ohne die alle äußere Freiheit wenig beglücken kann. So tritt uns denn das gereifte Wesen entgegen in der Zeichnung des Menschen, die Schillers „Künstler“ an des achtzehnten Jahrhunderts Neige entworfen haben. Dort sehen wir die Jugend

In edler, stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloss'nem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Frei durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmut groß und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg.

Als Beispiele weiblicher Charakterreife mögen uns hier zwei Frauengestalten aus dem adeligen Kreise in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" näher treten. Die eine stellt uns Goethe, ohne ihr sonst einen Namen zu geben, als „Die schöne Seele" vor; aber in dem Romane selbst wird die Ansicht geäußert, daß diese ehrende Bezeichnung ebenso gut ihrer Nichte Natalie zukäme. Beide sind himmelweit voneinander verschieden. Die erstere, der in Form einer Selbstbiographie das ganze sechste Buch gewidmet ist, ist eine Pietistin in dem Geiste seiner Jugendfreundin, der Herrnhuterin Susanna von Klettenberg; die andere, im siebenten und besonders dann im achten Schlußbuche die alles überragende Gestalt, ist eine Humanistin nach Goethes eigenem Sinn. Aber des Dichters Absicht geht sichtlich darauf aus, den Eindruck zu wecken, wie doch zwei so völlig verschiedene Wesen an innerem Menschenwerte gleich sein können.

Es ist das echt christliche Frauenherz, das er hier in einem Doppelbilde aufzufassen sucht: einmal in scharf ausgeprägter religiöser Haltung als die glaubensvolle und himmelsselige Maria; daneben als eine das Irdische segnend durchwaltende Martha in ihrer unendlichen Liebeshoheit. Die Darstellung dieser zweiseitigen Lebensherrlichkeit ist eine der Meisterleistungen Goethes. Die menschlich am unmittelbarsten uns ansprechende Erscheinung ist ja die zweite, in der die reine und herzenswarme Humanität einer Iphigenie, aus der griechischen Umschleierung heraustretend, den Gipfel ihrer Seelenschönheit erreicht. Doch künstlerisch angesehen interessiert uns mehr noch die erste; sie ist durch ihre reichere individuelle Lebendigkeit eine größere Offenbarung seiner charakterisierenden Gestaltungskraft.

Wahrhaft bewundernswürdig ist es, wie Goethe, der die weibliche Wesensart in den mannigfachsten Variationen dichterisch hervorzubringen wußte, hier nun auch die Züge der Stillen im Lande getroffen hat. Oder sind etwa die „Bekenntnisse einer schönen Seele" gar nicht Goethes eigenes Werk? In der Dichtung werden sie als das im dortigen

Freundeskreise zirkulierende Manuskript einer Verstorbenen eingeführt. Da nun die Klettenberg am Ende ihres Lebens Aufzeichnungen gemacht haben soll, so betrachten die meisten Litteraturhistoriker, auch der Goetheforscher Pfarrer Dechent in seiner wertvollen Veröffentlichung über die fromme Frankfurterin,*) das 6. Buch der „Lehrjahre" als diesen Nachlaß Susannas, der von dem Dichter nur hier und da leise überarbeitet und durch Einschub in sein Romanwerk der Welt überliefert sei. Der einzige einigermaßen ins Gewicht fallende äußere Beweis, den Dechent für seine Ansicht anzugeben vermag, ist ein Brief von Goethes Mutter, in der diese bei Uebersendung einer damals erschienenen Kritik jenes sechsten Buches schreibt: „Auf der anderen Seite steht meine Rezension: Psalm 1, V. 3 — auch seine Blätter verwelken nicht! Das ist der lieben Klettenbergern wohl nicht im Traume eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachfolgenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter." Meint hier die Frau Rat aber wirklich die Papierblätter eines Schriftstückes ihrer Freundin? Das lesen wir aus ihren Worten gar nicht heraus. In der Psalmstelle sind die frisch bleibenden Blätter des an den Wasserbächen gepflanzten Baumes der unvergängliche Seelenschmuck eines guten Menschen, das fortlebende Andenken an die edlen Aeußerungen seiner Persönlichkeit. Nur diesen Wesenseindruck des Fräulein von Klettenberg, wie ihn einst der Jüngling empfangen hat, und wie er nun dieses Buch hervorgebracht hat und in demselben fortwirken wird, hat hier die Mutter im Sinne; und sie fährt im Anschluß daran fort, seine Arbeit zeige ihr wieder deutlich, daß kein gutes Samenkorn verloren gehe, sondern seine Frucht bringe zu seiner Zeit. Die hier geschaffene Frauengestalt ist also die Frucht seines einstigen Jugendverkehrs. So äußerte sich

*) Dr. H. Dechent. Goethes Schöne Seele Susanna Katharina v. Klettenberg. Gotha. 1896.

auch später Goethe in „Dichtung und Wahrheit", nur erwähnt er da neben den Jugenderinnerungen noch die Benutzung Klettenbergscher Briefe: daraus sei ihm die „in ihre Seele verfaßte Schilderung" entstanden.

Daß die „Bekenntnisse" Goethes eigenes Werk sind, geht aber am deutlichsten und, wie es uns scheint, ganz unwiderleglich aus seinem Briefwechsel mit Schiller hervor. Als Goethe im März 1795 in dem langsamen Schaffen der „Lehrjahre" fortfahren wollte, schrieb er dem Freunde, er bekomme jetzt Lust, das religiöse Buch seines Romans „auszuarbeiten, doch gehörte mehr Stimmung und Sammlung dazu, als vielleicht zu einem anderen Teile." Und Schiller antwortete darauf: „Dieses Gemälde kann weniger als irgend ein anderes aus Ihrer Individualität fließen, denn gerade dies scheint mir eine Saite zu sein, die bei Ihnen am seltensten anschlägt. Um so erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Wesen gemischt haben werden. Religiöse Schwärmerei ist und kann nur Gemütern eigen sein, die beschauend und müßig in sich selbst versinken, und nichts scheint mir weniger Ihr Casus zu sein. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darstellung wahr sein wird — aber das ist sie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hilfe Ihres Subjekts." So debattiert man nicht über einige Retouchen, die an der einzuschaltenden Arbeit eines anderen vorzunehmen sind. Einige Monate später, im August, als dann Schiller das größte Stück der „Bekenntnisse" vor sich hatte, beurteilte er es in einer langen brieflichen Besprechung, und zwar durchaus als Goethes ureigenstes Werk, z. B.: „Mir däucht, daß Sie den Gegenstand von keiner glücklicheren Seite hätten fassen können, als die Art ist, wie Sie den stillen Verkehr der Person mit dem Heiligen in sich eröffnen. Dieses Verhältnis ist zart und fein, und der Gang, den Sie es nehmen lassen, äußerst übereinstimmend mit der Natur. Der Uebergang von der Religion überhaupt zu der christlichen durch die Erfahrung der Sünde ist meisterhaft gedacht. Ueberhaupt sind die leitenden Ideen trefflich, nur, fürchte ich, etwas zu leise angedeutet u. s. w."

Zwischen jenem und diesem Schillerbriefe liegt aber ein mehrwöchentlicher Aprilaufenthalt Goethes in Jena und ein täglicher Verkehr in Schillers Hause, wo die beiden ihre Arbeitsideen austauschten. Da ist natürlich auch von dem gesprochen, was Goethe gerade schrieb; eine falsche Voraussetzung Schillers über den schriftstellerischen Charakter der in Aussicht gestellten „Bekenntnisse einer schönen Seele" wäre hier von Goethe sicherlich richtig gestellt. Er hätte da bei der Offenheit seines Umgangs mit Schiller seine Autorschaft abgelehnt, wenn das Buch nur ein Klettenbergisches Manuskript wäre. So fällt an Schillers Augustkritik jene litterarische Behauptung in sich zusammen.

Der unwahrscheinliche Gedanke, daß Goethe in einer seiner wichtigsten, von ihm wie eine Lebensaufgabe betrachteten Dichtungen einen Fremdstoff aufgenommen haben soll und noch dazu einen den zehnten Teil des ganzen Werkes umfassenden, ist aber auch, von innen angesehen, nicht zu halten. Dechent will da im steten Vergleichen mit den uns überlieferten Schriften Susannas fast auf Schritt und Tritt die Feder der ihre Bekenntnisse aufzeichnenden frommen Herrnhuterin erkennen; und Schleiermacher wollte die vereinzelten dichterischen Zuthaten von der Niederschrift der Klettenberg scharf absondern können. Uns geht's gerade umgekehrt: nur vereinzelt stoßen wir auf etwas, was uns etwa an eine Benutzung Klettenbergischer Sätze denken läßt; im übrigen hören wir in Sprache, Ton und Haltung nur den in ihren Geist eingegangenen Goethe heraus. Schiller schrieb damals dem Dichter: „Ihr Bestreben, durch Vermeidung der trivialen Terminologie der Andacht ihren Gegenstand zu purifizieren und gleichsam wieder ehrlich zu machen, ist mir nicht entgangen." Ihm schwebten hier offenbar seine Ludwigsburger Jugendeinflüsse, der vulgäre Pietismus mit seiner gemacht unwahren Sprache Kanaans und mit seiner salbungsvollen, aber so platten Gefühlsüberschwenglichkeit vor. Ueber dieses niedere Niveau hatte Goethe das Seelenleben seines edlen, geistvollen und von künstlerisch-ästhetischer Bildung stark berührten Originals nicht erst hinaus-

zuheben. Dennoch würde auch sie sich als entschiedene Pietistin beim Niederschreiben ihrer Seelenerfahrungen in solchem Vermächtnisse doch wesentlich anders ausgedrückt haben. Schiller hat ganz richtig beobachtet, der Pietismus hat hier in Goethe eine ihn vermenschlichende Purifikation durchgemacht. Frappierend spiegelt sich in dem Buche die mütterliche Freundin seiner Jugend, aber doch durchweg in poetisch-goethescher Verklärung. Mögen unter den vorgelegenen Briefen sich vielleicht auch innere und äußere Erlebnisse behandelnde Notizen befunden haben, es ist doch das alles von Goethe zu seiner eigenen selbständigen Geistesschöpfung umgegossen. Die Gestalt ist zwar keine freie Dichtung wie Natalie, und enger noch als bei irgend einer anderen lehnt sich Goethe hier an ein Historisches an; ja er will etwas schaffen, was das Lebensbild der Susanna von Klettenberg verewigen soll, — aber er läßt sie dazu auferstehen aus seinem dichtenden Geiste und bildet sie zu einer Frauengestalt aus, auf die der Biograph doch nur in sehr beschränktem Maße Anspruch hat, die vielmehr wesentlich in unsere Beschreibung der poetischen Welt Goethes gehört.

Ihre früheste Jugend erinnert etwas an Leonore von Este. Das zarte Kind macht eine lange und schwere Krankheit durch. In der Zurückgezogenheit von Spiel und Verkehr auf sich selbst gewiesen, entfaltet sich die junge Seele zu regerem Leben, als es sonst in dem Alter der Fall ist. Empfänglich nimmt sie die von Vater, Mutter und Tante an ihr Bett gelangenden Eindrücke in sich auf und verarbeitet sie zu einer inneren Welt, in der sich dieselben drei Elemente mischten, wie beim jugendlichen Goethe: ein Vielerlei von Naturerkenntnissen, das die Wißbegierde und das Nachdenken anregte; eine buntschillernde Märchenträumerei, die das Herz mit phantastischer Liebessehnsucht erfüllte; und die dunkel dazwischen tönenden, aber das Gemüt wunderbar ansprechenden Stimmen einer aus Bibel und frommen Geschichtenbüchern ihr kommenden Religion, die das Kind vornehmlich auf öftere und lebhafte „Unterhaltung mit dem ewigen Wesen“ hinwies. Das Bedürfnis nach glaubens-

voller Beschaulichkeit setzt sich unaustilgbar in ihr fest. Es schlägt tiefere Wurzeln in ihrer Brust, als die beiden anderen Triebe, wenn es auch vom 12. Jahre ab, in der nun folgenden Zeit der Gesundung, hinter jenen erst zurückzubleiben und sogar zu verkümmern schien. Ihr Geistesleben breitete sich aus und umfaßte, was es nur immer an Bildung, Wissenschaft und Kunst sich aneignen konnte. Noch eher als dieses aber dehnte das Herz sich aus in Liebesverlangen und Lebensdurst. Es fand seine Befriedigung in einer kindlichen Schwärmerei für die Söhne des Hofmarschalls, zwei bildschöne Knaben, um die zusammen, dann aber mehr um den älteren, das junge Wesen in reinster Neigung und unschuldigster Verliebtheit die goldenen Fäden seiner Märchenphantasien spann, während zugleich das fromme Gemüt den kränklich werdenden Freund mit Händen fürbittenden Gebetes trug. Bald machte der Tod solcher frühen Liebe ein Ende, der Traum war hin, aber auch die Trauer verflog in dem Jugendsinn wie ein leichter Flor. Denn das heranwachsende Mädchen lernte nun die Freuden der Welt kennen. Immer mehr wurde sie hineingezogen in den Strudel, alle höheren Interessen erlahmten, und über ihr Leben drohte eine entgeistigende Verflachung zu kommen. Es sind das die vier leeren Jahre um die Wende des zweiten Jahrzehnts, über die wir sie schon klagen hörten (Seite 326). Dieselben schlossen ab mit dem Liebesverhältnis zu Narziß, dessen erstes Entstehen wir auch bereits beobachtet haben (Seite 376). Ehe sie sich's versah, war sie verlobt, und nun beginnt ihr Heranreifen zur „schönen Seele", das uns hier zu beschäftigen hat.

Es ist ein ergreifendes, aus der Lebensgeschichte der Susanna von Klettenberg herausgezeichnetes Bild vom Heroismus des Glaubens, das der Dichter vor uns aufrollt, eine Widerlegung der thörichten Ansicht, daß das Christentum Passivität, und Frömmigkeit weiche, energielose Empfindung sei. In der zarten Jungfrau erwacht die Heldenkraft des in Gott gebundenen und frei und stark sich aufrichtenden Gewissens. Zwar im ersten Jahre ihres Verlobtseins ist davon noch nichts zu spüren. Gefällig läßt sie sich vom Leben tragen, traumselig

genießt sie die reichlich ihr entgegengebrachte Lust; sie geht ganz in dem Gefühl auf, eine glückliche Braut zu sein. Liebte sie ihren Bräutigam ja doch mit aller Zärtlichkeit; die ganze Welt hatte außer Narziß keinen Reiz für sie. Und andererseits wußte sie sich von ihm mit aller Aufmerksamkeit und Hingebung geliebt; wohlhabend, wie er war, verlangte er doch keine Freude und keinen Besitz, wenn er ihn nicht mit ihr teilen sollte. Mit Anstrengung bemühte er sich um eine gute Stellung im diplomatischen Dienst, um, zu Ehren gekommen, sie dann als sein Weib heimzuführen. Inzwischen widmete er sich auch ihren geistigen Bedürfnissen, er ließ sie teilnehmen an den reichen Schätzen seiner Bildung. So kettete sich ihre Seele auch in dieser Hinsicht immer mehr an ihn, und ihr Sinnen und Streben ging nur darauf aus, ihm zu Gefallen zu leben.

Nur Eines Gunst begehrte sie noch daneben und darüber! Ihre tiefe Liebe hatte sie auch der höheren Liebe wieder zugeführt. Mehrere Umstände kamen dazu, sie Beistand von oben erbitten zu lassen. Dieser religiöse Zug wurde in ihr um so mächtiger, je mehr Narziß ihn zu ersticken gedachte. Er war ein Freigeist, der den Glauben leugnete und bekämpfte. Zwar schien es auch ihr oft, als ob der Himmel taub wäre. Aber das erregte in ihrer Seele keinen Zweifel. Hatte sie doch auch wieder Stunden, wo sie es deutlich und beglückend fühlte, daß sie sich auf ihren „unsichtbaren Freund“ verlassen durfte, und daß ihr Anliegen von seinem Gottesherzen wohl aufgenommen wurde. Vielmehr suchte sie den Grund dafür, daß sie öfter so gar keine Geistesberührung verspürte, in sich selbst. Dem forschte sie nach. Und das Ergebnis dieser schmerzlich stillen Fragen im zweiten Brautjahre war die Einsicht, daß der gesellschaftliche Verkehr und Zeitvertreib ihrer Kreise sie vielfach in das peinliche Gefühl versetze, etwas mitthun zu müssen, was sie in ihrem Innern hemme, bedrücke und verwirre; was durch das Bewußtsein, wider ihr besseres Empfinden zu handeln, ihr Gewissen schädige und infolge dessen den Frieden und die Lebendigkeit ihrer Gottesgemeinschaft störe. Als solche

Feinde ihrer Ruhe erkannte sie den Tanz, das Kartenspiel und den das Maß des Würdigen überschreitenden ausstaffierenden Putz, besonders die Maskerade. Nicht daß sie das als etwas Sündiges verwerfen wollte. Es mochte für eine andere Seelenbeschaffenheit ein ganz unschuldiges Vergnügen sein, für Menschen nämlich, die, noch naiv in dieser Sphäre des Richtigen dahinlebend, *ihre* Empfindung des Widerspruchs dieser Dinge zu einem dem Großen und Ewigen aufgethanen Wesen noch nicht hätten, oder die bei vielleicht höherer Richtung ihres Lebens doch an diesem Treiben, ohne davon innerlich ungünstig beeinflußt zu werden, ganz harmlos sich beteiligen könnten. Bei ihr ist das nicht der Fall: es nimmt sie gleich übermächtig mit, es veroberflächlicht und versinnlicht sie und, während es ihr wirkliche Befriedigung doch nicht gewährt, stumpft es sie ab gegen die höchsten, die wahren und allein bleibenden Freuden in Gott. Darum muß sie solche ihr Seelenglück beeinträchtigende Weltlust fortan unbedingt meiden! Man lasse sich hier nicht beirren durch die Punkte, an denen sie Anstoß nahm, sondern beurteile ihren Anstoß nach der persönlichen Ursache desselben. Sie thut, was *für sie* zur Wahrung der Geistigkeit *ihres* Wesens erforderlich ist. Es ist in der Form einer ernsten, manchem vielleicht erst pietistisch ängstlich erscheinenden Frömmigkeit im Grunde nichts anderes, wie der echte, sittlich gesunde Idealismus in dem Drange seiner Selbsterhaltung, der das Recht, über das für ihn Erlaubte zu entscheiden, jedem überläßt, der dieses Recht aber auch ganz entschieden für sich in Anspruch nimmt.

Diese Freiherzigkeit des Gewissensmenschen hat die Gesellschaft, soweit sie sich um den Pol der Weltseligkeit dreht, jedoch nicht. Sie giebt es nicht zu, daß sich einer in seiner Lebensgestaltung dem Zwange des Allüblichen entziehe, und wer es doch thun wollte, den straft sie, wo sie es irgend kann, mit Isolierung. Das fürchtet die junge, auf ihre Selbstbefreiung bedachte Seele ja nun nicht, denn was in dieser Hinsicht ihr entgehen würde, vermag sie bei ihrem inneren Reichtum leicht zu missen. Und was bei jener Aussicht einen männlichen Geist

etwa stutzig machen und ihn vielleicht veranlassen würde, das Joch seiner Umgebung, ob auch mit wundem Herzen, weiterzutragen, — das Bedürfnis, den Menschen nahe zu bleiben, um auf sie wirken zu können, das ist ihr fremd. Aber eines steht als ein Schrecken vor ihr: die Welt hat eine Macht der Vergewaltigung über ihr Gewissen durch ihre Liebe, durch ihre Herzensverbundenheit mit Narziß! Ihr Bräutigam besitzt bei seinen großen Vorzügen einige empfindliche Schwächen. Die am tiefsten in seinem Wesen begründete ist die Eitelkeit und damit eine weltgefällige Streberei. Er gehört zu den jungen Männern, von denen es leider so viele giebt, die in allen Stücken gar mannesmutig sich zeigen, die aber eine geradezu feige Scheu haben vor jedem, was ihnen vielleicht als allzu große Gewissenhaftigkeit ausgelegt werden könnte: um alles in der Welt sich nur nicht vor dem Urteil der Leute lächerlich machen! Seinetwillen hatte sie noch manches mitgethan. Sie hatte darunter gelitten, und doch hatte sie sich immer wieder in die von ihm als notwendig erachtete Art der Lebensführung hineinziehen lassen, bemüht zu versuchen, ob sich nicht die Ansprüche des Gewissens und die Rücksichten des Herzens miteinander ausgleichen ließen. Sie fürchtete den Verlust seiner Liebe, und sie fürchtete den um so mehr, da, je ernster ihr Sinn wurde, desto mehr ihre Neigung zu ihm sich zu vertiefen und zu befestigen schien. Schließlich wurde ihr aber das Umtreiben in den gesellschaftlichen Gepflogenheiten unerträglich, sie fühlte sich darin wie in einem luftleeren Raume, und es kam zur Aussprache.

„Ich erklärte, daß ich bereit sei, bis ans Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu teilen, daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Lassen von meiner Ueberzeugung abhängen müsse; daß ich zwar niemals eigensinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eigenes Glück betreffe, müsse die Entscheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würd' ich dulden. So wenig das Räsonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine sonst

vielleicht ganz gesunde und von vielen sehr geliebte Speise zu mir zu nehmen, sobald mir meine Erfahrung bewiese, daß sie mir jederzeit schädlich sei, so wenig und noch viel weniger würd' ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moralisch zuträglich aufdemonstrieren lassen."

Diesem aufs Leben übertragenen Protestantismus ihres Gewissens trat natürlich weigernd und wehrend seine weltförmige Gesinnung entgegen, die sich den Notwendigkeiten seiner Carrieresucht unterworfen hatte, und die auch sie als sein zukünftiges Weib in die Regel der gesellschaftlichen Anschauungen zwängen wollte. Ihr Herz machte schwere Kämpfe durch. Aber in denselben entdeckte sie, daß die Liebe, die sie von der Luft ihres Lebenselementes absperrte, denn doch nur eine Glasglocke sei, die sich in der Kraft ihres Glaubens zerschlagen lasse. Sie brachte ihrer Überzeugung das Opfer und gab ihn frei, und nun war auch ihr Gewissen frei! — Weit entfernt, in dieser von der Geschichte der Klettenberg ihm gegebenen Aufhebung der Verlobung eine pietistische Wunderlichkeit zu sehen, will Goethe ihre Handlungsweise vielmehr als einen Erweis von Seelenschönheit aufgefaßt haben. Es ist der ideale Sinn, der in seiner sittlichen Reife hier den Mut findet, mit Hingabe seines wertvollen Herzensgutes sich selber treu zu bleiben und Gott mehr zu gehorchen als den Menschen.

Nun ist ja der Hintergrund dieses Gemäldes, was ihr Verhalten noch begreiflicher macht, das damalige gesellschaftliche Leben in der hohlen Aufgeblasenheit und in der moralischen Lockerheit des französischen Geschmackes. Die Gesellschaft hat sich inzwischen geändert, auch wesentlich gebessert. Aber Weltseligkeit in anderer Form giebt's auch heute noch genug. Heute ist es der Materialismus des Genusses mit seiner stumpfen Gleichgültigkeit gegen ideale Interessen. Heute ist es die Hast und die Übertreibung zerstreuenden Vergnügens, die die Seele tot zu hetzen drohen. Heute ist es oft in Wohnung und Lebensgewohnheit eine Luxusentfaltung, bei der man nicht begreift, wie da unter der erdrückenden Wucht des Irdischen ein höheres Leben sich noch regen könne. Man sagt sich da manchmal:

die Menschen, die darin zu existieren vermögen, müssen doch sehr geringe Ansprüche haben! Wer aber mehr braucht, wer Gott und Glaubenserhebung und Ruhe im Ewigen, wer eine gewisse Wohlhabenheit an Geist und Idealen braucht und nun in solches Wesen hineingerät, wird darin bald ein recht armer, darbender und unbefriedigter Mensch werden. Das Leben manches Mannes, der einst ein hochgesinnter Jüngling gewesen war und an ein rechtes Weltkind geriet, — das Leben vieler bei Glanz und Herrlichkeit sehr wenig glücklich sich fühlender Frauen, die den geistigen und religiösen Tiefgehalt ihrer Jugend, in allzu großer Gefügigkeit unter die Wünsche des Mannes, bald eingebüßt haben, beweist dies. Darum bleibt auch heute und allezeit die eben vorgeführte Gestalt eine wohl zu beherzigende Mahnung des Dichters: Ordne deine Liebe deinem Gewissen unter! Habe Gott lieber noch als deinen Gatten! Behaupte dich in den Anforderungen und Bedingungen deiner Seele und habe nötigenfalls den sittlichen Mut, rechtzeitig das Band einer Gemeinschaft zu zerreißen, die dich entseelen würde, und treu deinem Gefühl gegen deine Gefühle zu handeln!

Das junge Mädchen war jetzt etwa vierundzwanzig Jahre. Das Bewußtsein, sich ein ewiges Gut gerettet zu haben, ließ sie den Schmerz in heiliger Freude rascher überwinden, als es unter anderen Umständen beim Zerfall einer Liebe der Fall ist. „Ich eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause heraussehnt, wenn der Vorhang gefallen ist.“ Spricht daraus stark Goethes eigene Art, so läßt er sie in treffender Schilderung ihrer Stimmung fortfahren: „Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maiwetter beschert zu sein.“ Die befreite Seele lebte mit all ihrem Denken und Sinnen stillvergnügt im Frieden des Himmels, der sich weit ihr aufgethan hatte. Ihr Gott war ihr beständiger Umgang, ihr Ersatz für Verlorenes, ihr Trost in neu sie anfallender Krankheit und ihre Kraftquelle zu treuer und ruhig gefaßter Pflege der durch lange Jahre hinsiechenden Eltern. Heiratsanträge wies sie ab und, zur Ehrenstellung einer Stiftsdame erhoben, schaute sie wie

von einer Warte auf das Weltgetriebe zu ihren Füßen mit menschlich warmem, aber nicht mehr innerlich aufregendem Interesse. Selbst durch das Hofgetümmel, an dem sie eine Zeit lang um der Schwester willen teilnehmen mußte, schritt sie bei aller freundlichen Mitteilsamkeit doch in seelischer Insichgekehrtheit. Man beachte, wie sich hier in der religiösen Beschaulichkeit dieser Frauengestalt des Dichters persönliche Zustände spiegeln: seine Zurückgezogenheit vom Staatsdienste, sein schon früh sich geltend machendes Bedürfnis der innerlichen Zurückhaltung vom Hofleben, sein oft so weltvergessendes Sicheinspinnen in seine Geisteswelt und das Glück der Seele in ihrer von reichen Phantasien erfüllten Dichterklause, wo doch die Welt Früchte seines Schaffens manchmal Jahre lang nicht zu Gesicht bekam. Ein reger Bethätigungsdrang mag da wohl mit der biblischen Martha von Müßiggang reden, und besonders bei der religiösen Versunkenheit liegt dieser Vorwurf nahe: „Herr, sage ihr doch, daß sie es auch angreife." Aber laßt sie, es ist gut und recht so, die Menschheit bedarf auch dieser Stillen im Lande des Geistes, — das klingt hier als entschuldigende Stimme über manches der Welt sich entziehende Leben hin — laßt sie ruhig sich selbst gehören, sie sind nicht unthätig, sie arbeiten um so eindringlicher in ihr Inneres hinein, und was sie da werden, das kommt auf diese oder jene Weise dem Ganzen reichlich zu gute!

In diesen Jahren der gesammelten Ausreife der „Schönen Seele" hätte aber etwas das Reinmenschliche ihres Charakters leicht trüben können. Ihre häuslichen Verbindungen sowie das Bedürfnis nach Anschluß an christlich ernstgesinnte Menschen hatten sie den pietistischen Kreisen der Stadt nahe gebracht. Die huldigten aber der strengen Hallischen, einst von August Hermann Francke aufgerichteten Observanz. In derselben kleidete sich das Streben nach einer bis hinab in den Grund der Persönlichkeit dringenden Vergeistigung in ein düsteres System der Bekehrung. Das vom sündigen Wesen erlösende Eingehen Gottes in die Seele dachte man sich nur möglich, wenn den Menschen eine entsetzliche Furcht vor dem Strafgericht Gottes

ergriffen hätte, und wenn sein ganzes Leben zu einem Zittern vor der Qual der Hölle geworden wäre. Diesen Anfang des Heilsstandes galt es nun auch bei ihr hervorzubringen. Da ließ der aufdringliche Eifer einiger Gemeindeglieder ihr keine Ruhe. Durch vermahnendes Hineinreden in ihre allerpersönlichsten Empfindungen suchten sie die Angst vor dem Teufel und eine traurig verzweifelte Stimmung in ihrem Herzen zu wecken. In dieser Welt nun des Gemachten und Erzwungenen, die so gar nicht in dem Gottesreich der Liebe liegt, und wo der gesunde Menschensinn sich so leicht zu einem häßlichen Zerrbilde des religiösen Ernstes entstellt, zeichnet Goethe hier das Bild der evangelisch freigesinnten Pietistin, die zwar ganz in der orthodoxen Vorstellung ihrer Umgebung lebt, deren Seele sich völlig in geistlicher Richtung bewegt, aber doch so durchaus in der Richtung der Liebe und des kindlichen Zutrauens und der freudigen Hingabe an den Höchsten, daß all der unwahre satanische Spuk sie kalt läßt, und kein Gefühl der Furcht ihre Frömmigkeit zu verwirren vermag. Der echt protestantischen Pietistin, die mit klarem Blick das Verkehrte und das Gute bei diesen Leuten zu unterscheiden weiß, die dankbar jede wirkliche Förderung ihres höheren Menschen von der religiösen Anregung dieses Kreises annimmt, die aber jeden unbefugten Eingriff in ihr Inneres sich mit kräftiger Entschiedenheit verbittet und der frömmelnden Gewaltthätigkeit gegenüber das Recht ihres allein Gott verantwortlichen Gewissens zu wahren gesonnen ist.

Wohl bedurfte diese aus der Staubeswelt erwachsene Seele ja noch der läuternden Durchdringung des göttlichen Geistes. Und dazu bedurfte sie jener vertieften Selbsterkenntnis, wo der Mensch, auch der gute Mensch, seines Innersten tausendfältigen Widerspruch mit dem reinen Ideale, seine verborgene Zwiespältigkeit vor dem heiligen Gotteswillen mit wehem Schmerze gewahrt und in dieser Not dahin geführt wird, über alle Unvollkommenheit und Ohnmacht menschlicher Selbstverbesserungsversuche hinweg zu der Gnade und ihrem göttlichen Heiligungswerke seine Zuflucht zu nehmen. Und die Stunde kam ihr, wo des Menschenherzens, auch ihres eigenen Herzens Natur-

tiefen mit all dem darin liegenden Zündstoff des Bösen sich vor ihr aufschlossen, und wo ein Erschrecken sie überfiel vor dem, was sie geworden sein könnte, wenn eine unsichtbare Hand sie nicht umschränkt hätte, und was sie aus sich heraus auch immer noch werden könnte. Diese erschütternde Einsicht in ihre Sündhaftigkeit, die die pietistische Bekehrungssucht mit ihren Bedrohungsmitteln in ihr nicht gewirkt hatte, gewann sie in der Freundschaft, durch die menschlich teilnehmende Berührung mit einem an seiner Erinnerung schwer leidenden Leben. Und auch die andere Stunde kam ihr, wo ihr das Kreuz Christi, bis dahin nur eine geglaubte dogmatische Formel, eine neue Welt befreiender Erfahrung aufthat, und wo ihr daraus ein Heiland entgegentrat, von dessen innerlich erneuernder Lebensfülle alle rechtgläubige Schultheologie doch nichts weiß und so oft nichts hat. Hier ist die Brücke, auf der sie aus dem harten und herben Hallischen Pietismus hinübereilte in den milden, freieren und evangelisch unendlich tieferen Pietismus der Zinzendorfschen Brüdergemeinde. Ihre innige Herzensverknüpfung mit Christus ist etwas Schwärmerisches; es ergoß sich dahinein die ganze Liebessehnsucht ihres Wesens mit manchem Zuge phantastisch überschwenglicher Inbrunst. Und doch hat dieser fromme Gefühlsreichtum einen sittlich belebenden Gehalt. Er ist nur die eigentümliche Glaubenshülle, unter der sich hier das Ineinanderleben der Seele mit ihrem Ideal und ihre volle Entfaltung zu einem herzensreichen und herzenslauteren Menschentum vollzieht.

Ihre Entwicklung ist damit noch nicht abgeschlossen, aber es ist nicht unsere Aufgabe, dieselbe weit über die Jugendgrenze des dreißigsten Jahres zu verfolgen. Nur kurz die Andeutung, daß sie dann auf der Höhe ihres Lebens auch das, was dieser religiösen Richtung an „Tändelwerk“ anhängt, noch abstreifte, daß ihr Blick über alle geistliche Beschränktheit des Pietismus hinaus sich immer mehr weitete zu verständnisvollem Mitgenuß an allem Herrlichen in Kunst, Wissenschaft und Natur, auch zu mannigfacher Bethätigung in den irdischen Fragen des Lebens, obschon die innere Kultur in enger Lebens-

gemeinschaft mit ihrem „unsichtbaren Freunde“ ihr immer Kern und Stern der Interessen blieb, das Eine, was not thut, — und daß sie in Milde, Weitherzigkeit und Güte, in großem, hohem, edlem Menschensinn zu jenem Bilde eines fromm verklärten Lebens wurde, wie Goethe es in Susanna von Klettenberg mit Verehrung geschaut und dankbar, der tiefsten sittlichen Anregungen voll, in sein Herz geschlossen hatte: zu jener „schönen Seele“, die er am Ende ihrer „Bekenntnisse“, den Begriff dieses Wortes erklärend, sprechen läßt:

> „Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führt; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen und weiß so wenig von Einschränkung, als von Reue. Gott sei Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin, und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demut denken darf!“

„Menschen dieser Art sind außer uns, was die Ideale im Innern sind, Vorbilder, aber nicht zum Nachahmen, sondern zum Nachstreben,“ auf daß dasselbe, was sie waren, in uns in vielleicht ganz anderer, scheinbar entgegengesetzter Gestalt zum Leben erstehe. So hat der junge Goethe oft gedacht, wenn er vor seiner mütterlichen Freundin saß. Hier im Roman spricht so ihre Nichte, die Tochter ihrer Schwester, die Baronesse Natalie, der Liebling der Tante und derselben in ihrem Jugendporträt zum Verwechseln ähnlich. Sie erscheint vor uns schon als gereifte Jungfrau. Von ihrer Entwicklung vernehmen wir nur indirekt etwas. In den „Bekenntnissen“ tritt sie als das Kind auf, das zu den höchsten Hoffnungen berechtigte und eine ganz eigenartig große Natur, eine wunderbare Anmut des Herzens, gepaart mit kraftvoller und immer sich gleichbleibender Bestimmtheit ahnen ließ. In frühsten Jahren schon eine Waise, nimmt sich der Oheim ihrer verstorbenen Mutter, ein Mann von fürstlichem Reichtum und von hochidealen Interessen, ein wahrer Mäcen der Kunst, ihrer an und giebt später das junge Mädchen mitsamt den Geschwistern in die Hände eines Erziehers von Goetheschen Grundsätzen.

Dieser Abbé, ein reicher Geist, ein felsenfester, sicherer Charakter, ein äußerlich zwar kühles, immer reserviertes, aber von Liebe durchdrungenes Herz, völlig hingegeben an seiner Mitmenschen Wohl und Veredelung, ist offenbar früher Jesuit gewesen. Doch die Aufklärung der Zeit hatte auch über den jungen Geistlichen die Herrschaft gewonnen. Und wie nun Goethe einst aus seiner pietistisch beeinflußten Periode durch Sturm und Drang hindurch an den Hof Karl Augusts gelangt war, so hatte der in seinen freisinnigen Ideen mit dem Orden Zerfallene sich zu dem Oheim Nataliens begeben, auf dessen Schlössern wir uns ein dem Weimarischen ähnliches ästhetisch gestimmtes Leben zu denken haben. Sein Absehen ging darauf aus, hier einen Bezirk der verwirklichten christlichen Humanität zu schaffen, wo unter einem Kultus, der kein kirchlich-religiöses, sondern ein mehr freimaurerisch-ethisches Gepräge hatte, das ganze Thun und Treiben der Menschen sich zur Christlichkeit im Geiste und in der Wahrheit erheben sollte. Der Abbé war natürlich kein Gottesleugner, kein Glaubensverächter; aber der Glaube sollte nach ihm nicht in Wort und Bekenntnis, in Gebet und Gottesverehrung hervortreten, sondern er sollte der tiefe Hintergrund, der in stiller Höhe sich wölbende Himmel, die im Innern verborgene Kraft des Lebens sein. Mit ganzer Hingebung widmete er sich der Herzensausbildung der jungen Leute, in des Oheims Sinn bemüht, sie inmitten eines bigott unthätigen oder gehaltlos genußsüchtigen Adels zu wahrhaft aristokratischen Menschen zu erziehen, die ihrer höheren Geburtsstellung damit gerecht zu werden hätten, daß sie, von aller Anmaßung und Beschränktheit frei, ihrem Dasein die höchsten Zwecke vorsetzten. Er suchte es ihnen zum Bewußtsein zu bringen, daß ihr Adel ihnen noch keinerlei Recht, sich als die Vornehmen zu fühlen, gäbe, daß sie die Adeligen erst würden, wenn sie die Edlen wären, die ihre Zeit, ihre Gaben und ihren Besitz in schaffensfreudiger Lust ausnutzten zur Beglückung für viele. In dieser Hinleitung zum wahren Menschentum und zu einer die Mitmenschen fördernden Thätigkeit ließ er seinen Zöglingen eine durchaus individuelle

Behandlung angedeihen. Sie wurden auf ihre angeborene Art, auf ihre Geistesrichtung und auf ihre Neigung beobachtet und so gelenkt, daß sie sich in voller Freiheit aus sich selbst heraus gestalteten: jeder durfte in seiner Charakterentwicklung seine eigenen Wege gehen, die Wege, die sich aus seiner Natur ergäben. Wenn das auch erst einmal verkehrte Wege wären, so würde doch, davon war ihr Erzieher überzeugt, durch das, was der einzelne dabei an sich erführe, sein Wesen sich selbständig von allem Unrechten läutern und zum Guten und Wahren ausreifen. Auf diesem Boden erwuchsen die Geschwister, die wir im Roman als in sich längst abgeschlossene und nach des Oheims Tode in der Verwaltung ihrer Güter stehende junge Menschen vorfinden. Während Friedrich, der sich in der Welt umhertreibt, — wir kennen ihn schon als den Geliebten Philinens — das Opfer der zuletzt gezeichneten liberalen Methode geworden zu sein scheint, und auch eine jüngere, übrigens gut gesinnte Schwester dabei doch in ihrer Charakterfestigung nicht gut fortgekommen ist, hat diese Erziehungsweise sich glänzend bewährt an Lothario und vor allem an seiner älteren Schwester Natalie.

Dieselbe ist ein rationalistisch verständiges Wesen, aber von reicher Herzensbestimmtheit; durch und durch eine im Irdischen wurzelnde, aber dabei von der reinsten idealen Gesinnung beherrschte Realistin. Es fehlt in ihrem Bilde jeglicher religiöse Zug. Ihre Tante, die schon auf das Kind mit einer an Verehrung grenzenden Bewunderung schaute, beklagt doch, daß an ihr nichts zu merken sei von „dem Umgange mit sich selbst und mit dem unsichtbaren, einzigen treuen Freunde." Natalie scheint überhaupt keinerlei Bedürfnis der Seelenerhebung zu kennen. Auch die Kunst, die durch des Onkels Liebhaberei ihr Schloß zu einem Tempel des Schönen ausgestaltet hat, übt keine Reize auf sie aus. Allem, was Phantasie heißt, steht sie unempfänglich und ablehnend gegenüber. Was anderen eine dem Gemüt wohlthuende Einkleidung hoher Ideen ist, und was sie als solche sich anstandslos gefallen lassen, z. B. die Vorstellung der Engel und des zu Weihnachten kommenden

Christkindes, setzt bei ihr gleich den protestierenden Wahrheitssinn in Bewegung. In dem Poetischen dringt ihr nüchterner Geist immer sofort auf den zu Grunde liegenden Wirklichkeitsgehalt. Nur für das faktisch Daseiende hat sie einen Blick, jede Verklärung des Äußeren durch das Innere, jedes idealisierende Ansehen der Dinge ist ihr fremd, weshalb sie auch des Naturgenusses nicht fähig ist. Darin ist sie nichts weniger als eine Tochter des Goetheschen Geistes. Desto mehr ist sie in dem moralischen Gehalte ihrer Persönlichkeit und in der Art, wie der sich bei ihr äußert, die Verkörperung seines „Das Göttliche" im Sterblichen feiernden Bekenntnisses:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch,
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Natalie, die nie von Gott spricht, ist doch eine Führerin zu Gott, und die in ihrem Seelenleben keinerlei religiöses Gepräge hat, stimmt doch alles um sich unwillkürlich religiös. Man hat das Gefühl, eine Priesterin des Höchsten vor sich zu haben. Eine „ruhige, sanfte, unbeschreibliche Hoheit" geht von ihr aus; es ist der Geist der Iphigenie, nur noch abgeklärter und milder, gewissermaßen aus der prophetischen Ahnung im Dianahaine hier zu seiner messianischen Erfüllung und Vollendung erstanden, und bei der wandellosen Sicherheit ihrer Seele, bei der affekt- und leidenschaftlosen Gleichmäßigkeit ihres Auftretens ein noch wirkungsvolleres Bild der schönen Harmonie. „Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, so werden Sie ein neues Leben anfangen," sagt Therese, und Wilhelm Meister spürt in ihrer Nähe die Berührung einer umschaffenden Gewalt ihres Herzens.

Nataliens Edelsinn ist ihre hilfreiche Güte. Bei ihr steht es nicht so, daß sie viel Herz für andere hat, daß das sich oft,

ihre eigenen Lebensinteressen unterbrechend, in That und Wort bei ihr bezeugt, und daß sie gern ihre persönlichen Angelegenheiten hinter die der anderen in Selbstverleugnung zurückstellt. Nein, ihre Liebe weist darum so ergreifend auf die göttliche Liebe hin, weil sie ihr ganzes Wesen ausmacht: die Bethätigung ihrer menschenfreundlichen Gesinnung ist das eigentliche Bedürfnis ihres Lebens, das alles Selbstbegehren in sich aufgezehrt hat, und in dem Streben und Sorgen für andere und in nichts anderem findet sie ihr volles Lebensinteresse.

Charakteristisch dafür ist die Art, wie sich die bräutlichen Empfindungen in ihr bilden. Von ihrem ersten Auftauchen in der Geschichte an (Kapitel 6, Buch 4), wo sie auf ihrem weißen Pferde als „die schöne Amazone" daherjagt und dem im Walde schwerverwundet Daliegenden die rettende Hilfe bringt, dann aber spurlos wieder verschwindet, weiß der Dichter sie uns durch das sehnsuchtsvolle Nachsinnen und das vergebliche Nachspüren Wilhelm Meisters mit einem Schimmer des Romantischen zu umgeben. Gespannt warten wir durch weite Partien hin des Augenblicks, wo der dichte Schleier, hinter dem die holde Unbekannte uns verborgen bleibt, sich lüften, und das reizendste Liebesverhältnis sich entwickeln wird. Ganz wider alles Erwarten entdeckt der Held des Romans die schmerzlich Gesuchte endlich in Lotharios Schwester. Er kann sich nicht halten, er stürzt vor dem Bilde seiner süßen Phantasien auf seine Kniee und küßt mit Entzücken die Hand der jungen Herrin. Aber als er zu ihr aufschaut, steht nicht das lieblich lockende Mädchenbild vor ihm, wie es so lange durch seine Träume geschwebt hatte, sondern in imponierender Erhabenheit, mit dem himmlischen Lächeln einer Heiligen, der Genius humaner Seelenschönheit. In nur desto tieferem Verlangen streckt sich jetzt das Denken des jungen Mannes, der nach manchen Sturmwegen den Ruheport und seines Lebens vollendende Reife begehrt, nach der stillen Welt dieses Herzens aus; und die hochsinnige Toleranz, die alles, was doch in seiner Vergangenheit ihrem reinen weiblichen Gefühle zuwiderlaufen mußte, mit mildem Urteil vergebend zudeckt, läßt ihn inniglichst das Glück

dieses Besitzes ersehnen. Aber obwohl sie erkennt, was in seinem Innern vorgeht, zeigt doch ihr ganzes Wesen nur treue Freundschaft, keine Liebe. Da kommt die Schreckensstunde, wo sein Felix, der liebe, anmutige Junge, an dem er mit allen Fasern seines Lebens hängt, rettungslos dem Vergiftungstode anheimgefallen zu sein scheint. Das ganze Schloß ist in grenzenloser Aufregung. „Die Nacht ging allen schlaflos und sorgenvoll vorüber. Das Kind wollte sich nicht von Natalien trennen lassen. Wilhelm saß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf seinem Schoße; Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen: so teilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelm ihre Hand gegeben; sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind und sahen einander an." In diesem Hinundherweben der Gedanken, unter den Blicken der flehentlich an sie sich klammernden Angst des Vaterherzens und unter der hingebungsvollen Teilnahme des eigenen Herzens, das wie mit übermenschlicher Seelenanstrengung das Wilhelm so teure Lebensflämmchen anzublasen sich mühte, erwachte in ihrer Brust die Liebe des Weibes zu dem bekümmerten Manne, und sie gab sich das Gelübde, wenn der Kleine stürbe, ihm als Ersatz ihr Leben schenken zu wollen.

Diese Liebesgeschichte läuft also anders aus, wie man erwartet hatte, und doch eigentlich nicht anders, wie sie begonnen hatte. Als sie damals im Walde von ihrem Zelter stieg, und es dem von Marodeuren Niedergeschlagenen bei ihrer Erscheinung zu Mute war, als „sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und als verbreite sich über sie ein glänzendes Licht," da nahm sie sich seiner Wunden an, hüllte ihn in ihren Mantel ein und überließ einem ihrer Diener reichlich Geld mit dem Auftrag, den Leidenden zu gewissenhaftester Pflege im nächsten Orte unterzubringen. Natalie ist die Goethesche Übersetzung des barmherzigen Samariters ins Frauenleben. Retten, heilen, trösten und emporrichten ist ihr Leben. Dafür giebt sie, was sie hat und was sie kann, dafür giebt sie sich selbst

ihm nunmehr in Liebe hin. Damit aber erfährt Wilhelm Meister nur in höchster Steigerung, was so viele schon von ihr empfangen haben, vor allem auch Mignon, deren sie sich mit einem Eifer angenommen hat, als wäre die Zurechtbringung und gemütliche Aufhellung des armen Seiltänzerkindes ihr höchster Daseinszweck. Ihr Schloß durchrauscht selten Festeslust, die Mühen und Sorgen des Reichtums um Putz und Pracht, um Ehren und Geltung sind ihr fremd, für die große Welt hat sie keinen rechten Sinn; darin ist sie, wenn auch aus anderen Gründen, ihrer Tante gesinnungsverwandt. Sie kann sich um dies alles nicht so kümmern, wie andere ihres Standes, weil sie zu wenig Zeit dazu hat. Denn ihr Schloß ist eine Stätte ernster Arbeit. Diese vornehme junge Dame will nicht umsonst da sein. Sie will nicht Flitterpuppe, sondern ein Menschengeist und ein Menschenherz sein, und der Gesellschaft zu nützen, erscheint ihr wichtiger, als in und mit der Welt zu genießen. Deshalb hat sie einen Kreis junger weiblicher Wesen um sich gesammelt, Kinder aus dem Volke, und zwar solche, in deren höherer seelischer Beanlagung die Natur ihren Willen kund thut, daß sie aus dem mechanischen Lebensgetriebe der Armut und Niedrigkeit heraustreten und zu größeren Aufgaben brauchbar, für des Menschendaseins Hochgefühl empfänglich werden sollen. Denen widmet sie sich in aller Treue. Mit ihrem feinen Takt, mit ihrem verständnisvollen Herzensblick das Edle in ihnen herauszubilden, ist ihre Lust. Der Grundsatz aber, in dem nächst der Liebe ihre hebende Kraft liegt, ist der aus ihrer milden, vertrauensvollen Sinnesart erwachsene Gedanke, den jeder Pädagoge und jeder Theologe sich als goldenen Spruch aneignen müßte:

> „Wenn wir die Menschen nur nehmen, wie sie sind, so machen wir sie schlechter; wenn wir sie behandeln, als wären sie, was sie sein sollten, so bringen wir sie dahin, wohin sie zu bringen sind.“

Aber Natalie hat mehr, als die Willenskraft der erbarmenden Liebe, sie hat auch jene Sehkraft des Samariters, die

nicht nur einem verknöcherten und kaltherzigen Reichtum, sondern auch vielen guten Menschen so völlig abgeht. Sie vollbringen wohl mit ihren Mitteln hier und da allerlei, doch ihnen fehlt das Auge, die Stellen zu erkennen, wo ihr freundliches Eingreifen die größte Wohlthat wäre; was sich ihnen nicht gerade aufdringt, das bemerken sie nicht. Oder wenn sie auch dafür das Feingefühl besäßen, so wissen sie doch nicht, wie es ihnen möglich sein sollte, dem Bedürftigen oder Ratlosen beizustehen, und sie thun vielleicht, was ihm gar nicht dienlich ist. Auch „die schöne Seele“ der Bekenntnisse muß es von sich sagen, daß sie zwar gegen Arme nicht karg gewesen sei, ja daß sie manchmal mehr gegeben habe, als ihre Verhältnisse es eigentlich erlaubten, daß das Talent des Helfens ihr aber nicht zu Gebote gestanden habe: ihr erbarmender Menschensinn wäre dazu, wenigstens den ihr nicht Nahestehenden gegenüber, nicht stark genug gewesen. Hier nun zeigt sich uns die Meisterin der dienenden Liebe mit ihrem genialen Entdeckerblick. Natalie entgeht kein Bedürfnis ihrer Mitmenschen. Sie fühlt es den Leuten, mit denen sie sich berührt, ab, wo es sie drückt, und was sie quält, sie brauchen sich gar nicht darüber aussprechen. Ihr zarter Herzenssinn dringt in verborgene Tiefen, und zwar nicht nur der gewöhnlichen Erdennot, der Sorge um das Notwendigste, sondern auch der Schmerzen und der unruhigen Fragen der Seele und all der Dinge, die jeder, weil er von anderen darin doch nicht verstanden wird, still bekümmert in sich allein herumträgt. Ihre Liebe vermag da vieles den Augen abzulesen. Und wunderbar, ihre Liebe liest nicht nur den Mangel, sie sieht gleich, wie daneben geschrieben, Rat und Wege der Abhilfe. Sie muß, sobald sie eine Verlegenheit, einen dringenden Wunsch, ein zwingendes Begehren durchschaut, sofort, wie von Inspiration geleitet, hier- oder dahin denken, wo ihr, um Ersatz oder Beistand zu schaffen, ein Einfluß offen steht, wo etwa gerade an dem Gesuchten ein Überfluß vorhanden ist, oder wo die sich darbietende Kraft gebraucht werden kann. Und ebenso weiß sie immer das Wort zu finden, das einem Menschen sein Dunkel erhellt, und die

Empfindung zu lösen, die Kräfte zu wecken, die ihn aus seinen Fesseln innerlich befreien. Ihre Vermittlung entwirrt schließlich die verwickeltsten Fäden, und wo sie eine schwierige Sache anfaßt, da kommt Ordnung und Klarheit, Friede und Freude hinein. Das danken ihr ihre Freunde, dafür liebt man sie weit und breit, — von ihrem Leben geht etwas aus von dem: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!

Ob die Züge seiner liebegroßen und liebeseligen Natalie sich dem Dichter vielleicht etwas ins Engelhafte verklärt haben? Jedenfalls ist dieser Herzenssinn die echte Weiblichkeit und das Geheimnis der Kraft, durch das ein Frauenleben der Welt zum Segen wird. Wo dieser Geist gering geschätzt oder gar in einem falschen, über die weibliche Pflicht des Dienens unwillig hinwegstürmenden Emanzipationsdrange mißachtet wird, da ist auch bei der Entfaltung glänzendster Gaben der eigentliche Adel des Geschlechtes verleugnet. Möge die Gestalt der idealen Realistin Goethes den Töchtern unseres Volkes, besonders denen der höheren Stände, mehr sein als ein Dichtertraum!

Diese Charakterschönheit ist jedoch nicht möglich ohne Religion! Nun will ja Goethe seine Natalie gewiß nicht als irreligiöse Erscheinung aufgefaßt sehen. Wie ihre Nähe die Menschen zum Göttlichen erhebt, so findet sie selbst in ihrer Liebe diese Geistesvereinigung, und der Glaube ist, nur gänzlich verborgen bleibend und mehr unbewußt und unbestimmt, der innere Grund ihres Lebens. So etwa stellt es sich der Dichter vor. Aber solche geheime, nur wie ein stummer Gottesodem die Brust durchziehende Religiosität, die keinerlei Bedürfnis nach Aussprache hat und keine Pflege sucht und braucht, ist ein so vages, unfruchtbares Etwas und doch Nichts, — daraus wird nie und nimmer die von der Heilandsliebe Christi beseelte Humanität einer Natalie hervorgehen. Goethe hat ja von dieser Herzensgüte und Menschenfreundlichkeit viel in seinem eigenen Wesen gehabt. Doch was er davon hatte, das war die köstliche Frucht seiner ausgesprochen religiösen Erziehung und der Jugendbeeinflussung durch die Frömmigkeit des Mutterherzens

und der Susanna von Klettenberg; und nimmermehr würde er vor uns stehen als der so human abgeklärte Mensch, wenn sich nicht durch sein ganzes Leben jene frei-, aber christlich religiöse Glaubensanschauung gezogen hätte, die oft so kräftig in ihm zu Worte kam. Es mag ein weibliches Herz im ganzen vielleicht viel mehr das ethische Gepräge der Goetheschen Martha, als das religiöse jener vorher betrachteten Maria haben. Aber doch nur aus einem lebendig religiösen, die Verbindung mit dem Ewigen suchenden und treu pflegenden Glaubensgefühle reift es zu Nataliens Schönheit heran.

Hoher Sinn zum Schaffen und Wirken.

Die Nataliengestalt hat uns bereits in den Bereich dieses letzten Abschnittes eingeführt. Ein Hauptunterschied zwischen ihr und der „Schönen Seele" besteht darin, daß die Selbsterziehung zu wahrer Menschengröße, die sie sich so ernst angelegen sein läßt, ihr doch nicht, wie der „Schönen Seele", das einzige Hauptthema des Lebens ist. Sie beseelt vielmehr der mächtige Drang, das, was sie sammelnd und veredelnd in sich gebildet hat, der Welt nutzbar zu machen. Sie will etwas leisten, sie muß sich regen. Sie hält es mit Schillers Worten in der „Huldigung der Künste":

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich *wirkend* erst das *wahre* Leben!

Die Fähigkeit des leichtbeschwingten Hoffens ist eine der köstlichsten Naturgaben der Jugend. Das junge Menschenherz hofft auf Freude und Glück, auf Liebe und Freundschaft. Aber wenn die Jahre des gereiften Sinnes kommen, dann gesellt sich zu all diesen lieblichen Gefährten, sie mit erhobenem Haupte kühn überragend, die Hoffnung auf ein befriedigendes und reichgesegnetes Tagewerk, auf ein großes, der starken Schaffenskraft entsprechendes Arbeitsfeld. Vorwärts! Hinauf! — das wird jetzt die Losung des Willens. Das staubverwandte Wesen denkt dabei nur an den Gewinn, und im Strebertum, das

nun beginnt, welkt alles reine Jugendgefühl dahin. Der vom Himmel gepflanzte ideale Sinn dagegen entfaltet sich nun erst zu seinem vollen Reichtum. Wenn die Begeisterung, mit der er sich Art und Erfolg seines Wirkens ausmalt, auch nicht immer die Zustimmung der nüchternen Erfahrung findet, so freut sich doch jeder bessere Mensch über dieses enthusiastische Angreifen der Pflicht, denn er sieht vor sich einen Jugendglauben erblühen, der ja nicht ohne herrliche Frucht für die Welt bleiben kann. Im folgenden noch einiges aus dem leuchtenden Bilde dieser jugendlich hohen Berufsauffassung.

Die Unterredung Posas mit König Philipp in Schillers drittem Akte und die Auseinandersetzung Egmonts mit dem Herzoge von Alba im vierten Aufzuge des Goetheschen Dramas sind ein wahrer Fürstenkatechismus. Hier wie dort treten dem human und volksfreundlich denkenden jungen Staatsmanne die brutalen Maximen derselben spanischen Autokratie entgegen. Aber hinter diesem alten Systeme des Despotismus, das unsere Dichter noch in die neue Geschichte der Völker hineinreichen sahen, grüßt uns in jugendfrischer Schönheit der Gesinnung ihr Fürst der Zukunft. Diesem Don Karlos steht einmal die Stunde bevor, wo ihm als größten Herrn der Welt sechs Königreiche werden zu Füßen liegen. Wird auch ihn dann der Rausch des Wahnes übermannen, daß durch den Schritt auf den Thron ein Gott nun werde, der gestern Mensch noch war? Der Freund befürchtet diese Möglichkeit. Posa bewegen ähnliche Empfindungen, wie Goethes Polymetis, der bei dem Gedanken daran, daß dieser liebenswürdige Knabe Elpenor, der sich jetzt so bescheiden und freundlich ihm anschmiegt, als Fürst ein ganz anderes Wesen annehmen werde, voll Wehmut ausruft: „Der preise glücklich sich, der von den Göttern dieser Welt entfernt lebt!“ Doch ein Don Karlos weiß mit seinem Dichter, daß er durch die Glorie der Majestät in seiner Menschlichkeit keinen Wandel erfahren wird; daß der Fürst der Welle gleicht, die golden umsäumt durch eines Sonnenstrahles leuchtende Straße hindurchzieht: nicht wird aus der

Woge Gold und Glut, — nur der Ort, den sie gar flüchtig durchwandelt, erglänzt.

Wohl werden sie dann hervorkriechen aus allen Winkeln die schmeichelnden Schmarotzer, die Posa so richtig zeichnet. Sie werden ihn in dünkelhaften Größenwahn hineinreden wollen, um ihm das Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit aus dem Gewissen zu reden. Bestrebt, den Herrscher zu ihrem Werkzeug zu machen, seines eigenen Willens Kraft zu entnerven, werden sie versuchen, den Mächtigen in nichtige Prunksucht und in üppige Weltlust zu verstricken. Aber ein junger Idealist, der zum Regieren geboren ist, spricht mit Faust, da wo dieser sich an dem innerlich zersetzten Kaiserhofe umschaut:

Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden:
Genießen macht gemein!

Ihm gilt es als eines großen Geistes Merkmal, gerade in der Fülle des reizvollen Lebens verzichten zu können auf das, was die niedere Natur begehrt, — je größer der Mensch, desto mehr ist sein Leben, im Kaltbleiben gegen die Sinnenfreude, ein Sichselbstvergessen im Dienste der Idee; und der Fürst soll in seinem Volke der größte Mensch sein: nur der hat innerlich ein Recht zu der erhabenen Stellung des Gebieters, der, auch wirklich der Erste zu sein, sein alles dransetzt, — darum muß des Herrschers Leben in weitgehendstem Verzicht auf seines Daseins Genuß ein Leben in Mühe und Arbeit sein. Es muß so gut wie ganz aufgehen im Sinnen und Sorgen für seines Landes Wohl, im Anregen und Fördern ohne Ruh und Rast, in der Entfaltung einer unermüdlichen, das große Staatswesen belebend durchdringenden Thätigkeit. Und dieses Bewußtsein, in dem durch seine Geburt ihm verliehenen Amte des Regiments zu dem allerlastenvollsten und verantwortungsreichsten Tagewerke berufen zu sein, das gerade erkennt er als den tiefsittlichen Gehalt seines Gottesgnadentums. Denn er ist überzeugt, daß in der schwersten Erdenbürde für ihn die höchste Erdenwonne liegt, an die sicherlich alles, was er in

ihrem Dienste an Genüssen preisgeben wird, nicht im entferntesten heranreicht.

Doch dem jungen Fürsten nach eines Karlos und Posas Sinne und nach dem Geiste, der aus einem Alphons, einem Egmont spricht, bedeutet sein Gottesgnadentum noch mehr. Er begrüßt darin das schöne, heilige Vorrecht, menschlich dem höchsten Herrn der Welt gleich, seinen Arm ausstrecken zu dürfen über alles Schwache, Unterdrückte und Verfolgte einerseits, daß es unter seinem Schutze Rettung und neuen Lebensmut finde, und andrerseits über alles, was einen Fortschritt der Menschheit in sich schließt und was ja zumeist auch erst so kümmerlich um seine Existenz ringen muß. Nimmer will er sein Ohr dem Haß und dem Sonderinteresse öffnen; nimmer es dulden, daß sich um ihn ein Clique mit einseitigen und beschränkten Bestrebungen schare. Er freut sich darauf, seine Gewalt zum Hort der Gerechtigkeit und Wahrheit machen zu wollen, damit er, um mit Johanna zu reden, seinem Volke ein Engel der Erbarmung heiße, und die Welt ihn, wie Ferraras Fürsten, als des Lichtes starke Leuchte preise. Licht ist es auf der Berge Höhen, licht soll es auch sein auf des Thrones Höhen! In seiner Hofhaltung sollen die Männer der Wissenschaft gern gesehene Gäste sein. Und liegt es ihm auch fern, wie Schillers Karl von Valois, den Romantiker auf dem Throne zu spielen und in dessen schwächliche Versäumnis seiner höchsten Herrscherpflichten zu verfallen, so wird doch auch er es lieben, die Künste um sich zu scharen:

> Sie machen uns den dürren Scepter blühn,
> Sie flechten den unsterblich grünen Zweig
> Des Lebens in die unfruchtbare Krone.

Alles, was zu seiner eigenen Erhebung und seines Volkes geistiger Förderung dient, hat an ihm einen warmen Freund, so auch die Religion, soweit sie das Göttliche in der Menschenbrust zu nähren bereit ist. Aber alle Versuche, aus ihr Hemmschuhe des freien, frischen Vorwärtslebens zu schmieden, sind ihm zuwider, und er ist entschlossen, sich nicht an Mächte zu verkaufen, die an keine Bewegung glauben.

Überzeugt von der allbelebenden Kraft der Freiheit, ist er gesonnen, sie auch zum Staatsprinzip zu erheben und der Geschichte ein Beispiel dafür zu geben, daß sich mit der Freiheit gar wohl regieren lasse. Regieren allerdings will er. Eine geborene Herrschernatur will nicht ein Schatten sein. Sie fühlt, was ihr gegeben ist an großem Können, und damit weiß sie sich berufen zu großem Vollbringen. Mit fester Hand will sie die Zügel halten, Gehorsam fordernd des Reiches gebietender Wille! Aber um sich diese Autorität zu verschaffen, ergreift der starke Wille nicht Hilfsmittel, die der menschlich freien Denkweise widersprechen. Er hüllt sich nicht ein in einen geheimnisvollen Nimbus, in jenes Gottesgnadentum des Königs Philipp, das durch die Behauptung eines außerordentlichen Zusammenhangs mit der Gottheit alles zum knechtischen Gehorsam und in das Gefühl seines Unterthanen-Nichts niederscheuchen möchte. Er ist sich bewußt, daß der Allmächtige auch zu dem Fürsten nicht anders steht, wie zu jedem treuen Arbeiter auf seinem Berufsfelde, und so verläßt er sich allein auf die alles Gute und rein Gedachte schließlich durchbringende Gottesgnade in seiner fürstlichen Kraft und Weisheit, in seiner imponierenden sittlichen Persönlichkeit. Um aber diese durchzusetzen, braucht er nicht die Persönlichkeitsrechte seiner Unterthanen zu verletzen. Der seiner selbst gewisse Wille nimmt sich nach Schillers Fürstenideal sein Vorbild vielmehr an dem Geist der Schöpfung. Weil dessen Gesetz die Vernunft ist, und weil Gott das Widerwärtige zu ertragen und zu seinen Zwecken zu benutzen versteht, so herrscht er ohne den geringsten Zwang und erreicht im freien Thun und Lassen seiner Kreaturen seine eigenen großen Ziele. Dieser hochsinnige Fürstenwille sucht nach Goethes Egmontwort dem edlen Pferde, das er reiten soll, seine Gedanken abzulauschen: sich mit seines Volkes innerster Wesensart, mit den Begriffen, die es von sich selber hat, und mit dessen Einsichten in das, was ihm heilsam ist, in freundlich verständnisvolle Beziehung zu setzen und darnach, mag auch das Ergebnis sich nicht immer mit der eigenen Anschauung decken, seinen Regentenplan sich zu bestimmen. Er glaubt an

sein Volk, er glaubt an die Gottesweisungen im Instinkt und in den Stimmen seines Volkes, und er empfindet es nicht als eine Verleugnung seines ob auch noch so kräftigen Selbstgefühls, sich sagen zu müssen, daß des Volkes Weisheit auch mal größer sein kann, als die eigene. Statt die Selbständigkeit desselben zu unterdrücken, ist er deshalb geneigt, in jeder Weise diese zu fördern, daß aus der Gedankenfreiheit im Lande ihm seines Regimentes beste Räte erstehen. Sein Stolz ist es, wie es dem Rudenz zugerufen wird, „das Haupt zu heißen eines freien Volks, das ihm aus Liebe nur sich herzlich weiht," und sein ganzes Streben ist es, dahin zu wirken, daß in seinem Reiche „Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandle." Wohl muß er sich darauf gefaßt machen, daß solche freie Bewegung der Geister auch manches hervorbringen wird, was wider die der Majestät schuldige Ehrfurcht verstößt. Aber großherzig spricht er mit Goethes Egmont:

> „Werden nicht die Könige von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? werden sie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist, als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?"

Und in Einem ganz besonders gedenkt er den Gottesadel seines fürstlichen Charakters zu bewähren: was an ihm liegt, soll geschehen, daß die Kriegesfurie gefesselt bleibe! Wohl sammelt er um sich ein schlagfertiges Heer, und der Wehrstand ist ihm ein Ehrenstand: es sollen seine Soldaten, wie die Kürassiere in „Wallensteins Lager", hoch von sich denken, sie sollen sich fühlen in ihrem Wert und in ihrer Bedeutung. Wohl beseelt ihn selbst der Geist des kampfesmutigen Dunois, der, wenn es sein muß, sein alles einsetzt für seine Ehre, und mit diesem jungen Feldherrn fordert auch er: „Für seinen König muß das Volk sich opfern!" Aber er ist durchdrungen von der ganzen Schwere seiner Verantwortlichkeit. Die Liebe zu seinem Volke will diese Opfer nicht, solange sie nur irgend zu vermeiden sind, und sein Idealismus verabscheut die Politik der Beunruhigung und der Eroberungssucht. Ihm winken

seine Ruhmeskränze von ganz anderer Seite. Nicht auf dem blutigen Schlachtfelde sucht er sie, über das der Geist unseres Geschlechtes stets, auch im glänzendsten Siege, mit Thränen im Auge schreitet; er sucht sie da, wo dieser Geist sie ihm lächelnd reicht in viel unvergänglicherem Grün als Lohn des unermüdlichen Strebens für des Landes Wohlfahrt und der Menschheit Vermenschlichung. Was Goethes Pallas Athene ihrem Helden wünscht, daß dieser Lebenszweck ihm doch durch seinen frühen Tod nicht vereitelt worden wäre, das ist des jungen Herrschers politisches Glaubensbekenntnis:

Ein fürstlicher Mann ist so nötig auf Erden.
Daß die jüngere Wut, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender, endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten!
Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie; fernem Gestade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

* * *

Welch ein Unterschied zwischen einer fürstlichen oder staatsmännischen Erscheinung mit ihren welt- und kulturgeschichtlichen Thaten, und dem Dichter, dem Künstler, wie überhaupt den Männern der geistigen Produktion! Dort in hoher Geltung der Starke, der vielleicht eine Welt um sich in kreisende Bewegung setzt; ein Auswirken der Kraft zu Ereignissen, die gewaltig den Lauf der Dinge bestimmen und sichtbar das Leben beeinflussen. Hier ein Dasein in bedeutungsloser Verborgenheit; eine Arbeit, die in der Menschen Geschicke nicht eingreift; Gestalten und Gedanken luftiger Art, die nichts hervorbringen, die bald wieder zu verschwinden drohen, wie das Echo am Felsen sich verliert. Nicht Tasso allein, in dessen menschlich zwar unvollkommenem Wesen Goethe doch so glanzvoll den jungen Künstler darstellt, leidet unter diesen Empfindungen. Es ist das eine Stimmung, durch die mancher sich erst durchringen muß, dessen Herrschaftsgebiet im Reiche der reinen und schönen Ideale liegt. Sein Beruf fordert von ihm ja allerlei

Entsagungen. Daß beim Teilen der Erdengüter der Poet und seinesgleichen schlecht wegzukommen pflegt, ist ihm nicht die größte. Trifft ihn dies Los, so wird's ihm nicht schwer, sich mit Schillers Archimedes zu trösten, der zu dem kunstbeflissenen Jüngling sagt: „Wer um die Göttin freit, suche in ihr nicht das Weib", das ihm sein Haus mit goldenen Sprößlingen erfülle. Aber die Erde hat eben mehr als Schätze. Sie ist auch der Schauplatz, wo es „in Lebensfluten, im Thatensturm" Herrliches zu vollbringen giebt. Da mag es denn wohl manchmal im Mark des Mannes reißen und locken: das könntest auch du! Kraft und Gaben dazu wären dir reichlich verliehen! — Doch halt, bist du nach deiner ganzen Eigenart wirklich dazu berufen? Siehe dieses Staubgewirbel, dieses Rennen und Jagen um dir nichtig Erscheinendes, diesen Kampf der Parteien; höre, was Plutus dem jungen „Lenker" Poesie (Faust II, Akt 1) zuruft:

Bist frei und frank; nun frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schäckig, wild
Umdrängt dich hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,
Dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einsamkeit! Da schaffe deine Welt!

Und welch eine köstliche Welt — die Welt der Harmonien! Nicht ein Traumland nur, das die Einbildung des Künstlers sich erfindet, um dem rauhen Leben Hohn zu sprechen mit den Gestalten ihrer süßen Täuschung. Nein, Kunst ist Wahrheit! Dem Leben entnimmt sie ihre Töne, ihre Farben. Der Natur ist sie innig verbunden. Aus der Erde zieht sie ihre Kräfte. Aber sie ist nicht Erdengeist. Sie ist nicht, wie die Pseudokunst, die Dienerin der Wirklichkeit, die, ihrer Herrin sklavisch unterworfen, all deren Launen und Grausamkeiten billigt und die Bilder des häßlich verzerrten Lebens gläubig auffaßt, um sie den Menschen als die ewige Wahrheit vor Augen zu stellen. Der echte Künstler nimmt zwar das Leben empfänglich in sich auf, doch das *ganze* Leben, nicht allein das schmutzige Gebilde,

das der Photographenmaler auf seine Platte bekommt, nicht bloß den unförmlich holperichten und vielleicht widerspruchsvollen Vortrag, den der Stenographendichter auf sein Papier bringt, sondern mit dem allem auch das Innere, die Tiefe, das, was nur der Seele erklingt. Dann schließt der Geweihte die Augen zu, daß kein Eindruck ihn mehr störe. Jetzt will er die Welt, wie sie vor ihm liegt, jetzt will er die Menschen, für die er schafft, nicht mehr kennen; jetzt geht er mit allem, was er in sich gesammelt, in die Einsamkeit seiner Prophetenbrust. Da legt das Wirre sich ihm auseinander. Das Dunkle und Getrübte hellt sich ihm auf. Er schaut durch alle Kleinlichkeit und alle Entstellung das Große, das seine Zeit bewegt, das mächtig ringende Werden. Er erschaut durch alle Sünde hindurch den Menschen in seinem eigentlichen Wesen, in seiner hohen Bestimmung. Und zu ihm redet nun aus den Härten und Disharmonien des Lebens der Geist des Lebens von seinen Absichten, seinen heiligen Gedanken, seinen tief verborgenen, den blöden Blicken freilich verschlossenen Ordnungen. Beneidenswertes Glück des Künstlers!

Ihm gaben die Götter das reine Gemüt,
  Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
  Und was uns die Zukunft versiegelt;
Er saß in der Götter urältestem Rat
  Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Wie sollte ein edler Jugendsinn, der das Keimen, vielleicht schon das gewaltige Sichregen solcher Sehergabe in sich fühlt, nicht mit Begeisterung sein Leben dem Zwecke weihen, der Welt in den Gestalten seiner Phantasie, in den Formen seiner Hand die Kunstwahrheit in der Erdenwirklichkeit zu deuten und die Schönheit, die Harmonie hineinzuprägen in die Unvollkommenheit des Lebens! Welch Hochgefühl, sich als einen Schöpfer zu wissen in der göttlichen Schöpfung! Denn wenn er auch nicht dazu da ist, der Vorsehung weltgeschichtliche Ideen zu realisieren, so weiß er sich doch berufen zur Ausführung jenes Höheren in der Gottheit Plan, für das jene

Thaten, wie sie Fürsten und Staatsmänner verrichten, nur das äußere Baugerüst sind. Er aber soll, wenn auch nur im kleinen, mitwirken an der Aufrichtung des Geistestempels in der Menschheit, eine Beschäftigung, die

Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Mit dem Stolz dieses Bewußtseins geht er an seines Lebens Tagewerk, und in allem, was seine Kunst schafft, beseelt ihn diese Auffassung seines Berufes. Sie bewahrt ihn davor, seine vom Himmel ihm verliehene Kraft wegzuwerfen in den Dienst unlauterer Bestrebungen und über das Gemeine einen schönen Schein zu breiten. Sie ermutigt ihn, sich zu behaupten und sich durchzuarbeiten durch alle Schwierigkeiten seiner Lage. Sie verklärt ihm, was er auch an inneren Schmerzen zu erdulden hat. Denn allerdings ist nach dem so wahren Ausspruche der Leonore Sanvitale der Lorbeerkranz eine Märtyrerkrone. Was in edler Reife schließlich dasteht vor der Menschen Augen in jener lichten Gefälligkeit, als wäre es mühelos entstanden, das ist die Frucht der gespanntesten Geistesanstrengung, — davon weiß der Dichter, davon weiß der ganze Freundeskreis in Ferrara zu reden. Und wenn es nur das wäre! Aber was keiner so nachempfinden kann, wie der Schaffende selbst, das sind die heißen Kämpfe in seinem Innern, mit denen er gerade das Höchste und Schönste seiner armen Menschennatur abringen mußte. Das Beste, was wir geben, sagt Goethe, kommt uns „wie freie Kinder Gottes, die plötzlich vor uns stehen und uns zurufen: da sind wir!“ Ja, plötzlich sind sie dann wohl da, diese göttlichen Kinder des Geistes und des Herzens. Doch gerade dieses Bild giebt zu denken. Im Reiche des Idealen wird Großes nur leisten, wer die Schmerzen der Passion nicht scheut.

Dafür ist er denn aber auch in der Lage, mit des Gesanges Zaubergewalt seine Mitmenschen aus Kummer und Erdenbürde aufzuraffen zur Geisterwürde, mit Tassos Dichter=

mund die erhabensten Empfindungen ihrem Busen einzuflößen und nach Wilhelm Meisters hochsinniger Beurteilung des Schauspielers ihnen das große Wort „in das Herz hineinzureden, was sie sich so lange zu hören sehnen.“ Er geht dahin in Niedrigkeit und gleicht doch der Nachtigall, die ein so schlichtes Gefieder hat, vor der aber alles entzückt still steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, ihre Stimme hervordringt. Es lauscht die ganze Welt dem Künstler, und jeder ist ihm dankbar. Ohne sein Lied würde des Helden Leben vorüberrauschen wie ein Sturmwind. Ohne seine beseelte Lippe würde der Liebende sein Glück nimmer in solcher Tiefe fühlen. Der Reiche gelangt erst zum rechten Genuß des Besitzes durch seine gestaltend verschönernde Hand; und selbst zu ihrer religiösen Erhebung bedarf die Gemeinde seiner emportragenden Töne. O fühle dich, junger Geist, in deiner Herrlichkeit! — so grüßt es tausendfach aus Goethes und Schillers Dichterwelt — und doch das Köstlichste für dich ist die Luft, in der du selber atmest! Immer im Schönen, Reinen und Großen leben, da muß es doch leicht sein, gesund zu bleiben! Das hat Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften“ ausgesprochen in der edlen Persönlichkeit des jungen Architekten, der, mit aller Liebe und Lust der Verwirklichung seiner künstlerischen Entwürfe lebend, sich in einer sittlich so krankhaften Umgebung charaktervoll und unverletzt erhält.

* *
*

Hochbedeutend erschien Goethe auch der Beruf, den einst der junge Schiller für sich so sehnlich verlangt hatte. Theater und Kanzel sollten nicht miteinander hadern, sie dienten ja auf verschiedene Weise demselben hohen Zwecke, dem Geiste echter Menschlichkeit, heißt es in den „Lehrjahren“. In der ansehnlichen Galerie der Geistlichen, die der Dichter auf Grund dieses Gedankens geschaffen hat, nimmt einen hervorragenden Platz ein der Pfarrer in „Hermann und Dorothea“, noch ein Jüngling, ob auch näher dem Manne, und doch schon „die Zierde der Stadt.“ Auf sich selbst gestellt, auf das in ihm

lebende Gotteswort der Wahrheit, von keinem dogmatischen Satzungswesen eingeengt, weitherzig allen Bildungseinflüssen seiner Zeit aufgethan, geht er dahin ohne amtliches Gepräge in seinem Benehmen, ohne pastorale Salbung in seiner Rede, gesalbt nur mit dem Oele wahrhaftiger Liebe zu den Seinen und mit der Weihe der Seele, die unter ihnen eine große Sache vertritt, die Sache des Friedens in Haus und Herz. Sein Bemühen ist es, zu schlichten, zu versöhnen, getrübte Verhältnisse zu klären und in freundlich sich annehmender Vermittlung schwierige Angelegenheiten möglichst zum guten Ende für alle zu führen. Dabei beseelt ihn der Optimismus des Glaubens, der die Heil planenden Gottesmächte auch in böser Zeit und auch in den Wirren, die hier und da eine Familie beunruhigen mögen, gewahrt; und sein Auge sieht das Gute in allen Verkehrtheiten der einzelnen Menschen, das sittlich Tüchtige in all dem verschiedenartigen Thun und Streben, das ihn umgiebt. Er fühlt sich nicht als der Anwalt der himmlischen Gerechtigkeit, der überall nach der Sünde zu spüren hat und der auf Schritt und Tritt Böses bekämpfen zu sollen für seine eigentliche Pflicht betrachtet, sondern bei dem vollen Ernst seiner seelsorglich bildenden Aufgabe doch als der Bote der ewigen Liebe, der gesandt ist, das in der Gemeinde bereits vorhandene Reich Gottes zu bauen und zu fördern, den damit auch im einzelnen vorhandenen rechten Menschensinn zu heben, zu läutern und zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen. Sein Auftreten zeugt davon, wie diese echt evangelische Auffassung, nicht zum Fällen und Ausroden, sondern vor allem zum Pflanzen und Pflegen berufen zu sein, seinem ganzen Wirken etwas Frohsinniges giebt, und dies wieder seine Hand segnet, so daß er reiches Vertrauen genießt. Man wird bei allem, was er beratend und leitend vollbringt, unwillkürlich an das Psalmwort erinnert: Und was er macht, das gerät wohl.

Ein junger Mensch, der sich dem Dienste der Kirche weiht, wird wohl aus dem Bedürfnis seiner Natur in seine Thätigkeit mehr unmittelbar religiösen Gehalt hineinlegen, als bei diesem Pfarrer des Dichters zu Tage tritt. Gewißlich nicht

zum Schaden seiner Gemeinde. Braucht doch besonders unsere Zeit eine dahin gehende Belebung so notwendig wie des Himmels Sonne. Und gerade der dogmatisch frei denkende Geistliche soll darin heute eine seiner allerwichtigsten Aufgaben sehen! Trotzdem wird auch der junge Theologe der Gegenwart sich von Goethes Auffassung seines Amtes mächtig angefaßt fühlen. Denn über dieser Pfarrergestalt liegt unausgesprochen der Gedanke des Dichters: es muß doch etwas wunderbar Erhebendes sein, einem begrenzten Kreise von Menschen der Träger der höheren Lebensanschauung werden zu dürfen; ein einzig schöner Beruf, in der persönlichen Berührung des lebendigen Wortes ihnen aus ihres Daseins Glück und Leiden, aus allem, was die Tage bringen, selbst noch aus des Todes drohenden Schrecken Lebensgewalten entwickeln zu können und ihnen zur Entfaltung ihres besseren Wesens behilflich zu sein! —

Bei seinem gebildeten Humanitätssinn hatte Goethe auch Verständnis für das kirchliche Werk der Ausbreitung des Christentums. So zeichnet er in der „Natürlichen Tochter" den Missionar, den in jungen Jahren der Geist hinübertrieb zu den wilden Stämmen. Mit reinem Herzen, mit edlem Mut und hohem Sinn, der Waffenrüstung des Sendboten, trat der Mönch hinein in eine Welt der Roheit und Stumpfheit, die kein freudiges Licht erhellte, und wo, von keinem geistigen Bande geeint, alles in kalter Selbstsucht seine eigenen Wege ging. Nach jenem Wort im „Faust":

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da! —

sammelte der Jüngling erst durch Thaten erbarmenden Eingreifens in ihre Not die Zerstreuten um sich. Gar bald erwachte dann das Gefühl, daß von ihm auch ein dem Herzen wohlthuendes Leben ausgehen müsse. Und er verkündete ihnen,

was sie allmählich zu neuen Empfindungen auferstehen ließ, und was ihnen schöne Kräfte in der Brust entdeckte. Ihr Dasein bekam durch ihn einen edleren, sie innerlich untereinander verbindenden Inhalt, ihr Thun und Lassen nahm die Form milderer Sitten an, und ihn beglückend umblühte ihn schließlich eine junge Kultur.

Dem geistlichen nahe verwandt ist das Werk des Pädagogen, nur aus der Großarbeit des vielgestaltigen Lebens hineinverlegt in die Kleinarbeit an der noch engen Welt der Kinderherzen, die aber nicht minder wichtig, in gewissem Sinne noch verantwortungsvoller ist und einen so hohen Idealismus hingebender Liebe beansprucht. Der junge Lehrer erscheint bei Goethe in den „Wahlverwandtschaften" als der Gehilfe der Anstalt, in der Luciane und Ottilie erzogen wurden. Der Umstand, daß ihm einst als Knaben bei seinem in sich gekehrten Wesen die lebendige Aneignung des Geforderten sehr schwer geworden ist, und daß trotz seiner unleugbaren Intelligenz sich die erfassenden Kräfte des Geistes dem Lehrstoffe nur langsam aufschlossen, hat ihn wohl zu dem warmen Anteil an der Jugend gebracht. Es hat ihn das zugleich vor jener schablonenhaften Behandlung seiner Zöglinge bewahrt, mit der so oft ein Kind grausam gequält oder, wenn es nicht folgen kann, kaltherzig beiseite geschoben wird. Schon manchem Menschen ist dadurch ja seine ganze Schulzeit vergällt, und sein Sinn gegen die Lehrer verbittert worden; und gegen manche wertvolle Anlage hat diese ungeheuer bequeme, aber ebenso leichtfertige Methode sich arg versündigt. Hier in dem jungen Manne haben wir das Feingefühl des echten Lehrers für das Bedeutende in Ottilie und die freundliche Geduld mit ihrem Tragen und Entschuldigen, mit ihrem Lauschen und Locken. Wie in diesem zarten, Schonung gebietenden Körper die reiche Seele zu wecken sei, wie ihr ohne scharfes Zusetzen doch Zutrauen zu sich selbst, Mut und Sicherheit einzuflößen seien, das ist der Gegenstand seines treuen Nachsinnens Das macht den Lehrer zum Erzieher. Während auf dem Gebiete der Schule die Gefahr so groß ist, in einen handwerksmäßigen Betrieb zu ver-

fallen, steigt er auf zu der Stufe des pädagogischen Denkers und Künstlers, auf der allein innere Genugthuung unter der so mühevollen Lebensaufgabe des Unterrichtens zu finden ist. Dieses beständige genaue Achten auf Kleinigkeiten kann den Menschen leichter, als irgend ein anderer Beruf, in Pedanterie hineinführen. Es giebt vielleicht manchem Lehrer eine gewisse Schwunglosigkeit der Empfindung, und die verringert dann wohl auch im Leben merklich seinen Horizont. Der junge Gehilfe wenigstens bleibt davon nicht frei. Doch über das Nüchterne und lehrhaft Steife an ihm setzt uns hinweg die liebevolle Gewissenhaftigkeit, mit der er seiner hohen Aufgabe gerecht zu werden sucht.

* * *

Wilhelm Meister, der als Sohn eines Großkaufmanns in einer unserer ersten Handelsstädte schon früh für das Geschäft seines Vaters bestimmt wurde, hatte einst seinen Unwillen darüber in einem Gedichte „Der Jüngling am Scheidewege" Luft gemacht, in dem sich das Gewerbe und die Muse um seine Person stritten. Während er letztere in Schönheit und Herrlichkeit als die göttliche Tochter der Freiheit dargestellt hatte, hatte er den Kaufmannsstand als eine häßliche, zusammengeschrumpfte Sibylle personifiziert, mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite und ein paar Brillen auf der Nase, ein unruhiges, zänkisches Wesen, das ihn unter das Joch ihres kleinlichen Treibens zu bringen suchte, so recht das Bild eines alten Weibes, das eine Stecknadel aufhebt. Diese Verunglimpfung seines Berufes bringt den jungen Kaufmann Werner, den Sohn des Geschäftsteilhabers, in Harnisch und veranlaßt ihn zu jener eingehenden Apologie des Handels, mit der Goethe sich Schillers besonderen Beifall erwarb.

Auch die so materielle Lebensarbeit des Sichbereicherns im Austausche der Güter regt den Geist an und bildet die Seelenkräfte! Sie weitet den Blick, daß er aus dem Banne der lokalen Verhältnisse und aus der Verbortheit des persönlich engen Wesens sich erhebt und das Entfernteste, das Fremdeste

in seine Welt hineinzieht. Sie läßt den Sinn, der der Menschen Bedürfnisse zu erspähen, die Bedingungen derselben, ihr Steigen und Abnehmen zu berechnen hat, in die Tiefe dringen; und das Herbeischaffen des Nötigen, das Heranziehen großer Vorräte zur Ausnutzung günstiger Umstände, wobei aber doch wieder mit solcher Vorsicht gehandelt werden muß, hält zur Einsicht und Ueberlegung an. Die Ordnung, die im Geschäftsgange zu herrschen hat, und die Klarheit, die die doppelte Buchführung giebt, wirkt auch auf den Charakter des Menschen günstig ein, daß er sich in der Dunkelheit nicht wohl fühlt und in allen Stücken nach Klärung und Regelung seiner Sachen strebt. Das schöne Bewußtsein, so verschiedenartige Gewerbe zu beschäftigen, so viele Menschen zu unterhalten, und dann wiederum der Gedanke, ohne diese alle nichts ausrichten zu können, nährt das zusammenhaltende Gemeingefühl. Und wie wird der Wille gestählt, wie hebt sich die ganze Persönlichkeit durch eine Stellung, wo die große Cirkulation des Lebens durch des Kaufmanns Hände läuft! Wo er sich, diese fördernd und weitergebend, als einen Eroberer denken darf, der nicht nur wie der kriegerische Eroberer dazu befähigt, sondern moralisch auch dazu berechtigt ist, als Frucht seiner Mitarbeit von diesem umlaufenden menschlichen Geld und Wohlbefinden ein gut Teil, nach dem Maß seiner Intelligenz und Energie, an sich zu reißen! Wie strömt von dem Anblick dieses gewaltigen Getriebes in den Hafenstädten und auf den Stapelplätzen des Weltmarktes, in das man thätig eingegliedert ist, eine Flut frischer, stetig belebender Kraft über den Menschen hin!

Darin liegt so viel Wahrheit der Anschauung und soviel Größe des Gedankens, daß ein emporstrebender Jüngling, wenn seine Individualität die praktische Richtung hat, sich von solchen Ideen für das kaufmännische Leben wohl begeistern lassen kann. Wir begreifen es, wenn Wilhelms Freund Laertes, einer von den im Kerne gediegenen jungen Männern des Romans, der in dem Schauspielerkreise kein Genüge findet, sich dem Handelsstande zuwendet und auf diesem sittlich tüchtigen Boden schnell heimisch wird. Und Wilhelm Meister selbst kommt

mit zunehmender Lebensbeobachtung dahin, den Wert des Selbstbewußtseins, eine schaffende Mittelsperson im ungeheuren Weltverkehre zu sein, gerechter zu beurteilen. Obwohl er selbst für diesen Beruf sich nie entscheiden könnte, nimmt er doch später sein einstiges dichterisches Zerrbild zurück. Wenn nur nicht Werner bei seinem Wiederauftauchen in der Geschichte -- und dazwischen liegt keine gar zu lange Zeit -- eine so bedenkliche Aehnlichkeit mit jener vertrockneten Sibylle angenommen hätte! Einst ein geistig angeregter Mensch, mit dem sein Jugendgenosse sich auch über poetische Dinge unterhalten konnte, der bei allem Herauskehren realistischer Lebensansichten doch höheren Gefühlen zugänglich war und in seiner Weise ideal dachte, ist er, seit Wilhelm Meisters Einfluß von ihm gewichen war, seelisch verarmt. Sein Brief im Anfange des fünften Buches zeigt den jungen Kaufmann, für den es jetzt nur noch materielle Interessen giebt. Die oben dargelegte höhere Auffassung seines Berufes ist gänzlich vergessen. Das ganze Dasein ist zur ödesten Prosa herabgesunken. Es spielt sich ab in Kontor und Wirtshaus, ein häusliches Leben giebt's nicht. Es besteht aus Schachern und Knausern, um sich „bald in einen beneidenswerten Zustand zu versetzen", und aus Genießen nach Herzenslust. Nur nicht mit Dingen sich abgeben, von denen man nichts hat für die Kasse oder für den Magen! Dabei pietätlos gegen die elterliche Tradition, empfindungslos in den Ereignissen der Familie und gemütlos gegen seine Mitmenschen, lediglich praktisch spekulierend und innerlich gleichgültig auch in der Liebe des Bräutigams. „Mein Glaubensbekenntnis also ist: seine Geschäfte verrichtet, Geld geschafft, sich mit den Seinigen lustig gemacht, und um die übrige Welt sich nicht mehr bekümmert, als in sofern man sie nutzen kann." Als er dann mit dem Freunde wieder zusammentrifft, sieht er abgelebt und zerarbeitet aus, die Brust eingedrückt, die Wangen farblos, der Kopf kahl. Er bewundert Wilhelm Meisters in körperlicher und geistiger Beziehung so schöne Entwicklung, betrachtet sich selbst im Spiegel und ruft bedauernd aus: „Ich armer Teufel, wenn ich diese Zeit her nicht recht

viel Geld gewonnen hätte, so wäre doch auch gar nichts an mir!"

Der reich gewordene Werner ist, ohne vielleicht gerade moralisch schlecht geworden zu sein, doch bankrott geworden an Lebensgehalt und Lebensfreude, und das deshalb, weil er nach Vielhabenheit, nicht nach Wohlhabenheit getrachtet hat. Er hat im Ansichziehen der Güter, was nur sein Geschäft ist, versäumt, was darin sein Beruf war, die Verwaltung derselben in der Weise, wie es ihm als Christ wohl angestanden und seinem inneren Leben allein wohl gethan hätte, im Sinne der Menschenliebe und des Gottesdienstes. Das aber ist der Gottesdienst der Reichen, den Zehnten von jedes Jahres Reingewinn, jenen Zehnten, den ihnen die Vernunft im Bunde mit ihrem Herzen ausrechnen soll, in freudigen Opfern des Goldes auf dem Altare der idealen Gedanken niederzulegen. Darin dürfte dem jungen Kaufherrn Werner der junge Gutsherr Lothario, in dessen Schlosse er Wilhelm Meister findet, ein Vorbild sein. Nataliens Bruder ist überzeugt, daß der Besitzende, ohne wirklich etwas zu verlieren, wenn er nur bereit sei, Ausgaben, von denen er im Grunde nichts habe, zu unterlassen, Bedeutendes zum besten anderer leisten könne. Er hat genau festgestellt, wie viel sich so von seinen Einkünften erübrigen lasse; dabei hat er den jetzt durch rationellere Bewirtschaftung seiner Ländereien zu erwartenden Mehrertrag, der ihn zu keiner Steigerung seiner Lebensansprüche berechtigen sollte, mit in Anschlag gebracht und daraufhin Einrichtungen getroffen, die seinen Leuten einen Anteil am Gewinn einräumen. So betrachtet er sein Vermögen als ein ihm auch für seiner Mitmenschen Wohl anvertrautes Gut, und sein rein menschliches Empfinden gebietet es ihm, über das ihnen Bestimmte nun nicht mit Almosen spendender Hand zu verfügen, sondern es hochsinnig in ihre Lebenszuflüsse einzuordnen. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren" nimmt Goethe diese soziale Reformidee unter der Devise „Besitz und Gemeingut!" wieder auf.

Der vorwärtsstrebende Drang des Großkapitals bringt ja auch beim redlichsten Menschenwillen, der alles Unrecht

scheut, doch eine Schädigung des mit irdischen Gütern und vom Glück nicht Begünstigten mit sich. Da wird solch ein Ausgleich der Liebe zur unbedingten, auch das eigene Wohlsein des Reichen bedingenden Gewissenspflicht. Steht aber dieser Vorsatz im Herzen des Kaufmanns unerschütterlich fest, durchleuchtet und durchwärmt solche Gesinnung die kulturelle Auffassung seiner Lebensaufgabe, so darf er von seinem Wirken die höchste Meinung haben. Er darf sich in seiner materiellen Arbeit als ein tragendes und förderndes Element in der Vergeistigung seines Volkes wie überhaupt der Menschheit fühlen. Ist das nicht ein Ideal, das in sich aufzunehmen und mit Begeisterung zur Ausführung zu bringen, einer edlen Jugendkraft würdig ist? Auf solche Ziele im Geiste gerichtet, wird der junge Kaufmann nimmermehr in die Flachheit verfallen, die von Wein und Bier und faden Witzen lebt, die keines tieferen Gespräches mehr fähig ist, mit ideal gesinnten Menschen nichts anzufangen weiß und das ganze Jahr kein vernünftiges Buch zur Hand nimmt. Er wird sich geistig und menschlich weiterzubilden bestrebt sein und sich zurüsten für vielleicht große Zukunftsaufgaben in Staat und Kirche oder im Rate seiner Vaterstadt. Von solchen Idealen beseelt, wird der deutsche Jüngling hinausgehen in die überseeischen Länder und nicht jener versumpfenden Genußsucht frönen, die drüben im reichlichen Zuströmen der Geldmittel sein junges Leben und das Beste in ihm so schwer bedroht, und die durch entsittlichendes Vorbild einen zerstörenden Mehltau über die junge christliche Kulturschöpfung breitet. Er wird vielmehr durch sein würdiges Auftreten draußen ein wirksamer Mitträger der Humanitätsreligion in der heidnischen Menschheit sein und wahr machen das schöne Schillerwort:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

* *
*

Rauh ist das Schifferleben. Es fordert von der jungen Mannschaft im Widerstand gegen die tobende Natur volle Kraft=

aufopferung, mutige Entschlossenheit und strammen Dienst. Sie darf nicht träumen und ruhen wie in ihrer Mitte Alexis, der versunken an den Mast sich lehnt und sinnend rückwärts schaut. Vorwärts dringen muß der Geist und in sich alle Geister rufen. Großes Gut und viel Menschenleben ist ihm anvertraut, und in „der Zufälle launischem Reich“ ist das in steter Gefahr. Heulend brüllt es der Sturm ihm zu: „Auf den Wellen ist alles Welle, auf dem Meer ist kein Eigentum.“ Aber diese Warnung des Messinachores feuert ihn an, sein alles dranzusetzen. Nein, sie soll es nicht haben, die gierige Flut!

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe,

und des Willens Zähigkeit und berechnende Klugheit bringen in Goethes „Seefahrt“ den Vielbedrohten zum Ziele hin. Welche Lust für den jugendlichen Sinn dieses Kämpfen und Ueberwinden, dieses Siegen über die Natur, indem man siegt über sich selbst. Ein rauhes Leben, aber wie sollte es bei solcher Charakterübung ein rohes Leben werden können?

Nicht minder anstrengend ist des Landmanns Beruf. Jenes Ringen mit den starken Gewalten kennt er freilich nicht. Er muß still abwarten, ein fügsamer Sohn, was Mutter Erde ihm geben will oder verweigert. Er muß dankbar sein für alles, was er empfängt, und darf nicht murren, wenn die große Mühe eines Jahres nur kärglichen Lohn bringt. Er kann viel thun im Entgegenkommen gegen den Willen der Schöpfung; aber, von Sonnenschein und Regen abhängig, vermag er gegen deren Ungunst nichts. Und wenn auch alles gut geht, so keimt und reift doch langsam seine Saat, noch langsamer gedeihen seine Bäume, und kaum merklich mehrt sich die Habe. Er braucht Geduld, ein ruhiges Gemüt und viel Ergebung, und damit allein schon ist der Acker ein schwieriges Arbeitsfeld für das Jugendwesen, aber ein sittlich fruchtbares. Daraus erwachsen Gestalten wie Goethes Hermann und Schillers Melchthal, bei denen einem das Herz aufgeht,

mit geradem Sinn, mit bildsamer und doch so kernkräftiger Seele; Männer, die da wissen, was sie wollen, und thun, was sie sollen. Wohl dem Volke, das auf seinem Lande solche Bauern hat, — spricht der Geist unserer Dichter — von seinem Lande kommt ihm mehr als Frucht und Vieh! In seinem Blute erneuert es sich immer wieder, denn in diesem Blute ist Stahl. Sie haben vielleicht nicht so schöpfen können aus dem großen Bildungsstrom der Zeit. Sie haben überhaupt manches entbehren müssen, was anderen offen steht. Doch dafür hatten sie einen reichen Ersatz: unmittelbarer als andere durften sie trinken den heiligen Odem der Natur, — ihre Jugend war gelagert an den Quellen der Kraft, die, treu fortgepflanzt von Geschlecht zu Geschlecht, vielleicht einmal in Kind oder Kindeskind, gleich einer Johanna, gleich Schiller selbst, Großes in der Welt vollbringen soll.

Von des Meeres stürmischem Strande und aus des Dorfes stillem Frieden kehren wir wieder zur Stadt und ihrem lauten Getriebe. Da tönt uns aus rußiger Werkstatt eine vertraute Stimme entgegen:

Frisch, Gesellen! seid zur Hand,
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß!

Es ist die Jugend im Gewerk. Bei ihr geht's scharf her. Es wird ihr tüchtig was zugemutet. Aber sie hat's auch gut, wenigstens wenn sie solchen Meister hat, wie die hier im Glockenliede, der ihnen, was sie mühsam zu verrichten haben, durch des Gedankens Würze schmackhaft zu machen versteht. Allerdings wird auch jeder Meister sich für sein Geschäft solche Gehilfen wünschen, die fähig und geneigt sind, sich ihr der Außenwelt angehöriges Schaffen so vergeistigen zu lassen, und die, auf mehr als Tagelohn bedacht, in ihr Handwerk sittliche Werte hineinzulegen vermögen. Wo dieser höhere Sinn fehlt, da ist es nur ein totes mechanisches Sichabfinden, in dem kein Genüge für den Menschen liegen kann. Wo aber das Bewußtsein der Verantwortlichkeit ist und der freudig helle Blick für

die Abhängigkeit des Ganzen von dem, was man da so im kleinen und einzelnen für die Welt schafft, da „fließt die Arbeit munter fort", und aus dem sich hebenden Selbstgefühl nimmt der Arbeiter, was ihm mit keiner Bezahlung gegeben werden kann. Das ist ja in jedem menschlichen Berufe so, auch in dem geistigsten und idealsten, von seiner eigenen Genugthuung muß man leben. Aber keiner ist so sehr auf diesen inneren Wiederschein seines Thuns angewiesen wie der Handwerker, da seine Leistungen sich ganz von seiner Person lösen und sich im Leben verlieren. „Des Maurers Arbeit geschieht, wo nicht im Verborgenen, doch zum Verborgenen," heißt es in der Ansprache, die in den „Wahlverwandtschaften" der junge Polier bei der Grundsteinlegung hält. „Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern ist man unser am Ende kaum eingedenk. Wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt. Wem muß also mehr daran gelegen sein, was er thut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zu nähren Ursache? Wenn das Haus aufgeführt, die Außenseite mit Zierraten überdeckt ist, so sieht er, der Maurer, durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Dasein und seinen Halt zu danken hat." So kann hochsinnige Denkweise sich auch den niederen Beruf adelnd verklären und damit ihm reiche Freude abgewinnen.

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz!

Schlußwort.

In Begriff, ein Werk zu beenden, in dem Goethes Straßburger Studienzeit eines der Hauptkapitel bildet, wurde der Verfasser durch die Pflicht, an einer Vereinstagung in der Kaiser-Wilhelms-Universität teilzunehmen, nach Straßburg geführt. Oben in der Aula dieses ragenden Tempels deutscher Wissenschaft, wo man die Luft des höchsten Geisteslebens atmet, und wo in allem, was man sieht, das Schöne und Große die Seele umfängt, da saßen wir, begrüßt von bedeutenden Dozenten und umgeben von einer Corona der Studentenschaft, und verhandelten über eine wichtige Kulturaufgabe der Gegenwart. Hinaus zog es den Blick. Er überschaute die herrliche Welt dort unten mit ihren weiten Plätzen und freundlichen Anlagen, mit ihren gelehrten Instituten und Kirchen und Staatsgebäuden, dieses neue deutsche Straßburg, an dem das Preisen der „wunderschönen Stadt" nun berechtigt ist. Er weilte an der Stelle, wo, unmittelbar vor der Hochschule, das Standbild des jugendlichen Goethe errichtet werden soll. Und er schweifte hinüber zu der Kuppel des Kaiserpalastes, diesem Monumentalbau, der mit seinen Heroldsgestalten und seinem Friedensengel des auferstandenen Reiches Macht und Pracht und dessen geschichtlichen Daseinszweck verkörpert: in starker Kraft ein Hort des Weltfriedens!

Die Erinnerungen großer Tage tauchten vor mir auf. Unsere damaligen gewaltigen Jugenderlebnisse. Die Heldenthaten zur Wiedergewinnung des in der Schmach uns Entrissenen. Das Erbeben der Erde vom Donner der Geschütze. Die heiligen Opfer der Vaterlandsliebe. Das Vorwärtseilen von Sieg zu Sieg. Wie die Völker da staunten, als die Krone,

unserer heißen Sehnsucht goldene Erfüllung, sich niederließ auf des Führers ehrwürdiges Haupt. — — Und das alles nun ein längst Vergangenes! Vergangen des Reiches erste lenzesfrische Zeit! Vorüber die Jahrzehnte mit ihrer Lust und Liebe, mit ihrem Sturm und Drang. Deutschlands Jugend ist dahin, seitdem wir des zwanzigsten Jahrhunderts Schwelle übertreten haben! Was wird nun in der neuen Aera aus dem Manne werden? Wird das Reich imstande sein, die errungene Stellung in der Welt zu behaupten? Wird unser Volk und wie lange wird es in freudig sich entfaltendem, kraftvoll sich bethätigendem Leben bleiben? Ach, auf dem Gipfel seiner Kraft angelangt, sieht ja der einzelne Mensch wohl schon die langsam steigenden Schatten der Tiefe. — —

Mit solchen Fragen beschäftigt, vernahm ich aus des Redners Munde ein Wort von dem Reiche, in dem die Sonne nie untergehe. „Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, der wird das Licht des Lebens haben!“ Männer wurden genannt, die, von seinem Schein erhellt, Lebensthaten vollbrachten. Da fiel ein Strahl von diesem Lichte auch hinaus auf den Platz vor der Universität! Vor meinem Geiste wuchs ein Bild auf in leuchtendem Glanze. Ich sah die Gestalt dessen, über den in Straßburg unter der Berührung des Herderschen Humanismus und unter dem Zwiegespräch mit der Seele seines Volkes die Weihe des Genius gekommen war. Ich sah ihn, die Augen sprühend von freudigem Natursinn, wie er durch das schöne Elsaß pilgert; wie er da ein junges Menschenleben in seine Arme nimmt und, beglückt von dem Anblick des in Gesundheit seiner Zukunft entgegenträumenden Kindes, über dasselbe seinen Dichtergruß spricht:

Voller Keim blüh auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck!
Und welkt die Blütenhülle weg,
Dann steig aus deinem Busen
Die volle Frucht
Und reife der Sonne entgegen!

Der lockige Knabe, den er in seinem „Wanderer“ gesegnet hat, ist die „über Resten heiliger Vergangenheit geborene“ Volksseele. Es ist der immer wieder neu erstehende deutsche Jugendsinn. Du junge Welt bist es, allüberall in des Vaterlands Weiten, wo in Lieb und Lust und frohem Hoffnungsmute die Pulse kräftiger schlagen. Was dieser Segensspruch Goethes dir sagt? Siehe, hier inmitten all der Denkmäler unserer Volks- und Geistesgröße dereinst seine Statue. Sie hat hier eine ganz besondere Bedeutung. Damit will man hier nicht den geistvollen Denker, nicht den klassischen Dichter, nicht den zu so bewundernswürdiger Harmonie durchgedrungenen Menschen feiern, wie da, wo sonst sein Bildnis uns entgegentritt. Das alles war er ja noch nicht auf Straßburgs Boden. Hier in Straßburg will man ein Gedächtnis stiften dem einundzwanzigjährigen Goethe in seinem Werdedrange: dem jungen ringenden Geiste, der, der Zucht des Guten mit Willigkeit des Herzens unterstellt, seine Natur herausarbeitete aus des Staubes Gewalten, auf daß sie, geläutert und veredelt, zu großem, freiem Wirken fähig würde; dem idealen Jünglinge, dessen frisch dem Leben erschlossene Sinnenkraft doch nicht in der Materie hängen blieb, sondern mit tiefer Seele in ihr und über ihr ein Reich der Schönheit und des Geistes suchte. Dieser heilig ernste Jugendtrieb nach dem Reinen und dieses nach Aufschwung verlangende Jugendwesen, dieser Goethesche und Schillersche Idealismus, der all ihrer Weisheit und all ihrer Poesie uns erst den rechten Wert verleiht und der sie beide zu solchen Männern hat werden lassen, — der soll hier verewigt werden. Der soll hier vor der deutschen Jugend zeugen von dem, was zur Größe führt und was in der Größe erhält!

Wenn unsere Jünglinge und Jungfrauen allen entgeistigenden und moralisch zerstörenden Mächten der Zeit zum Trotz diesem sittlichen Idealismus treu bleiben, dann werden sie finden, daß die Dichtung der beiden, weit entfernt, sich bereits ausgewirkt zu haben, in sich so viele lebenskräftige Keime birgt, die erst noch der vollen Entfaltung harren, und die gerade in dem Realismus des neuen Zeitalters schön und groß

aufgehen wollen. „In meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte!“ - - hat einst Schiller in jugendmutiger Selbstgewißheit seinem Körner zugerufen.

Wir glauben an dieses Jugendmark unserer Klassiker! Nicht aus Voreingenommenheit, weil sie Schiller und Goethe heißen, sondern weil sie Gestalten sind, in denen die Gemüts- und Gewissensgründe unseres Volksgeistes sich erschlossen und ihre innersten Lebensmächte hervorgetrieben haben. Möge dieses Buch bei allen Lesern den Eindruck geweckt haben, daß das, was uns bei unseren Dichtern in der Verklärung der Schönheit entgegentritt, nichts anderes ist wie die vom Christentum geläuterte und vertiefte germanische Natur. Jenes Deutschtum der Gesinnung, das seine gewaltige Kraft im Dienen, Helfen Retten ihre höchste Befriedigung finden läßt; das bei der Entfaltung seines starken Selbstwillens beständig an seine Selbstbeschränkung denkt; das seine Erdenliebe mitten im Umsichgreifen des Erwerbens und Genießens an Güter erinnert, die für die Seele wertvoller seien, als alles, was die Welt ihr biete. Jene Innerlichkeit des deutschen Herzens, die in sich eine Welt, eine Ewigkeit, einen Himmel weiß; die nichts Besseres kennt, als in ihr reiches Ich sich zu versenken und durch dieses hindurch niederzusteigen in des Lebens heilig dunkle Tiefen, um darin grübelnd, forschend, suchend des göttlichen Geistes leuchtende Spuren zu erspähen; und die doch, während sie titanisch mit sich selber, mit dem Leben und mit dem ganzen Weltall ringt, den tief in der Seele gegründeten Frieden sich nie wahrhaft stören läßt und im Wirrsal der Fragen und Zweifel, die sie noch nicht durchschaut, sich schon der Harmonien erfreuen kann, die der in sich versöhnte Sinn ahnend aus der Ferne vernimmt.

Von diesem Geiste ihrer Harmonie und ihrer Herzenshumanität recht viel hinein in die friedlos und glaubenslos seufzende Zerrissenheit und in das wüst sich selbst zerrüttende Kraftgetobe unserer Tage!! So wird der in der Moderne sich schon im vollem Gange befindliche Prozeß der Ausstoßung all jener durchaus undeutschen Elemente seinen Fortgang nehmen,

und die Bewegung des heutigen Geisteslebens wird immer mehr dazu kommen, wieder aus dem eben so freien wie frommen Idealismus urdeutschen Wesens reine, echte und gesunde Kraft zu schöpfen!

Dürfen wir nun aber dessen gewiß sein, daß das aufstrebende Geschlecht und die kommenden Generationen eine dahingehende Entwicklung des Lebens im Auge haben, dann braucht uns um Deutschland nicht bange sein. Dann hat es eine schöne Zukunft. Dann wird das Reich, das seine geschichtliche Werdezeit bereits zurückgelegt hat, der Sonne entgegenreifen. Ja, es kann dann auch von ihm gelten, was Schiller dem Freunde zurief, als dieser auf seines Schaffens voller Höhe stand: „Jetzt kehren Sie ausgebildet und reif zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüte verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und **unsterblich wie diese!**“



Register.

(Die erwähnten oder besprochenen Dichtungen finden sich unter den Namen der beiden Dichter.)

II. Des Dichters Werke.

Schillers Frauengestalten

von Julius Burggraf.

2. Auflage. 6.—10. Tausend. 30 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Hlbfrz. M. 7.—.

Es ist eine tief erfreuliche Erscheinung, daß die besten Kräfte sich an die Arbeit gemacht haben, um ihrem Volke den ganzen Wert des Großen deutlich zu machen. In wenigen Jahren sind die Werke von Bellermann, Minor, Weltrich, Wychgram erschienen, denen sich das schöne Buch von Burggraf zugesellt, das den Verfasser als tüchtigen Kenner der Schillerlitteratur bis in ihre neuesten bedeutsamen Evolutionen hinein kennzeichnet. Der Stil sucht mit Erfolg der ätherischen Reinheit der Atmosphäre, in der sich das Leben dieses herrlichsten Sohnes unseres Vaterlandes abspielt, gerecht zu werden; er ist durchwärmt von verständnisinniger Begeisterung, ohne jener pointierten Geistesschärfe ganz zu entsagen, welche zum Charakterisieren unerläßlich ist. Der Glanzpunkt des litterarhistorischen Teiles ist die Schilderung des Verhältnisses zu den beiden Schwestern Lengefeld und ganz besonders zu Lotte. Hier haben Liebe und Begeisterung dem von seinem Stoffe ganz erfüllten Verfasser den Griffel geführt, und ein Bild ist zustande gekommen, das man entzückend nennen kann.

Prof. Dr. H. Conrad in der Nationalzeitung.

Daß es nur gleich vorausgesagt werde — ein köstliches Buch, das man, wenn man es zu Ende gelesen hat, am liebsten sofort wieder von vorne anfangen möchte. Es ist unmöglich, auf die mannigfachen hohen Vorzüge des Werkes eingehender hinzuweisen .... nur der Freude soll Ausdruck gegeben werden, daß dieses Thema, dessen Behandlung einen längst gehegten Wunsch der Freunde des großen Dichters erfüllt, gleich einen für solche Aufgabe förmlich prädestinierten Schriftsteller gefunden hat.

Prof. Dr. Unbescheid in der „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht." 1897.

Ich darf wohl sagen, daß ich selten ein Buch über Schiller mit solchem Genuß gelesen habe. Burggraf hat seine Aufgabe in ganz vortrefflicher Weise gelöst. Er schöpft, wie dem Kundigen jede Seite zeigt, aus dem Vollen. Es gelingt ihm, manche Beziehung aufzudecken, die bisher noch verborgen lag. Das Buch ist in einer edlen vornehmen Sprache geschrieben, und eine vornehme Weltauffassung spricht aus ihm.

Prof. Dr. Wychgram in den „Bl. f. litt. Unterhaltung."

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Shakespeares Frauengestalten

von **Dr. Louis Lewes.**

27 Bogen in feinster Ausstattung.

Preis geh. M. 5.–, in Leinen geb. M. 6.–, in Hlbfrz. M. 7.–.

Dieses Buch hat sich zur Aufgabe gestellt, zu einem gebildeten deutschen Leserkreis über Shakespearesche Frauengestalten zu sprechen. Um den rechten Standpunkt für die Beurteilung Shakespeares zu gewinnen, ist es notwendig gewesen, nach zwei Seiten hin eine genügende Grundlage zu schaffen. Einmal muß die Zeit, aus welcher ein solcher Dichter hervorgehen konnte, in ihren Zuständen und Stimmungen geschildert werden, denn auch die größten und gewaltigsten Männer wurzeln in der Zeit, welcher sie angehören und können nur im Zusammenhang mit ihr und nach einem richtigen Verständnis derselben selbst richtig aufgefaßt und verstanden werden. Die zweite Aufgabe bestand darin, die Entstehung der dramatischen Poesie und ihre allmähliche Entwicklung in England bis zu Shakespeares Auftreten in kürzerem Umriß dem Leser vor Augen zu führen, denn ohne eine Kenntnis der dramatischen Dichtung vor Shakespeare sind viele hervorragende Eigentümlichkeiten seiner eigenen Werke, namentlich derjenigen aus seiner Jugendzeit, nicht zu verstehen und richtig zu beurteilen. Daran schließt sich eine kurze Darstellung der Lebensschicksale des Dichters, soweit dies nach den spärlich fließenden und oft sehr unklaren Quellen möglich ist, denn auch eine solche wird sehr wichtige Fingerzeige für die Beurteilung und Schilderung seiner dichterischen Entwicklung und für das richtige Verständnis seiner Dichtungen gewähren; es wird sich daran der Versuch knüpfen, so weit es geschehen kann, die Entstehung der einzelnen Werke chronologisch festzustellen, und dann die hervorragendsten Frauengestalten, welche uns in diesen Dichtungen entgegentreten, in dieser chronologischen Reihenfolge darzustellen und zu charakterisieren.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Goethes Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes.

30 Bogen in feinster Ausstattung.

2. Auflage. (6.—10. Tausend.)

Preis geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Hlbfrz. M. 7.—.

Der Verfasser begleitet den Altmeister Goethe auf seinem thatenreichen, vielbewegten Lebensgange und entwirft interessante Charakterbilder von allen den Frauengestalten, die sich eines Einflusses auf den Dichter des „Faust" rühmen konnten. Unter Benutzung des reichhaltigen Quellenmaterials charakterisiert er Goethes Mutter, seine Schwester Cornelia, Gretchen, Anna Dorothea Schönkopf, Friederike Brion, Charlotte Buff, Lilli Schönemann, Frau von Stein, Minna Herzlieb und Bettina von Arnim. Daneben werden aber auch die mit diesen weiblichen Personen im engsten Zusammenhang stehenden Frauengestalten seiner Dichtungen, vom Gretchen des „Faust" an bis zur Charlotte und Ottilie der „Wahlverwandtschaften", in geistvoller Weise vor Augen geführt und dargethan, wie Goethes Dichten das Spiegelbild seines Lebens war. Das Buch verdient namentlich auch in Frauenkreisen weiteste Verbreitung, die darin einen tiefen Blick in das Herzensleben des gewaltigen Mannes thun können.

Die Kunst des Vortrags

von **Emil Palleske.**

3. Auflage. (11.—16. Tausend.)

Preis geheftet M. 3.—, hübsch gebunden M. 4.—.

Ein unentbehrlicher Ratgeber für alle, welche Sprecher von Beruf sind, für alle, die ihre Aussprache verbessern, eine schwache Stimme und Lunge kräftigen wollen.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Schillers Leben und Werke.

Von **Emil Palleske.**

15. Aufl. 50 Bogen.

Preis geh. M. 5.–, in Leinen geb. M. 6.–, in Hlbfrz. M. 7.–.

In den Tagen des vaterländisch begeisterten Aufschwungs geschrieben, welche der Schillerfeier voraufgingen, hat sich seither das Werk Palleskes, in Plan und Aufbau an Goethes Leben von Lewes sich anlehnend, in der Gunst des deutschen Publikums dauernd erhalten. Und es verdient diese Gunst. Vielleicht nicht so objektiv in der Darstellung wie der Brite, welcher uns Goethe als Mensch und Dichter in klassischer Weise geschildert, erscheint Palleske wie beherrscht von dem gewaltigen Gegenstande seiner begeisterten Darstellung. Nur ein Deutscher konnte so über Schiller schreiben, wie Palleske, der in der Aufgabe, die er sich gestellt, förmlich aufgeht. Das Patriotische in der Auffassung des Autors schlägt immer durch, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu bietet; und dies giebt dem Buche, gerade angesichts alles dessen, was Deutschland geworden und was der Dichter vorahnend ersehnte, nur einen Reiz mehr.

Goethes Leben und Werke.

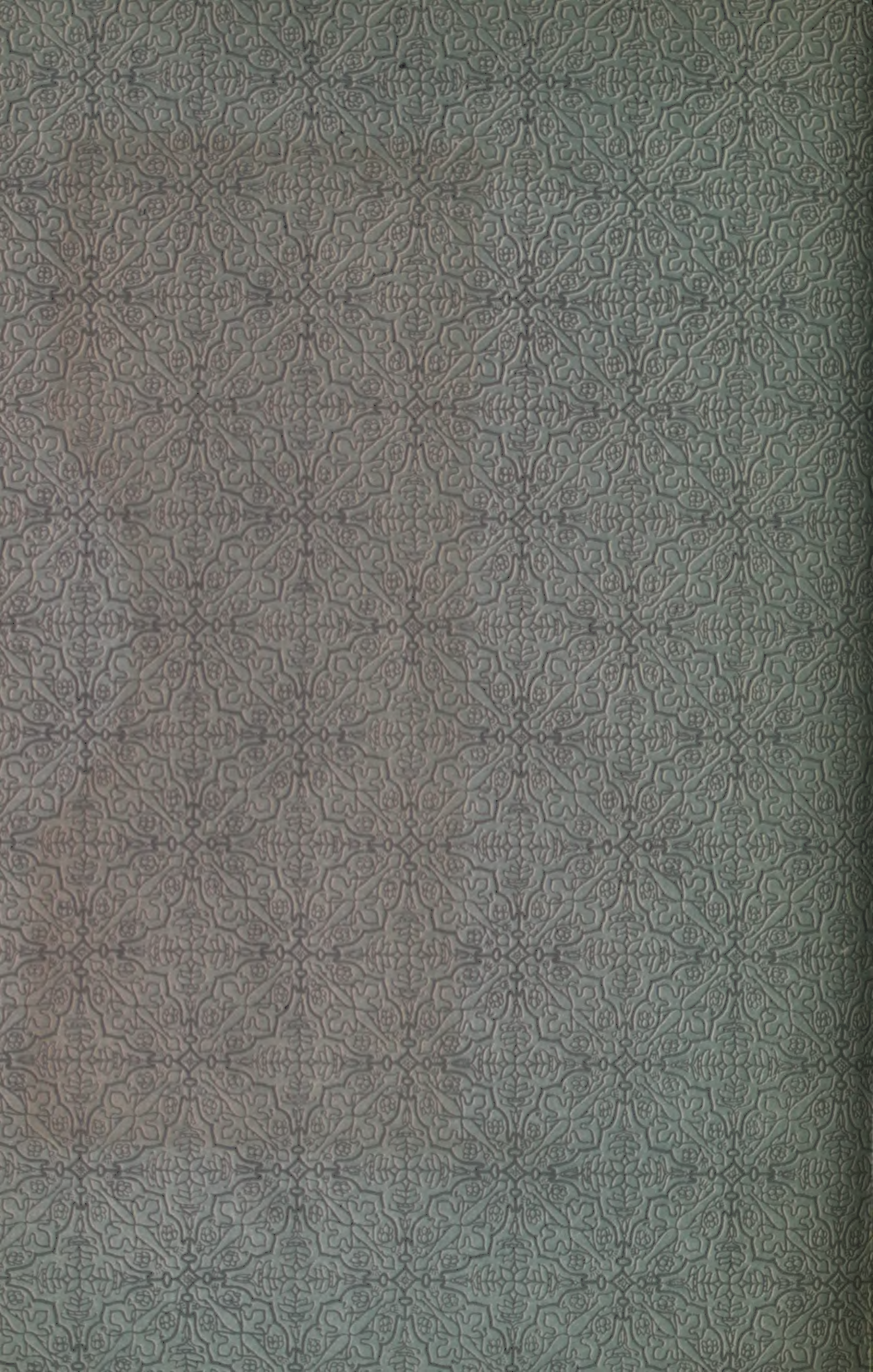
Von **G. H. Lewes.**

Autorisierte Uebersetzung. 17. Aufl. 44 Bogen.

Preis geh. M. 5.–, in Leinen geb. M. 6.–, in Hlbfrz. M. 7.–.

Es ist ein vortreffliches Zeugnis nicht nur für den Verfasser und das Buch, sondern auch für die gesamte deutsche Nation, daß von dieser Muster- und Meisterbiographie die siebzehnte Auflage nötig werden konnte. Das Werk des Engländers ist in der Uebersetzung Freses zu einem wahren „Standard-work“ jeder deutschen Bibliothek geworden, die sich „respektiert“, und so scheint es überflüssig, noch etwas Besonderes zum Lobe eines Buches hinzuzufügen, das freilich in keinem Hause fehlen sollte, in welchem sich Goethes Werke befinden. Wenn wir bei diesen siebzehn Auflagen etwas beklagen, so ist es das Eine, daß es ein Engländer sein mußte, der dem deutschen Volke seinen Goethe so voll und ganz erschloß, wie dies durch Lewes geschehen. Aber als Zeichen der liebevollen Bewunderung des Auslandes für den deutschen Geistesheroen muß uns schlechterdings diese Biographie nur um so willkommener sein.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.





Goethe, Johann Wolfgang von. Biog. and Crit.
60627
LG
G599
Ybur
Burggraf, Julius.
Goethe und Schiller im Werden der Kraft.
University of Toronto
Library
DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET